Digitized by Google

INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Sommerfrüchte.

Gesammelte Erzählungen

von

Ludwig Rellstab.

Erster Theil.

Die Artilleristen,

Osraim der Suchäer.

Leipzig,

Verlag von Karl Franz Köhler,

1838.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Pfarrer Werdenberg in dem Dörfchen Altenlinden lag auf dem Krankenbett und war der letzten Minute nahe. Tiefe Stille herrschte in der Pfarrstube, denn es befand sich eben niemand bei dem schlummernden Kranken, als sein blondlockiges, siebenjähriges Töchterchen, das ihm, wie der Bruder sie geheißen, die Fliegen abwehrte, damit sie den Greis nicht weckten. Doch jetzo schlug dieser von selbst die Augen wieder auf und blickte seine kleine Wächterin wehmüthig freundlich an.

„Ist Dir wohl Vater?" fragte Annchen und nahm die matt herabhängende Hand des Kranken und streichelte sie freundlich.

„Wohl und weh, wenn ich Dich sehe liebes Töchterchen!" erwiederte der Vater mit einem schmerzlichen Lächeln und suchte das müde Haupt emporzurichten. Aber es sank von schwerer Krankheit und schwerern Sorgen belastet wieder in die Kissen zurück — Die Thür öffnete sich und Ernst trat ein; leise nahte der

Knabe dem Bett des Kranken und erſt da er ihn wachend fand ſprach er: „Guten Abend lieber Vater! haſt Du ein wenig geſchlummert?“

„Ein wenig, mein Sohn,“ erwiederte dieſer, „ein wenig, aber genug. Ich werde ja bald — —“ er dachte das Wort nur zu Ende, und wollte es vor dem bewegten Knaben nicht ausſprechen, daß er bald auf den langen ungeſtörten Schlaf hoffe. „Es iſt ſchon ſpät am Nachmittage, nicht?“ fuhr er fort: „ich ſehe die Sonne trifft ſchon unſere Fenſter; nun wird ſie bald freundlich zur guten Nacht herein blicken.“

„Dann macht ſie Dir wieder ſchönes goldnes Haar Vater,“ ſprach Annchen mit unſchuldiger Fröhlichkeit.

„Ja, und rothe Wangen, ſo lange ſie mich beſcheint,“ erwiederte der Kranke und wollte recht freundlich ausſehen. „Die Sonne iſt kunſtreich und lieb, Töchterchen; aus bleichem Silberhaar macht ſie goldenes, und giebt mir auch einen Heiligenſchein, wie dem Apoſtel auf dem Bilde drüben in unſerer Kirche. Weißt du?“

„Wirſt du auch am Sonntage wieder predigen, Vater?“ fragte das Kind, ſtatt die Frage des Vaters zu beantworten.

„Nein Annchen, vielleicht noch an vielen Sonntagen nicht. Du mußt aber doch hübſch fromm in die Kirche gehn.“

Digitized by Google

„Mit Bruder Ernst," antwortete die Kleine und sah zu ihm hinauf: „die Mutter hat nicht Zeit."

Der Kranke seufzte auf und erwiederte nichts. — So blieb es einige Minuten still in der Pfarrstube. Ernst, der dreizehn Jahre alt war, vermochte den Zustand des Vaters zu beurtheilen; das siebenjährige Schwesterchen dachte freilich nicht an den Tod, und wenn es daran dachte, so wußte es doch nicht was es damit zu bedeuten habe. Es war ihr nur so traurig, daß der Vater krank zu Bett lag, und nicht mit ihr in den Garten gehn konnte, um die schönen Astern zu besehn, und die Trauben, die nun schon reif wurden. Denn der Herbst war gekommen und das Dörfchen schon rings von buntem Laub umschimmert.

„Es ist wohl ein schöner Tag heut, Ernst, warst du auf dem Felde?" fragte der Pfarrer.

„Der Himmel ist ganz blau und heiter, lieber Vater, aber es ist kühl," antwortete Ernst.

„Der September geht zu Ende! der Tag ist schon kürzer als die Nacht; was sollen wir da anders erwarten. — — Sahest du nicht ob die Mutter kommt?"

„Ich war bis auf die Birkenhöhe gegangen aber ich konnte noch keinen Wagen entdecken."

„Und sie wollte doch schon zu Mittag zurück sein!" — Ein tiefer Schmerz wurde in den Zügen des Kranken sichtbar; er wandte sich ab. Ernst fühlte zum Theil

auch schon was dieser Kummer bedeute; denn es war eine Stiefmutter für ihn und Annchen, die im Hause des Vaters waltete, und er wußte, daß sie gegen diesen so wenig liebreich war, wie gegen die Kinder. — „Nimm die Bibel mein Sohn und lies mir vor," begann der Pfarrer nach einigen Augenblicken wieder; „lies weiter aus dem Buche Hiob. — Annchen setze dich fromm und still zu Füßen meines Bettes, und höre zu." Annchen nahm ihre kleine Fußbank und that wie der Vater geboten hatte. Ernst nahm die Bibel. „Wir waren am vierten Kapitel stehen geblieben," sprach er und fing an zu lesen: „„Siehe, Du hast Viele unterwiesen, und lasse Hände gestärket. Deine Rede hat die Gefallenen aufgerichtet, und die bebenden Kniee hast Du bekräftiget. Nun es aber an Dich kommt wirst Du weich; und nun es Dich trifft, erschrickst Du. Ist das Deine Gottesfurcht; Dein Trost, Deine Hoffnung und Deine Frömmigkeit? Lieber, gedenke, wo ist ein Unschuldiger umgekommen, oder wo sind die Gerechten je vertilget?""

„Ja, dieses Wortes gedenke, mein Sohn," unterbrach der Pfarrer den lesenden Knaben. „Es ist wahr und wahrhaftig, wie auch der Schein der Welt dawider sei. Du wirst es jetzt noch nicht ganz fassen; wenn du aber älter bist, Ernst, und traurige Tage kommen, dann wird es dich aufrichten. „„Wo sind die Gerechten je vertilget?"" Drum sei gerecht, sei gut mein

Sohn! Vor allem bezähme Deinen stürmischen Sinn, und werde geduldig! Dein Herz ist gut, aber Du bist oft aufbrausend, heftig ja trotzig!"

„Nimmermehr gegen Dich, mein liebster Vater," rief Ernst, und Thränen raubten ihm fast die Stimme.

„Sei es auch nicht gegen Deine Mutter! — Ach, da ist sie!"

Louise war eingetreten.

„Du bist lang geblieben, sehr lang, liebe Louise," sprach der Kranke mit mildem Vorwurf; „ich erwartete Dich schon seit Mittag zurück."

„Es gab so vieles zu besorgen in der Stadt" entgegnete sie mit empfindlichem Ton; „es läßt sich nicht alles auf die Minute beschicken wie man glaubt!"

„Du wärest fast zu spät gekommen," sprach der Pfarrer ernst.

„Zu spät? Wie das?"

„Annchen, geh mit dem Bruder Ernst noch ein halbes Stündchen in den Garten, bis die Sonne untergeht," gebot der Vater freundlich ich habe mit der Mutter mancherlei zu sprechen."

Sie waren allein.

Louise stand halb verwirrt, halb zitternd, halb unwillig an dem Sterbelager ihres Gatten; denn ihr Herz fühlte sich schuldig, aber sie wähnte nicht, daß ihre Schuld so völlig gekannt sei. Wohl fühlte sie, wie

läſſig ſie die Pflichten des Hauſes verwaltete, wie wenig ſie den Kindern eine Mutter war, und ſie fürchtete daher die Wiederholung älterer Vorwürfe dieſer Art. Doch auf das was geſchah, war ſie nicht gefaßt. „Du wollteſt mir etwas ſagen, Werdenberg," begann ſie endlich furchtſam, und ſchlug vor den ernſten Zügen des Gatten, der nach Faſſung und Kraft zu ringen ſchien, das Auge nieder.

„Ja Louiſe," ſprach er endlich mühſam, und richtete ſich auf dem Lager empor; „lies hier dieſen Brief."

Sie nahm ihn, las, zitterte, wollte ſprechen — doch vermochte es nicht. Endlich mußte ſie ſich ſetzen.

„Sieh, Louiſe, eine ſolche Laſt iſt die Schuld, daß ſie Dich, die geſund und jung vor dem kranken Greiſe ſteht, zu Boden drückt, und Du ſchwächer auf Deinen Füßen biſt als ich der Sterbende! Louiſe! die Sonne die ſich dort röthlich niederſenkt iſt vielleicht die letzte, die uns gemeinſam beſcheint — morgen ſehe ich ſie ſchwerlich aufgehen. In dieſer Stunde will ich Dir nicht zürnen, ich will vergeben! Denn ich habe Dich geliebt, und die Liebe iſt langmüthig und freundlich; ſie verträgt alles, ſie hoffet alles, ſie duldet alles!"

„So glaubſt du wirklich —" wollte Louiſe ihn unterbrechen.

„O mehre deine Schuld nicht durch Verläugnen! Das Geſtändniß, was deine Lippen verfälſchen wollen,

liegt klar auf deinen Wangen. Sei jetzt wenigstens wahr, wenn du mich einst ehrtest oder liebtest, denn die Liebe freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, aber sie freuet sich der Wahrheit."

Die Schuldbewußte zerfloß jetzt in Thränen, und drückte ihr vor Scham glühendes Antlitz in die Kissen des Bettes. — „Du hast," fuhr der Pfarrer milde fort, „die heilige Treue des Ehebundes gebrochen: aber ich will Dich nicht jenseit deshalb verklagen. Ich will Dich entschuldigen. Es war unbedacht, es war vielleicht unrecht von mir, daß ich Dich, die so viel jüngere, an den ältern Mann zu fesseln dachte. Ich hoffte, Du werdest meinen Kindern eine Mutter, mir gleich einer Tochter sein; ich habe mich getäuscht, — es war auch meine Schuld. Ich habe sie gebüßt, denn die drei Jahre unserer Ehe waren voller schwerer Prüfungen, und mein Haar ist darüber ergraut, mein Herz gebrochen. Doch Dich klage ich nicht an. — Jetzt aber Louise kommt die Stunde die uns trennt, ich fühle es, sie ist mir nah. Du wirst frei, — aber meine Kinder werden rathlose Waisen. Wer soll sich ihrer annehmen? Du weißt, ich habe keine Verwandte, keinen Freund, der mir so nahe stände, daß ich ihm die schwere, heilige Obhut übergeben dürfte! Du mußt ihre Beschützerin sein, Du — und der gnädige Vater dort oben. — Louise, die Schuld sei ganz von Dir genommen, Alles sei vergessen

und vergeben, aber sage Dich nun los von dem Bösen, und versprich mir die Mutter meiner Kinder zu sein! Nur eine Gute vermag es, darum werde gut. — Versprich mir auch ihnen keinen Stiefvater zu geben, — bis Ernst seine Schwester beschützen kann. Es sind noch wenige Jahre — nur diese opfre mir. Hörst Du, ich bitte Dich, gieb ihnen keinen Stiefvater — wenigstens nicht den, der Dich verführte!" — Hier brach die erschöpfte Kraft des Kranken zusammen, und die Hand, die er der Weinenden, ihr Antlitz verbergenden hinreichen wollte, um ihr Versprechen zu empfangen, sank matt darnieder. Da er schwieg, richtete Louise sich auf, und sahe ihn betäubt, halb bewußtlos in die Kissen zurückgesunken. Sie schluchzte laut und rief: „Er stirbt, Euer Vater stirbt! Kinder, Kinder kommt herein!" Sie waren im Garten und hörten den Ruf der Mutter nicht. Sie öffnete des Fenster und rief hinaus: „Ernst, Annchen, kommt herein, schnell herein!" Dann eilte sie an das Bett des Kranken, und versuchte sein Haupt wieder aufzurichten und ihm Linderung zu verschaffen von dem beklemmenden Krampf der seine Brust zusammenpreßte, und den diese letzte gewaltsame Zusammenraffung der hinsinkenden Kräfte verdoppelt hatte. Sie war wirklich erschüttert und angegriffen; schwer hatte sie gesündigt, doch ihre Brust war noch nicht verhärtet im Bösen, sie empfand noch Reue. — — Die Kinder ka-

men eilig herein. Als Ernst des Vaters schmerzverzogenes Angesicht erblickte, und die Mutter weinend über ihn gebeugt sah, rief er laut im Schmerz aus: „Er ist todt, er ist todt!“ Annchen rief ihm kindisch nach, und weinte bitterlich und kniete an dem Bett des Vaters nieder. Die Thür war offen geblieben; die Dienstleute hatten den Ruf gehört; alle eilten herein und umstanden das Sterbelager. Sie weinten aufrichtige Thränen, denn der Scheidende war Allen ein Vater und redlicher Freund gewesen. Jetzt fielen die goldenen Strahlen der Sonne durch das Fenster auf das Bett, und rosiges Licht umfloß die Lagerstätte und das Antlitz des Entschlummernden. Da wurden seine krampfhaft entstellten Züge ruhiger, der Schmerz entließ ihn von seiner spannenden Folter, und übergab ihn der Ermattung. Er athmete tief, öffnete die Augen, sah irr und suchend umher, lächelte, winkte freundlich, leise mit dem Haupt zum Zeichen als erkenne er die Umstehenden, und sank dann müde und träumend wieder in die Kissen zurück. — So blieb er. Kein Wort entfloh mehr seinen Lippen. Die sinkende Sonne füllte das ganze Gemach mit purpurner Gluth; sie verschwand endlich hinter dem dunkeln Waldsaum, und ließ nur eine graue kalte Dämmerung zurück. Da entwich auch der letzte Lebenshauch aus der Brust des Kranken, er

seufzte noch einmal leise, dann ward es still — er hatt
geendet.

In peinlicher Beklommenheit standen die Angehö
rigen umher. Ernst hielt sein weinendes Schwesterchen
in den Armen und küßte es, und überströmte es mit
seinen eigenen Thränen. Die Mutter wollte den Kin
dern nahen und sie auch küssen; doch Ernst, dem schon
ein tiefer Keim des Hasses gegen sie in der Brust ruhte,
weil ihre Schuld gegen den Vater dessen Tage verbit
tert und verkürzt hatte, wendete sich unwillig heftig ab,
und zog auch die Schwester mit sich. „Laß uns!" rief
der stolze, im Schmerz trotzige Knabe, „laß uns doch
nur ruhig weinen um den Vater!" — Diese Zurück
weisung in Gegenwart der Hausgenossen, am Sterbe
bett, schnitt tief in die Seele der Gekränkten ein. Sie
fühlte ihre Verschuldung, doch es fehlte ihrer Brust an
Liebe, sie durch Reue zu tilgen, und den Unwillen des
Knaben durch liebreiche Milde zu überwinden. Daher
rief sie gereizt, unter ihren Thränen: „Geh Du unge
rathener Sohn, der selbst an seines Vaters Sterbebett
nicht weich und gut wird. Geh — aber verdirb das
arme Kind nicht!" Zugleich nahm sie Annchen bei
der Hand und zog sie von ihm hinweg. Ein wilder
Zorn und Schmerz zerriß die Brust des Knaben. Er
warf sich heftig auf die Kniee an dem Bett des Todten
nieder, ergriff dessen Hand und rief, von Schluchzen

unterbrochen: „Ach Vater! bleibe bei uns! —" Nun ſind wir ganz verlaſſen! Nun kommt alles Elend über uns! — Chriſtel, die alte Magd, die ſelbſt oft hart behandelt und gekränkt, des Knaben Schmerz wohl verſtand, trat zu ihm, legte ihm die Hand auf die Schulter und ſprach ſanft: „Mein Ernſt, jetzt mußt Du fromm ſein und beten. Die Todten ſind heilig, da darfſt Du nicht ſo wild rufen und weinen! —" Der vom Schmerz Betäubte lehnte ſeine heiße Stirn auf die Kiſſen, ließ ſeine Thränen rinnen, faltete dann die Hände und betete ſtill. — Allein die Mutter hatte das Gemach verlaſſen, denn Gewiſſen und Schmerz, Angſt und Bitterkeit der Seele trieben ſie hinaus ins Freie.

Es ward endlich dunkel. Die Mägde wuſchen die Leiche und kleideten ſie in das Todtengewand. Ernſt ging allein draußen im Felde umher, und heftige Gedanken wallten in ſeiner jungen Bruſt. Er ſah die goldenen Sterne an, und hörte den Herbſtwind ſauſend über Feld und Wald ziehen. Die friſche Nachtluft kühlte ihm die heißen Augen und Wangen. Da richtete ſich ſein muthiges Herz ſtolz und getröſtet auf. Warum ſoll ich mich verloren geben? dachte er, weil mein Vater geſtorben iſt! Soll ich mich vor meiner Stiefmutter fürchten? Steht mir denn nicht die ganze Welt offen? Der große Vater, der dieſe tauſend Sterne geſchaffen hat und leitet, der wird mich ja auch

behüten. Ich will nicht mehr sorgen um die Zul
Weinen will ich um meinen guten Vater, weil e
todt ist und begraben wird, aber nicht weil er
nicht mehr gegen die Mutter beschützt. Ich wi
gerad heraus sagen, sie soll gut gegen uns sein, so
ich ihr auch gehorchen, und Annchen auch. — Sc
der Knabe wieder nach Haus, und schlich sich au
Kämmerlein. Morgens wachte er mit Trost und
nung im Herzen auf, und ging zur Mutter hin
die eben Annchen angekleidet hatte und ihr das
flocht. „Mutter!" sprach er redlich und treu z
„der Vater ist nun dahin. Aber sei Du gut zu
so wollen wir auch gut zu Dir sein." Sie erw
lebhaft: „„Ich will gut sein, Mutter, dann sei
gut zu mir"" hättest du sprechen sollen, Du tr
Knabe. Willst Du denn deiner Mutter befehle
vorschreiben? Annchen wird besser sein, nicht
mein Kind?" — „Ja Mutterchen," sprach die
schuldig, ohne den Bruder kränken zu wollen. —
aber empfand es tief; er hatte es redlich gemeint
sah er wohl ein, daß er gefehlt hatte. Gern
ers bekannt haben, aber der Mutter kaltes Aug
mißmüthiges Angesicht scheuchte ihn in sich selbst
und Annchens unschuldiges Wort that ihm in der
weh. Er schwieg also und setzte sich still an's F
Die Mutter nahm auch das für Trotz, und ihr

wille gegen ihn vergrößerte sich. Sie gab dem kleinen Mädchen ein Zuckerbrod, streichelte es und sprach: „Sei immer hübsch artig Annchen, dann habe ich Dich auch lieb; niemals mußt Du so trotzig sein wie Ernst. —" Diesem rollten große Thränen über die Wangen. Er sah hinaus über den Garten nach der Kirche und dem Kirchhof zu, wo nun bald der Vater ruhen sollte. Sein Muth sank, ihm wurde gar zu bang und weh um das Herz. — Die Schwester wird sie Dir auch abwendig machen, dachte er, denn die ist noch ein Kind, und wer ihr etwas schenkt, den hat sie lieb. Was soll ich ihr schenken? — Um seine Thränen zu verbergen, schlich er sich jetzt still hinaus, und ging hinüber in des Vaters Zimmer, wo die Leiche lag. Dort weinte er recht herzlich, bis das Hinüberkommen der Mutter ihn wieder vertrieb. Er suchte ihr den Tag über so viel als möglich auszuweichen, und saß und beschäftigte sich mit seinen Büchern, oder im Garten. Auch zu Annchen wagte er sich nicht recht hinan, weil sie ihm einmal als er sie küssen wollte, offen und unschuldig gesagt hatte: „Sei aber doch nicht so unartig Ernst. Du mußt die Mutter lieb haben!"

So verging dieser Tag und der folgende. Am dritten wurde der Vater auf dem Kirchhofe bestattet. In der Kirche, wo der Vicarius dem Hingeschiedenen vor der ganzen versammelten Gemeinde die ehrenvolle Gedächt-

nißrede hielt, so wie auf dem Gottesacker, wo er
mals ein rührendes Wort und Gebet sprach, war
mit der Mutter und Schwester zugegen; diese un
Umstehenden weinten, aber seine Thränen waren
siegt; er sah nur bleich und gramvoll aus, und di
stere Beklemmung seiner Brust versagte ihm den
sich lösenden und ausweinenden Schmerz.

Am Nachmittage sprengte ein Reiter vor
Pfarrhaus; es war ein stattlicher Mann in besten
ren, wohlgewachsen mit einem schwarzen Knebe
lebhaften Augen und hoher Stirn. Ernst, de
Fenster stand, betrachtete ihn staunend und mit F
denn der schöne Mann gefiel ihm wohl, und das
tige Pferd reizte seine muthige Knabenlust. Der Fren
trachtete das Haus mit prüfenden Blicken und
ihn dann: „Ist dies das Pfarrhaus, mein S
„Ja wohl," erwiederte Ernst, und wollte hinzu
aber der Pfarrer ist heut begraben, als der Reit
schon mit den Worten unterbrach: „Ich möcht
die Frau Pfarrerin sprechen. Sie ist doch zu H
„Ja wohl," bejahte Ernst, „aber im Garten." —
sei so gut mein Sohn, und sage ihr," der Ritt
von Schwarzeck wünsche sie zu besuchen. Kan
indessen wohl jemand das Pferd abnehmen? —"
selbst," rief Ernst, und sprang hinaus. Er nah

Thier, um es in den Stall zu führen, und dann die Mutter zu rufen. Der Gast trat indessen ins Haus.

Louise erröthete und erblaßte, als Ernst ihr die Botschaft brachte. Denn es war niemand anders als ihr Geliebter, um dessentwillen sie die heiligen Pflichten der Gattin gebrochen hatte. Zwar hatte sie den Entschluß gefaßt sich von ihm loszusagen, nicht mehr nach der Stadt zu fahren, wo sie sonst ihre Zusammenkünfte mit ihm hielt, doch sein plötzliches Erscheinen brachte einen Eindruck auf sie hervor, aus dem sie wohl erkannte, wie schwach ihre Kraft zum Entschluß der Entsagung war. — Sie ging hastig dem Hause zu. Ernst, der ein so großes Wohlgefallen an dem Reuter gefunden hatte, wollte sie begleiten; doch die Mutter gebot ihm, unnöthig streng, weil das böse Gewissen ihr die natürliche Ruhe geraubt hatte, er solle zurück bei Schwester Annchen bleiben, denn sie habe mit dem Fremden allein zu sprechen. Der Knabe sah und fühlte an der Art und Weise wie ihm der Befehl gegeben wurde, wiederum nur die stiefmütterliche Willkühr, welche ihm jede Freude verdarb; doch wandte er sich um und ging mißmuthig zurück, aber nicht zu Annchen, sondern aus der Hinterthür des Gartens weit ins Feld hinaus.

Mit klopfendem Herzen, beschämt, verwirrt, näherte sich Louise dem Hause; sie zitterte als sie die Thür des Zimmers aufklinkte, in welchem sie erwartet wurde.

„Um Gotteswillen, Karl, was willst Du hier!“ rief aus, als sie den Verführer vor sich stehen sah, „w Du nicht, daß Du in das Haus einer Wittwe tritt

„Eben weil ich das weiß, bin ich gekommen,“ wiederte er und nahm sie in seine Arme und küßte Doch erschreckend wollte sie sich loswinden und rief „Nein Karl, so nicht, von nun an nimmermehr! Du weißt nicht, wie elend Du mich gemacht hast!“

Er aber, seiner überlegenen Ueberredungskunst n bewußt, ließ sie dennoch nicht, sondern umschlang nur um so inniger und küßte sie mit dem Ausdr der zärtlichsten Liebe und Theilnahme. „Was n Du Dich fürchten und vor mir fliehen, Louise,“ spra überredend, „die Fesseln, die Dich armes junges W so lange drückten, sind ja nun zerrissen und Du b mein, ganz mein sein. Nicht einen Gatten, son einen strengen, ungerechten Herren hast Du verloren, Dich mit sträflicher Ueberredungskraft, und die Une renheit deiner Jugend mißbrauchend, in das düstere fängniß einer unglücklichen Ehe gelockt hatte. W lich, Du hast ihm keine Treue gebrochen, denn Du n ihm keine schuldig.“

Wie sehr sich Louisens Gewissen gegen die einsch chelnden Verlockungen sträubte, so willkommen w sie ihrem sträflich wünschenden Herzen. Doch entd sie dem Geliebten unter Thränen, daß ihr Gatte

Schuld gekannt und wie er sie ihr vergeben habe. Zugleich zeigte sie den Brief vor, durch den sie verrathen war. Schwarzeck griff hastig darnach; im Lesen verfinsterten sich seine Züge, er rollte das Auge und stampfte wild mit dem Fuß. „Verdammt," rief er aus, „ich merke wer mir den Streich gespielt hat, aber wart nur, guter Freund, Du dachtest mir Gift und Galle in den Leib zu jagen, doch dafür sollst Du jetzt Eisen oder Blei kosten, oder ich will mir meinen Degen zerbrochen vor die Füße werfen lassen."

Louise zitterte, denn einen solchen Ausbruch des Grimms und Zornes hatte sie noch nie an ihm gesehen, da er sie mit den gewandesten Künsten liebenswürdigen Einschmeichelns gewonnen hatte und beherrschte. Es war ihr daher eine wahre Wohlthat, als in diesem Augenblick Annchen eintrat, und halb mißmuthig und halb weinend sprach: „Mutter, Ernst hat mich ganz allein gelassen im Garten, aber ich fürchte mich vor dem Manne mit dem schwarzen Bart." — „Du fürchtest Dich vor mir, Kleine?" sprach Schwarzeck lächelnd und nahm sie bei der Hand. — „Nein vor Dir gar nicht," antwortete die Kleine und sah ihn groß an; aber vor dem Mann unten im Garten." Dabei deutete sie mit dem Händchen nach dem Fenster. Louise und Schwarzeck traten an dasselbe und im Augenblick sahen sie wirklich einen wild aussehenden Kerl mit strup-

pigem Bart aus der Gartenthür treten, und über
Hof ſchleichen, während er ſpähend rings umher bli
— „Der Kerl ſieht wahrhaftig wie ein Galgenv
aus," rief Schwarzeck, „gehört er hierher?" — „N
ſprach Louiſe, „es iſt ein wildfremder Menſch, gar n
aus dem Dorfe."

Schwarzeck öffnete auf dieſe Antwort ſogleich
Fenſter und rief hinaus: „He, Ihr da, was wollt
hier? Was habt Ihr hier zu thun?" — Der A
rufene wendete ſich raſch um, und bückte ſich mit
derwärtiger Unterwürfigkeit bis tief an die Erde. „
allergnädigſter Herr," rief er mit ſichtlich geheuch
Demuth, „ich bin ein armer Wandersmann, der
ſeiner Heimath will. Ich war Soldat, habe im
gen Jahre den ſchleſiſchen Krieg mitgemacht, w
verwundet, invalide, und man hat mir nun den
ſchied gegeben. Nur um eine kleine Gabe wollte
bitten!" — „Die Hunde hinter Euch drein, Land
cher und Strauchdieb," rief Schwarzeck drohend,
und Soldat geweſen! wo hättet Ihr denn den Zop
laſſen! Macht, daß Ihr den Hof hinter Euch bekom
oder Ihr bekommt mich hinter Euch!" — Der erſchr
Bettler mußte nicht das beſte Gewiſſen haben, de
ſprang in Windesſchnelle in drei Sätzen davon,
nach wenigen Augenblicken war er verſchwunden. L
erſchreckte über den wilden Ton, den ſie nie an Sch

gekannt, und noch mehr darüber, daß er sich so ohne Weiteres im Hause benahm, als sei er der Herr, obgleich sie einräumen mußte, er habe entschlossen und vernünftig gehandelt. Doch empfand sie es nur zu sehr, wie sie ihm nicht widersprechen dürfte, noch Einhalt thun könnte, wenn er auch noch weiter gehen wollte; denn durch ihre strafbare Schwäche hatte sie sich ihm unterworfen, und er war ihr Gebieter geworden.

Es war ihm lästig, daß Anna sein Gespräch mit Louisen gestört hatte. Er gab es ihr zu verstehen; diese beschäftigte daher das Kind mit ihrem Spielzeuge, und schlug Schwarzeck einen Spaziergang in den Garten vor, der eben noch von der sinkenden Sonne aufs freundlichste beleuchtet wurde. Dies nahm er an und sie gingen hinaus.

Indessen war Ernst auf dem Felde umhergeschweift. Er hatte seinen Lieblingsweg eingeschlagen, nach dem Birkenhügel hinauf, von wo er die Gegend weit überblicken konnte. Hatte ihn schon sonst, als der Vater noch lebte, die, lebhaften Knaben so eigenthümliche, Sehnsucht in die Ferne oft mächtig ergriffen, so zog es ihn jetzt mit um so stärkeren Banden hinaus, da die Heimath ihm keine Freude mehr darbot. Er sah die beiden Thürme der nahe gelegenen Stadt im Abendgolde aufsteigen; weiter darüber hinaus, in bläulich neblicher Dämmerung konnte man Stralsund liegen

ſehen und ein dunkelblauer ins Violette ſchimmernd
Streifen, der ſich weit über den Horizont zog bezeic
nete die Oſtſee, die der Knabe noch niemals in d
Nähe geſehen, wovon ihm aber der Vater ſchon ſo o
erzählt, und das Verſprechen gegeben hatte, ſobald ſic
nur ſchicken laſſe, wolle er mit ihm dahin. Tauſer
Bilder jener verhüllten Herrlichkeiten, verborgenen Wu
der und ſtaunenswerthen Abentheuer die ſeiner in d
Welt harren möchten, ſtiegen vor ſeiner Seele auf. E
ſetzte ſich auf den Raſen und überließ ſich ſeinen Trä
men, die ihn über die traurige Wirklichkeit täuſchte
Die Sonne ſank, lange ſtarrte er ihr nach in das du
kel glühende Herbſtabendroth, bis ſchwarzblaue zu ſe
ſamen Geſtalten verzogene Windwolken es düſter ur
ſchatteten. Erſt nachdem es völlig verſchimmert wo
und die Sterne ſchon mit bleichen Strahlen durch d
dämmernde Blau brachen, ſtand er auf, und trat d
Heimweg an. Als er das Dörfchen wieder erreic
und das Licht im Pfarrhauſe glänzen ſah, überkam il
eine tiefe Wehmuth, und es trieb ihn mit unbezwin
lichem Gefühl nach dem Kirchhofe an die friſche Gra
ſtätte ſeines Vaters. Hier ſaß er lange und wein
und hing ſeinen trüben Gedanken nach, bis völlig
Dunkel ihn umgab. Es war eine milde Nacht,
welche die Wärme des heiteren Herbſttages wie in ei
Juliusnacht hinüber wehte; daher erinnerte ihn a

nicht einmal die Abendkühle daran, daß es später und später wurde. Erst als der Mond im Osten aufstieg, und die dunkelrothen Strahlen unvermuthet durch die Taxusgebüsche warf, die die halb eingestürzte Kirchhofsmauer schwarz überrankten und überragten, erst da fuhr er aus seiner tiefen Versunkenheit empor, und stand auf, um nach Hause zu gehen, wo er den Unwillen der Mutter über das späte Ausbleiben fürchten mußte.

Um unbemerkt ins Haus zu kommen schlich er sich leise an der hintern Gartenseite herum. Da hörte er plötzlich neben sich, doch im Garten, flüsternde Stimmen; unwillkührlich stand er still und horchte auf. Es war seine Mutter, die mit dem Fremden sprach.

„Du bist ein thörichtes Kind, Louise," hörte er ihn leise aber im vorwerfenden Tone zur Mutter sagen; „wenn uns alles das binden sollte, was ein Thor auf dem Sterbebette von uns verlangt, so herrschten die Todten in der Welt und nicht die Lebenden. Und grade im Sterben ist der Mensch am schwächsten und verlangt, Andere sollen für ihn thun und abbüßen, was er versäumt hat. Also weil er Dir die Bürde seiner beiden Kinder schon bei seinem Leben auflastete, glaubt er ein Recht zu haben, Dich auch noch nach seinem Tode damit zu quälen? Und vollends mit einer so undankbaren Brut wie Du mir den Knaben schilderst!

Und das Mädchen wird nicht besser werden, denn
läßt nicht von Art."

Ernst erstarrte fast vor Zorn und Schrecken, als
diese Worte hörte, und noch mehr, als er beim Li
des schon höher heraufgestiegenen Mondes durch
Spalten des Zaunes sah, wie der Fremde seine Mut
auf eine Weise in den Armen hielt und küßte, die sel
einem so jungen Knaben keinen Zweifel über die Str
lichkeit des Verhältnisses lassen konnte. Fast wäre
in seiner Heftigkeit wild aufgefahren, doch eine dun
Ahnung, daß er hier noch wichtigere Entdeckungen n
chen könne, hielt ihn zurück.

„Ehe ich heut wegreite, mußt Du mir versprech
Herzchen," fuhr der Fremde fort, „daß Du mit
ziehen willst. Meine Anstellung in Rußland ist
so gut als gewiß, denn sie sind recht froh einen L
zier zu bekommen, der zwei Feldzüge unter dem
nige von Preußen gemacht hat. Die Schule ist
gut. Und sitz ich dort erst fest im Sattel, dann la
wir uns trauen, und alles ist in der Ordnung. L
soll ich allein fort, sollen wir uns niemals wi
sehen?"

„Ach ich kann nicht von Dir lassen!" rief Lo
— „Wenn nur die Kinder nicht wären!"

„Die Kinder, und immer die Kinder!" rief Schwa
unwillig und stampfte mit dem Fuß auf den

den. „Ich habe Dir's ja schon dreimal sonnenklar gezeigt, daß sie Dich nichts angehen. Das Vermögen hast Du eingebracht, daran haben sie keine Ansprüche; der Knabe ist, wie Du selbst sagst, ein Taugenichts, der durch andere Hände regiert werden muß, als die eines schwachen Weibes. Was ich mit ihm vor habe, wird am Ende sein Glück machen. Wir brauchen ihn ja nicht mit Gewalt aufs Schiff zu liefern, sondern spiegeln ihm das als sein größtes Glück vor. Laß mich nur mit ihm reden. Ich weiß mit wilden Burschen der Art umzugehen. Was willst Du wetten, er fällt mir vor Freuden um den Hals, wenn ich ihm sage, wir wollen nach Stralsund reisen, und Du kannst dort Dein Glück als Seefahrer machen. Und ist er erst auf dem Schiff und in See, so wird er sich schon fügen, weil er muß, und mein holländischer Kapitain ist der Mann, ihm den Seedienst beizubringen, er mag wollen oder nicht. Wenn er erst auf der holländischen Flotte und in der Colonie ist, wird er uns keine Sorge mehr machen. Wer weiß, ist's sein Glück; denn strenge Zucht trägt gute Frucht, und wir erleben es vielleicht, daß er als Mann mit einer Million aus Java zurückkehrt."

„Um den halsstarrigen Knaben wollte ich mich nicht kümmern," entgegnete Louise, „denn der verdient eine derbe Züchtigung, und muß streng gehalten werden,

aber von dem kleinen Mädchen trenne ich mich nicht."

„Nun meinethalben, so nimm sie mit," rief Schwarzeck verdrießlich, „wenn wir nicht eine gute Pension irgendwo für sie finden, was denn doch so überaus schwer nicht sein kann. Sonst dächte ich, wäre Deutschland immer ein besserer Aufenthalt für sie, als daß wir sie mit nach Rußland nähmen. — Nun aber gieb mir Dein festes Versprechen Louise. Es ist spät, ich muß fort, Willst Du?"

„Nun ja denn, ich muß ja wohl," erwiederte sie und warf sich an seine Brust. Er tröstete sie, redete ihr mit guten Worten zu, und führte sie im Sprechen langsam nach dem Hause zurück.

Ernst stand regungslos, wie ein Bild von Stein; es war ihm als sei er in den Boden gewurzelt, und rings von Fesseln umschnürt, so bleiern schwer lag es ihm in den Füßen, so beängstigend drückte es ihn aufs Herz. — „Nun gut denn!" rief er plötzlich trotzig, und es wurde ihm zu Muth, als hätte er nach langer Qual des Erstickens plötzlich Athem geschöpft. „Gut denn! Ich weiß jetzt was ich zu thun habe! Verkaufen wollt Ihr mich in die Fremde, wie die Brüder Josephs thaten, dem es doch zuletzt wohl erging? Es wird mir auch wohl ergehen, und ich brauche Euch nicht dazu.

Guter Vater im Himmel, habe Dank daß Du mich gewarnt hast!"

Hier warf sich der Knabe unter der lichten Sternennacht auf die Kniee, und betete aus inbrünstigem Herzen, und vergoß bittre Thränen. Endlich faßte er sich, und ging nun still ins Haus; aber sein Entschluß stand unerschütterlich fest. Fort wollte er, fort, noch in dieser Nacht.

Die Mutter schalt nicht, daß er so spät komme, und fragte auch nicht wo er so lange gewesen sei. Sie hatte andere Sorgen und Gedanken in ihrer schuldigen Brust. — Ernst verzehrte still in einem Winkelchen sein Abendbrodt, daß ihm die alte Christel gab. — Annchen war schon zu Bett. — Er ging leise während die Mutter einen Augenblick das Zimmer verließ, in die Kammer wo sein Schwesterchen schlief. Der Mond schien hell hinein, und warf seine Strahlen auf das Angesicht des kleinen schlummernden Blondköpfchens. Wie ein Engel lag es da und lächelte mit dem Rosenmunde; die Händchen ruhten, noch vom Nachtgebet gefalten, auf der Decke. Lange betrachtete Ernst die lieblichen Züge; dann sprach er weinend, aber ganz leise, damit er das Kind nicht erwecke. „Gute Nacht Annchen, nun für immer gute Nacht! — Nein nicht für immer, allein auf lange, lange Zeit, denn wenn ich groß bin kehre ich wieder, und dann soll dirs glücklich gehn mein Schwe-

sterchen. Nun aber leb wohl!" Er küßte sie au
Stirn und Mund; doch sie erwachte nicht aus dem fe
sten gesunden Schlaf der Jugend; sie war daran g
wöhnt, denn der Vater hatte sie oft im Schlummer g
küßt. Nur eine Thräne die nun aus des Bruder
Auge auf ihre Wange gefallen war, wischte sie sich i
Schlaf mit den Händchen ab, und legte dann den Ko
auf die Seite, daß Ernst ihr Gesicht nicht mehr seh
konnte. Auf den Zehen schlich er wieder hinaus u
dann auf seine Kammer.

Hier packte er Wäsche und Kleider in ein Bü
del, und steckte die silberne Uhr vom verstorbenen Gr
vater, die er bisher nur Sonntags tragen durfte, ei
dann brach er seine Sparbüchse, die der Vater ihm a
Vertrauen selbst zur Verwahrung gelassen hatte, a
ein Henkel=Dukaten, den ihm seine Pathe gesche
zwei harte Thaler, und einige kleine Silbermünzen
ren seine Baarschaft. So war er zur Wanderung
tig. Doch mußte er warten bis Alles im Hause
Bett war. Dann ging er leise mit ausgezogenen So
hen die Treppe hinab, schlich über den Hof, durch
Garten, kletterte über den Zaun und war nun im Fre
— Es galt ihm gleich, wohin er den Weg richtete,
wollte er die Straße nach Stralsund vermeiden, wei
dort dem Verräther, vor dem er floh, zu begegnen fü
tete. Er ging daher quer über die Feldmark, und d

den Wald fort, bis er einen Holzweg traf, dem er folgte. Erst nach Mitternacht erreichte er das Freie wieder, und gelangte auf den Rücken einer Anhöhe. Da sah er hinter sich, in der Richtung woher er kam, einen rothen Schein am Himmel, den er bald für eine Feuersbrunst erkannte. Die tiefe Einsamkeit der Nacht, das schauerliche Ziehen des Herbstwindes über die Waldwipfel, der blutige flammende Wiederschein in der Ferne, alles dies erfüllte seine Seele mit einem ahnungsvollen Grauen. Das Feuer schien sehr weit zu sein, viel weiter als sein Geburtsdörfchen; aber doch war es ihm, als müßte er zu Hülfe eilen und sein Schwesterchen retten. Er stand lange und blickte unverwandt hinüber. Endlich überfiel es ihn wie eine Art von Furcht, und er eilte mit hastigen Schritten weiter. In Kurzem erreichte er abermals ein Gehölz, und nun war wieder alles finster um ihn her. Er ging langsamer; jetzt begann er seine Müdigkeit zu fühlen. Er setzte sich auf den Rasen unter einen Baum; doch da er keinen Mantel hatte, fing ihn bald an zu frieren. Um sich eine wärmere Lagerstätte zu bereiten, scharrte er mit Mühe das abgefallene Laub zusammen, welches schon ziemlich reichlich auf dem Boden lag, doch dauerte es wohl eine Stunde, bevor er einen so hohen Berg aufgethürmt hatte, daß er sich ganz darin verhüllen und versenken konnte. Uebermüdet von den Anstrengungen des Kör-

pers und den Erschütterungen seiner Seele sank er bald in einen festen völlig bewußtlosen Schlaf. — —

Als er die Augen wieder öffnete, war es rings um ihn her ganz hell, und die Sonne schien schon von oben her durch die Zweige. Im ersten Augenblick konnte er sich gar nicht besinnen, was mit ihm geschehen sei; plötzlich aber kehrte ihm das volle Bewußtsein zurück. Erschreckt, wollte er aufspringen, weil er schon einen guten Theil des Tages verschlafen haben mußte Da hörte er dicht neben sich eine männliche Stimme welche rief: „Guten Morgen Christoph, wo kommst denn Du hierher?" — „Ich komme vom Landrath," antwortete ein Anderer, „und will noch nach Stralsund hinein. Diese Nacht ist der Pfarrhof zu Altenlinden abgebrannt."

Bei diesem Wort war es Ernst zu Muthe, als sehe er plötzlich eine Otter neben sich liegen. Der Athem war ihm in der Brust zurückgepreßt; kaum wagte er aus seinem dürren Laubberge hervor durch die Gebüsche zu blinzeln, hinter denen er sein Lager aufgeschlagen hatte. Doch konnte er jetzt die beiden Sprechenden zwischen den Zweigen eines dichten Haselbusches deutlich, kaum sechs Schritte von ihm entfernt, recht sich sehen. Es waren der Amtsbote und ein Förster.

Was Ihr sagt!" rief dieser, „in Altenlinden, wo sie gestern erst ihren Pfarrer begraben haben?"

„Wie ich Euch sage," erwiederte der Amtsbote, „und was das Aergste dabei ist, so hat ohne allen Zweifel der eigene Sohn des Pfarrers das Feuer angelegt, denn der ist in der Nacht davon gelaufen, und hat seine besten Sachen und Geld mitgenommen. Deshalb kam heute in der Frühe die Mutter selbst gleich zum Herrn Landrath hinüber und erzählte ihm alles, und was der Bube schon bei Lebzeiten des Vaters, vollends aber in den letzten Tagen für ein trotziger Taugenichts gewesen sei. Und doch ist er erst dreizehn Jahre alt! Der Landrath hat nun sogleich einen Steckbrief aufgesetzt, und den will ich eben nach Stralsund aufs Polizei-Amt bringen, damit man des Buben noch habhaft wird, bevor er etwa die Meklenburgische Grenze erreicht."

Ernst war erstarrt vor Schrecken und Entsetzen; er wagte nicht die Augenwimpern zu rühren, und doch war es ihm wieder zu Muthe als müsse er sogleich hervorstürzen und rufen: „Hier bin ich, ich bin unschuldig!" In dieser Betäubung und Verwirrung hörte er kaum, was die beiden noch ferner sprachen, und daß sie einander einen guten Morgen boten und gingen. Endlich kam er wieder zu sich selbst und sah nun, daß er ganz allein war. Jetzo raffte er sich auf und von seiner Angst und von einem dunklen Rettungstriebe geleitet, lief er so rasch ihn seine Füße tragen wollten immer tiefer und tiefer in den Wald hinein.

Zweites Capitel.

„Grützner!“ rief der Feuerwerker Vulpius in thetiſchem Tone aus, und rückte ſeinen Rekruten den Schultern zurecht, „Grützner, ſieht Er, ich die himmliſche Geduld ſelber, aber Er kann ein La zur Wuth bringen, ſieht Er, ſo miſerabel dumm Er ſich beim Exerciren an! Grützner! Ich wollte wäre ein Spiegel, und Er könnte ſehn was Er für Galgenvogelgeſicht ſchneidet. Grün und gelb m Ihm vor den Augen werden. So ſehe Er doch d und mannhaftig militäriſch aus, zum Schwere — Ich will nicht fluchen, denn es iſt Morgen Sonn Aber, zum Donnerwetter, Kerl, Er könnte machen, man mitten im Vaterunſer ein Dutzend Kreuzhimm tauſendſackerlot los würde. Grützner! Wie ihm Hut ſitzt, und der Zopf! Bruſt heraus! Rechte Schu vor! — Nun aufgepaßt! Compagnie! Marſch! —

Einundzwanzig
Zweiundzwanzig!
Rechten, Linken,
Speck und Schinken!

Grützner — ver-
fluchter Kerl —
will er wohl
Tritt halten!

Compagnie! Halt! — —

Jetzt nahm der alte Exerciermeister seinen Hut ab, und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Uf! das ist eine saure Arbeit!" rief er aus. „Ich bin nun zwanzig Jahr Soldat, Grützner, denn anno 1736 noch unter dem hochseligen Könige Seiner Majestät Friedrich Wilhelm trat ich ein, aber das kann ich Ihm sagen einen solchen Rekruten wie Er ist, Grützner, habe ich mein Tage nicht exercirt. Ich habe zwei Feldzüge gemacht, in Schlesien versteht sich, aber sie haben mich nicht so angegriffen wie die drei Tage, seit ich Ihn exercire. Was soll aus Ihm werden, Grützner, wenn er erst ans Geschütz kommt, da Er nicht einmal rechts um und links um und marsch begreifen kann! Nein, da habe ich andere Leute exercirt wie Er, so war zum Beispiel der Bombardier Tempelhof und unser Lieutenant Werden bei der Compagnie, die hatten mehr Griff und Geschick im Zopf als er im Kopf, Grützner! Aber Er sollte einen andern Exerciermeister haben, zum Beispiel den Feuerwerker Spitz. Der würde Ihm Verstand in den Leib fuchteln! Versteht Er? Verstand, Grützner!"

Grützner nickte mit dem Kopf.

„Rühr Er sich nicht im Gliede, Galgenstrick, oder ich dreh Ihm das Genick am Zopf um. Himmlische Geduld verlaß mich nicht! — Hat Er einen Schnaps bei sich, Grützner?"

Der Rekrut ſtand und ſchwieg wie ein Stock

„Eichbaum! Ob Er einen Schluck bei ſich frag ich Ihn.

„Ach ja, Herr Feuerwerker," fing Grützner r lich an, „aber ich ſoll ja im Gliede nicht ſpreche mich nicht rühren!" dabei reichte er ihm die F die er aus dem Huth nahm.

„Er iſt ein Einfaltsſimpel ohne Ende, Gr aber ein närriſcher guter Teufel iſt Er doch! Der iſt gut. Doppelter Pommeranzen? — Er hat Spiritus im Hut als im Kopf Grützner. Nu wird ſchon gehn Grützner chen, nur den Muth nich loren. Compagnie! Stillgeſtanden! Rechts um! pagnie! Marſch!

Einundzwanzig
Zweiundzwanzig! — — .

Vulpius marſchirte den Kaſernenhof auf un der, wobei er es an kräftigen Reden nicht fehlen li Plötzlich ſchlug ihn eine Hand von hinten her a Schulter. Er fuhr herum und ſtand kerzengrade, ein Offizier der Kompagnie, der Lieutenant W ſtand vor ihm.

„Es wird marſchirt, Feuerwerker Vulpius," dieſer mit leuchtenden Augen.

„Ja wohl Herr Lieutenant wie Sie ſehen, noch verflucht ſchlecht. Ja, ſo eine Genie wie S

ren, Herr Lieutenant, ist der Tropf der Grützner nicht. Ja, wir marschiren nun schon, —

„Vulpius! die Zunge läuft Euch wieder davon, und nimmt die Ohren mit. Es wird marschirt sage ich, das will heißen, wir marschiren. Die Batterie wird mobil gemacht! Es giebt Krieg!"

Vulpius riß die Augen auf, und das Wort blieb ihm im Munde hängen. Marschirt? Krieg? Campagne?" rief er endlich und drehte sich dann, allen Respekt vergessend, auf dem Absatz herum, riß den Hut ab, und schrie laut, daß der ganze Kasernenhof wiederhallte; „Es lebe unser Vater Fritze! Grützner, Stockfisch, will Er wohl mit schreien es lebe Seine Majestät der König! Das kann man sogar im Gliede schreien, wenn Vater Fritz die Front herunter reitet. Es lebe Sr. Majestät unser allergnädigster König!"

Grützner brüllte mit und schwenkte ebenfalls den Hut.

„Ich glaube Vulpius," fing der Lieutenant Werden lächelnd an, Ihr habt die Lunte auf Euer bischen Gehirn gehalten, und es platzt auf wie Mehlpulver."

„Ja Herr Lieutenant," rief Vulpius, „ich glaube selbst ich werde verrückt vor Freude. Ich weiß nicht wo ich hinaus soll, mir ist zu Muthe, als sollte eine Granate mir im Leibe crepiren und meine Seele nach allen vier Weltgegenden zugleich herausfahren vor Lust

und Vergnügen. Nun gehts wieder los wie bei Mol
witz, das war meine erste Schlacht; aber Herr Lieut
nant, ist es denn gewiß wahr?"

„So gewiß ich vor Euch stehe, denn eben ist d
Marschbefehl gekommen. Wir rücken morgen aus."

„Morgen? Aha! Nun weiß ich was unsere Arbe
ten die letzten acht Tage zu bedeuten hatten! Es hi
immer, wegen des großen Manövers würde alles i
Stand gesetzt, jetzt giebts ein anderes Manöver. Ab
wohin marschiren wir denn Herr Lieutenant?"

„Das werden wir morgen erfahren, wenn wir m
der bespannten Batterie vor der Kaserne halten. Fi
jetzt, Vulpius, laßt also nur Eure Rekruten ins Qua
tier gehen, denn nun haben wir nöthigere Dinge z
thun."

„Das will ich meinen," rief Vulpius. „Grü
ner, die Compagnie kann auseinander gehen. Mars
ins Quartier und putz' Er seine Sachen orden
lich."

Indessen waren noch mehrere Unteroffiziere und Bon
bardiere von verschiedenen Seiten zusammen getrete
und vernahmen die Botschaft mit gleicher Freude u
gleichem Kriegsmuthe wie Vulpius. Der Lieutena
Werden theilte sogleich die nöthigen Befehle aus. Feue
werker Opitz mußte Munition empfangen, Vulpi
wurde zur Uebernahme von Fourage nach dem Mag

zin geschickt. Bombardier Feuersenger, eine riesenhafte Gestalt mit furchtbarem Knebelbart, erhielt den Auftrag die Geschütze putzen zu lassen. Abends um sechs Uhr sollte die ganze Batterie mit Geschützen und Munitionswagen auf dem Kasernenhofe aufgefahren sein, um bis in die kleinsten Details revidirt zu werden.

Es war der 28. August des Jahres 1756 an welchem sich diese Ereignisse, deren unermeßliche Bedeutung damals wohl noch Niemand übersehen konnte, zutrugen, Am Tage darauf setzte sich die preußische Armee schon nach Sachsen in Marsch, und schon im October war der Feldzug des ersten Jahres glänzend entschieden.

Das folgende Jahr, war vielleicht das reichste des ganzen Krieges was das wechselnde Schicksal der Schlachten anlangt, und schloß mit dem glänzendsten Siege der preußischen Tapferkeit, der ewig denkwürdigen Schlacht bei Leuthen. Im nächsten Feldzuge bewiesen die Preußen, daß keine Nation sie an Kriegsmuth übertraf. Denn wie sie früher die Oesterreicher zu verschiedenen Malen, die Franzosen bei Roßbach geschlagen hatten, so besiegten sie jetzt die Russen in der furchtbaren Schlacht bei Zorndorf.

So weit war der verheerende Krieg, welcher die Kräfte von halb Europa gegen den schöpferischen Geist

eines einzigen großen Mannes ins Feld führte, gedie=hen. Ganze Provinzen waren verwüstet, Dörfer und Städte lagen in Schutt und Asche, das mit barbarischer Grausamkeit niedergebrannte Küstrin wurde noch von schwarzen Rauchwolken, die sich über seinen Trümmern lagerten, bedeckt. Der Herbst des Jahres 1758 war unter diesen furchtbaren Ereignissen herangekommen. Der große König stand mit seinem Heere im Lager bei Hochkirch.

Eine trauliche Flamme, die in der kalten Herbstnacht behaglich erwärmte, hatte eine Anzahl Kriegskameraden um sich versammelt. Ohne Unterschied des Ranges, den die getreue Genossenschaft im Feldlager vernichtet, so daß er nur für den strengen Dienst aufbewahrt bleibt, waren sie zu einander gelagert und sprachen über dies und jenes. —

„Ja wenn ich uns so betrachte, Herr Lieutenant," begann Vulpius „wie wir damals vor dem sächsischen Lager bei Pirna zusammen an dem Feuer saßen, so sind unserer doch ein Paar weniger geworden. Der Tag von Prag hat uns so manchen gekostet!"

„Freilich," erwiederte Werden mit ernst nachdenkli=cher Miene, „um den Heldengreis Schwerin liegt so mancher Tapfere gebettet!"

„Auch das gute Thier der Grützner," sprach Vul=pius mit mitleidigem Kopfschütteln. „In meinem Le=

ben hätte ich nicht geglaubt, daß er so gut auswischen lernen würde; aber das muß wahr sein, Ehre dem Ehre gebührt, mit dem Wischer ging er um, wie mit einem Spazierstock, und einen Schuß setzte er an, daß ich manchmal dachte er stößt das Bodenstück aus. Es ist doch Schade um den Grützner, Feldmarschall Schwerin unbenommen, denn jeder hat seine Verdienste, und Grützner führte immer die beste Branntweinflasche bei der ganzen Batterie. Jetzt, seit er todt ist —"

„Zum Donnerwetter," rief der rothbärtige Feuerwerker Opitz dazwischen, „so halt doch Dein Maul, Du Schnattergans, von dem breitmäuligen Grützkopf. Bei Prag und Collin liegt wohl mancher andere, an den wir eher denken könnten. Es fehlte nicht viel, so läge ich selber bei Collin, denn das muß ich sagen, so wie damals habe ich die verfluchten sechslöthigen blauen Bohnen mein Lebtage nicht pfeifen hören."

„Es ruht mancher ohne Leichenstein, und wird mancher ruhen," begann Werden, „Wer weiß von wem unter uns wir morgen Abend sagen können: Das war ein guter Kamerad!"

„Meinen der Herr Lieutenant, daß uns die da oben nicht in Ruhe lassen werden?" fragte Opitz und deutete nach den Anhöhen, wo das Lager der Oesterreicher stand. „Den Spaß hätten sie wenigstens schon gestern oder vorgestern haben können." — „Freilich wohl," ent-

gegnete Werden, nicht ohne Beſorglichkeit. — „I
denke aber unſer Vater Friedrich hat Recht," ſpr
Opitz. — „Wie ſo? Was weißt Du davon?" fra
Vulpius.

„Als wir hier einrückten," erzählte Opitz, „mu
ich denſelben Abend noch Lunte empfangen, und wie
mit meinen Leuten zurückkam, begegnete mir der Kön
und rings herum die ganze Generalität. Ich trat el
erbietig auf die Seite um Platz zu machen, und di
neben mir ſtanden eine Menge Herren Offiziere, die a
voller Ehrfurcht grüßten. Der König ſah uns aber ni
ſonderlich an," — „das glaub ich wohl" bemerkte Vu
pius ſpottend. — „Bildeſt Du Dir etwa ein, er wür
nach Deiner Naſe beſonders geguckt haben?" erwiede
Opitz, und lachte; „laß mich aber in Ruhe erzähle
Der König ſah ſich alſo nicht nach uns um, ſonde
in der Gegend und nach den Höhen drüben hin, -
nun wie heißt denn das verfluchte Neſt wo die Deſt
reicher ſtehn? —" „Kittlitz" bemerkte Werden. „Ri
tig, nach Kittlitz. Da ſagte der Feldmarſchall Kei
neben ihm etwas auf Franzöſiſch, was ich nicht verſtan
und der König antwortete eben ſo, und die ganze Ge
ralität und alle Herren Offiziere neben mir lachten la
auf. Einer davon aber mochte auch wohl nicht franz
ſiſch verſtehen, und der fragte was es zu lachen ge
Da antwortete ihm ſein Herr Kamerad, der Feldma

schall Keith hat gesagt: „„„Die Oesterreicher verdienen gehangen zu werden, wenn sie uns in diesem Lager zufrieden lassen,““ und der König antwortete darauf; „„„Sie fürchten sich mehr vor uns als vor dem Galgen.““

Der ganze Kreis der Gelagerten unterbrach die Erzählung des Feuerwerkers ebenfalls mit Gelächter; doch Werden setzte ernsthaft hinzu: „Wir müssen das wenigstens hoffen. —“ „Ja, ja es ist wahr“ sagte Vulpius kopfschüttelnd vor sich hin, „Die Oesterreicher können uns grade in die Fleischtöpfe gucken; wenn sie uns die Brühe nur nicht mit Pulver versalzen!“ „So schmeißen wir ihnen Kartätschklöße hinein,“ unterbrach Opitz trotzig, „daß sie denken sollen es hagelt Wallnüsse. In meinem Protzkasten allein habe ich mehr als ein Bataillon verdauen kann, die zwölfpfündigen Kürbisse nicht zu rechnen. Aber da kommt ja Unteroffizier Feuersenger mit Depeschen.“

„Feuersengers colossale Gestalt wurde plötzlich sichtbar. Er trat wie ein Riese aus der Nacht in den hellen Kreis der Flamme ein, und übergab in dienstlicher Haltung dem Lieutenant Werden, welcher, da der Kapitän verwundet im Lazareth lag, die Batterie kommandirte, einen versiegelten Zettel. Werden las ihn und schüttelte mit dem Kopf, weil derselbe den Befehl enthielt, die Leute ruhig in den Zelten schlafen, und die Geschütze

unangespannt zu lassen, indem durchaus kein Angriff zu befürchten sei. „Es ist gut, Unteroffizier Feuersenger," sprach er, „setzt Euch nur hieher zu uns in den Kreis — und erzählt uns, was es Neues im Hauptquartier giebt. —" „Nichts, Herr Lieutenant, aber hier vor dem Dorf könnte es eher etwas Neues geben." — „Wie so?" — „Der Vater Ziethen führt etwas im Schilde, denn seine Husaren patrouilliren hier überall herum, und sie haben Befehl die ganze Nacht ihre Pferde gesattelt zu halten und jeden Augenblick zum Aufsitzen fertig zu sein." — „So?" fragte Werden, und versank dann in tiefes Nachdenken. — Er hatte nämlich am Tage das Lager, in dem der König stand, genau besichtigt, und da er gründliche Kriegskenntnisse besaß, die Gefährlichkeit der Stellung in ihrem ganzen Umfange eingesehen. Unbegreiflich waren ihm demnach alle diese offenbar vom Könige selbst ausgehenden Befehle, welche beinahe auf die Unmöglichkeit eines Angriffes berechnet waren. Er ging daher nur mit sich zu Rathe, ob er dieselben ausführen oder gerade das Gegentheil davon thun lassen sollte, auf die Gefahr hin wegen Insubordination bestraft zu werden. Endlich fiel ihm ein, daß er den Befehl umgehen könne. Er wußte daß Vulpius ein zwar sehr gutmüthiger und unerschütterlich braver Kerl sei, aber eine Plaudertasche, die nichts bei sich behalten konnte; daher nahm er ihn unter einem Vor-

wande bei Seite, und vertraute ihm in der Stille, daß der ganze Befehl wegen der ruhigen Lagerung eigentlich nur eine Komödie sei, indem er von guter Hand wisse, daß Nachts das Lager zum Schein allarmirt werden solle, damit man sehe welche Regimenter und Batterieen am schnellsten bei der Hand sein würden. Zugleich empfahl er ihm aber die tiefste Verschwiegenheit, weil ihm selbst darum zu thun sei einmal zu sehen, ob er mit seiner Batterie Ehre einlegen werde. Hierauf befahl er den versammelten Unteroffizieren, was er der Ordre aus dem Hauptquartier zufolge mußte, nämlich ruhig des Schlafs zu pflegen, und alle Pferde abzuspannen und abzuschirren. Mit heimlicher Freude bemerkte er, wie Vulpius bald darauf leise mit seinem Freunde Opitz sprach, und sich dann mit Feuersenger davon schlich, wahrscheinlich um diesen auch in das Geheimniß einzuweihen. So war der Zweck erreicht, und er durfte ruhiger sein. Mit Heiterkeit setzte er sich daher wieder in den Kreis, und man brachte mit allerlei Gesprächen den Herbstaben zu, bis die späte Stunde zur Ruhe in den Zelten aufforderte.

Von dunklen Ahnungen bewegt, lag Werden in seinem Zelt und kein Schlaf wollte über seine Augen kommen. Er hüllte sich dichter und dichter in den Mantel, denn draußen strich ein kalter Herbstwind, der die Lagerstätte behaglich genug erscheinen ließ; dennoch blieb

er wach und hörte mit seinem leisen Ohr auf jede B
wegung, auf jeden Rondenruf ringsumher. Unwil
stand er endlich auf und trat vor das Zelt hinaus. I
Uhr im Dorfe Hochkirch, welches nur wenige hund
Schritte von seinem Lagerplatze entfernt war, schlug d
Viertel auf Vier. Es war jetzt ganz still; auch
Wind schwieg. Man konnte das tiefe Schnarchen
Krieger in den Zelten hören. Werden ging die Re
derselben hinunter und nach dem Platz; wo die Batte
welche er führte, aufgefahren war. Die Schildw
that ihre Schuldigkeit, denn sie rief ihn sofort an.
ging weiter und sah nach den Pferden; mit heimlic
Freude bemerkte er, daß sie aufgeschirrt waren, und m
Leute als zur Stallwache nothwendig, sich dabei besch
tigten. Ehe man ihn gesehen hatte, ging er behutsa
wieder zurück. Da begegnete ihn jemand im Dunk
und fragte halblaut: „Holla, Wer da?“ — Werl
erkannte sogleich den Feuerwerker Vulpius und ern
derte: „Ei was macht Ihr denn mitten in der Nc
hier Vulpius? —“ „Ach, Herr Lieutenant, sind S
es?“ erwiederte der Feuerwerker etwas betreten; „i
kam nur so eine Unruhe im Schlafe an. Ich hc
ganz lebendig geträumt mir wäre mein Spitzpferd,
braune Liese gefallen, und da mußte ich wahrhaftig e
mal zusehen, ob dem armen Thier was fehlte. De
sehen sie Herr Lieutenant, meine Pferde sind meine K

der, und wenn ich denke, daß einem ein Unglück — alle Wetter, was ist das? Soll das den Allarm bedeuten?"

Die Uhr im Dorfe hatte eben den letzten Schlag der vierten Stunde gethan, als man eine dunkelrothe Flamme emporsteigen sah. Gleich darauf brach das Feuer auch an zwei andern Punkten aus. Werden und Vulpius blickten erstaunt hinüber, und wußten nicht was sie davon denken sollten, als plötzlich ein furchtbarer Kanonendonner die Lüfte erschütterte, und ein verworrenes Feldgeschrei gehört wurde.

„Wir sind angegriffen!" rief Werden. „Das ist der Feind! Jetzt gilt es rasch sein. Fort Vulpius, die Pferde an die Kanonen, im Augenblick muß die Batterie marschfertig sein. Weckt die Leute hier rechts in den Zelten, ich will links hinunter!" — Sie eilten im vollen Laufe auseinander. — „Wecken, wecken!" murmelte Vulpius für sich. „Hat sich was zu wecken. Wer so auf dem Ohr liegt, daß er von der Musik nicht aufwacht, den werde ich nicht mehr wach schreien. Aber meine Kanoniere sind, Gott sei Dank, schon auf den Beinen und wissen wohin sie gehören." — Dennoch lief er von Zelt zu Zelt und schrie den schon Herausstürzenden überall zu: „An die Pferde! Zur Batterie! Aus dem Spaß ist Ernst geworden! Der Teufel ist los! der Tanz fängt an."

Jetzt war schon das ganze Lager lebendig. Verwor-

renes Geschrei tönte rings her durcheinander. A
stürzte zu den Waffen. Halb angekleidet oder nur
übergeworfenem Mantel, ohne Hüte, die Grenad
ohne Mützen, viele mit dem Gewehr oder der W
die sie grade zuerst ergriffen, rannten sie den Sam
plätzen zu. Die Trommeln wirbelten, die Tromp
schmetterten, die Lagen der Geschütze krachten furch
darein; alles tobte, fluchte und schrie durcheinander.
jutanten jagten mit verhängtem Zügel durch die La
gassen; Generale und Oberoffiziere sprengten herbei
sammelten um sich was sie an Truppen vorfanden.
rothen Flammensäulen des angezündeten Dorfes stie
fürchterlich schön in den dunklen Nachthimmel hin
und warfen einen blutigen Wiederschein auf das
mählde dieses wilden Getümmels.

Werden saß zu Pferde und hielt an der Spitze
ner Batterie marsch- und schlachtfertig. Ein Gene
den er in der Dunkelheit nicht erkannte, schrie ihm
„Vorwärts Kamerad. Nehmen sie Position bei H
kirch. Dort hat der Feind das Lager im Rücken a
griffen. Gleich Hier rechts über Feld, nach der Anh
hinauf."

„Batterie! Marsch! Trab!" kommandirte A
den. „In Zügen rechts schwenkt! Grade aus!"

Mit furchtbarem Gerassel stürmte die Batterie
Feld dem Flammenscheine entgegen, dahin wo der

tigſte Kanonendonner ertönte. Doch plötzlich ſtieß ſie mitten im Felde auf eine heranbrauſende Kavallerie-Maſſe, welche ihm in vollem Galopp entgegenſprengte. An Umkehren oder Davonjagen war nicht zu denken; man mußte verſuchen ob man es vielleicht mit einem kleineren Trupp zu thun hatte, der ſich in Schrecken jagen ließ. „Batterie halt!“ kommandirte daher Werden, als er die ſchwarze Wetterwolke auf ſich andringen ſah, „Holla, Artilleriſten, Wiſcher und Handſpeichen heraus!“

„Schlagt den Hunden die Knochen entzwei,“ ſchrie Feuerſenger mit brüllender Stimme, und riß zuerſt die Handſpeiche von ſeinem Kanon, und ſtellte ſich damit in Poſitur wie ein Goliath, um den nächſten Reuter, der ihm in die Batterie kommen würde, wie mit einem Maſtbaum niederzuſchmettern.

Da jagte der Wind eben die Flammen hell empor, und mit freudigem Erſtaunen erkannte man, daß es preußiſche Dragoner vom Regiment Czetteriz waren, welche in der Dunkelheit die Batterie für eine öſterreichiſche gehalten hatten. Aus den Feinden wurden alſo Freunde, und aus dem Schrecken Rettung und Hülfe. Denn von dieſer Kavallerie gedeckt, führte Werden jetzt ſeine Kanonen im vollen Trabe auf die vorliegende Höhe hinan. Da ſah er unter und vor ſich beim Scheine der Flammen die ſchwarzen Maſſen der Oeſterreicher ge-

gen das Dorf anrücken; in diesem selbst hörte man schon ein fürchterliches Artilleriefeuer.

„Batterie halt! Protzt ab! Mit Kartätschen geladen! Feuer!“ tönte das Kommando.

Die Lage krachte aus allen Geschützen zugleich, daß der Boden rings umher zitterte. Im Augenblick war wieder geladen, und die Batterie feuerte mit grausenvoller Wirkung fort, da sie dichte Massen höchstens auf fünfhundert Schritt vor sich hatte.

„Euch wollen wir das Allarmiren besalzen,“ rief der Feuerwerker Opitz und strich sich vor Vergnügen seinen fuchsrothen Bart. „Erste Haubitz Feuer! Wart! wir wollen euch Erbsen auf die Ribben streuen ihr Bärenhäuter!“

„Gut, gut! Nur frisch fortgefahren Kinder,“ ermunterte Werden, der auf die Rückseite der Batterie gesprengt war, um die Wirkung zu beobachten. „Wir sind wie die Wölfe in einen vollen Schaafstall gebrochen, unsre Batterie räumt tüchtig auf. Seht nur wie sie reihenweis übereinander hinstürzen.“

„Ich wollte wir hätten auf jedes Geschütz zehntausend Kartätschschuß, Herr Lieutenant,“ rief Vulpius vergnügt, „und könnten hier so ein paar Stunden fort musiziren! Sie sollten tanzen lernen da unten! — Haubitz Feuer!“

Als der Feind die fürchterlichen Wirkungen der Bat-

terie erfuhr, welche ihm so plötzlich in der Flanke aufgefahren war, sandte er sogleich einige Bataillone die Anhöhen hinan, um sie zu nehmen. Sie zogen sich rechts außerhalb der Schußlinie die Höhe hinauf, um von der Seite und halb im Rücken ihren Angriff zu machen. Doch unvermuthet warf sich ihnen das tapfere Dragoner Regiment entgegen, und hieb mit blutigem Erfolg in die sogleich auseinander gesprengten Glieder ein. „Juchhe!“ rief Spitz, „denen regnet es auch ins Dach! Kanoniere, Jungen, immer frisch! Die Knochen gerührt! Solch ein Futter kommt unsern Geschützen nicht alle Tage vors Maul! Feuer!“

In diesem Augenblick entdeckte der überall aufmerksam umherblickende Werden, daß auch von der andren Seite ein österreichisches Bataillon die Höhe erstiegen hatte und ihn in der Flanke bedrohte; ohne den hellen Schein eines neu aufflackernden Strohdaches hätte er diesen Feind unmöglich sehen können, und wäre verloren gewesen. Jetzt konnte er die Batterie noch retten, mußte aber schleunigst zurück. „Batterie halt! Protzt auf! Marsch! Trab!“ commandirte er, und die Geschütze rasselten über die Höhen hinweg um weiter rückwärts eine neue wirksame Stellung zu nehmen.

Indessen war das Getümmel ringsum schon ganz allgemein geworden. Ueberall hallte der Kampf; Kanonendonner und kleines Gewehrfeuer ertönte von al-

len Seiten; Kavallerie brauſte hin und wieder über d
dunklen Felder, — aber wer Feind wer Freund ſ
war nicht zu unterſcheiden.

Werden ließ die Batterie auf einer wellenförmig
Erhöhung halten, theils um zu ſehen ob er von hi
etwas wirken könne, theils um ſeine Leute wieder
ſammeln, die außer Athem und erſchöpft von der A
beit nicht ſo raſch hatten nachkommen können. Es w
ſein Plan jetzt grade nach dem Eingang von Hochkir
zu marſchiren, wo, das wußte er, eine ſtarke preußiſc
Batterie ſtand, deren donnerndes Feuer er ſchon vorh
aus der Richtung zu erkennen geglaubt hatte, und w
ches er noch jetzt fort hörte. Er ahnte nicht, daß die
Geſchütze ſchon von dem Feinde genommen waren, d
ihre furchtbare Kraft jetzt gegen die Preußen richte
und mit dem brauſenden Eiſenſtrom der Kartätſchen
les niederwarf, was ſich in der breiten Gaſſe des Do
fes ſammeln wollte.

So rückte Werden ſeinem eigenen Verderben entg
gen. Er mußte einen kleinen Abhang hinunter, in ei
Senkung wo mehrere Thalvertiefungen zuſammenſti
ßen. Hier konnte er in der Dunkelheit nur mit gröſ
ſter Vorſicht fahren, beſonders da die Flammen d
brennenden Dorfes nur ein ganz ſchwaches ungewiſſ
Licht hieher warfen. Plötzlich, als er eben die Tie
erreicht hatte, ſprengte aus einer Seitenvertiefung ei

Masse Kavallerie heraus, die ihm noch ehe er es ahnte und dachte mitten in der Batterie saß. An ihrem Schlachtgeschrei erkannte er sofort, daß es ungarische Kavallerie sei, und er diesmal also wirklich einem Feinde, gegen den er fast gar keine Waffen hatte, in die Hände gefallen war. Die Angreifer zögerten nicht, sondern hieben sogleich ein. — „Haut die Stränge ab, rettet die Pferde!" schrie Werden aus voller Macht, und war selbst der erste heran den Befehl bei dem Geschütz, welches ihm zunächst war, auszuführen. Doch in demselben Augenblick sprengten auch schon einige Reiter hinter ihm heran und ein Säbelhieb über den Kopf stürzte ihn bewußtlos zu Boden. Opitz war ihm am nächsten, er riß seinem Kanonier den Wischer aus der Hand und schlug damit dem Reiter von hinten her auf den Schädel, daß dieser gleich vorn über vom Sattel stürzte. Aber die Wischerstange brach mitten entzwei. Mit der Wuth eines angeschossenen Ebers stieß Opitz den Stumpf einem zweiten Reiter in die Rippen so daß auch dieser stürzte, und dann sprang er mitten zwischen die Pferde hinein, und schlug sie über die Nasen, daß sie sich alle aufbäumten und scheu zurück prellten. Auf diese Art machte er sich so viel Raum als er brauchte um den bewußtlos am Boden liegenden Werden zu packen und ihn unter das Geschütz zu reißen, wo beide gegen die Säbelhiebe der Reiter gedeckt waren. Dieselbe Zuflucht

ſuchten noch mehrere Leute und retteten ſich ſo vor d
in immer dichteren Maſſen einbrechenden Feinden, i
rings umher alles niedermetzelten. Ein Glück für W
den war es zu nennen, daß er, durch ſeine Wunde
täubt, nicht ſehen konnte was um ihn her vorgi
den der jammervolle Tod ſo vieler ſeiner braven Kar
raden würde ihm das Herz zerriſſen haben. Wohl e
Viertelſtunde währte der ungleiche Kampf und die n
den Ungarn ſchienen eine entſetzliche Luſt darin zu
den, die Wehrloſen, die ſich aufs äußerſte vertheidigt
mit gräßlichen Hieben verſtümmelnd nieder zu hau
Doch die Rache blieb nicht aus, denn mit einem lau
Angriffsgeſchrei brachen unvermuthet neue Kavalle
maſſen ſtürmend herein und verjagten in wenig Aug
blicken die zerſtreut umherſchwärmenden Oeſtreicher.

„Das iſt Vater Ziethen," rief Opitz jubelnd u
ſeiner Haubitze; „jetzt hat es keine Noth mehr Kin
nun wollen wir herauskriechen, He, Holla, Gutfreu
Bruder Heyrich, ſchrie er einigen Huſaren entge
„diesmal habt Ihr uns aus einem verfluchten Ha
gerettet!" So kroch er wieder hervor, und alle übri
folgten ſeinem Beiſpiel. Doch die Zahl der Gerett
war klein, und mancher Leichnam lag zwiſchen den
nonen auf den Boden geſtreckt. Werden war ſch
verwundet, ſeine beiden jüngeren Offiziere niedergeha
die Geſchütze ſtanden ohne Beſpannung; wohin die

renden Artilleriſten mit den Pferden geflüchtet waren wußte Niemand.

Die Huſaren hatten die Batterie zwar vom Feinde gereinigt, waren aber in ſeiner Verfolgung begriffen.

„Was machen wir nun," fragte Opitz; „mir riecht das Ding verflucht brandig nach einer verlornen Bataille, obgleich in dieſer Spitzbubenfinſterniß kein Menſch den anderen ſehen kann. Pferde haben wir nicht. In die Taſche ſtecken kann ich meine Haubitze nicht, ſo will ich ſie denn ins Teufelsnamen vernageln, und dann ſehen wo ich auf meinen Beinen ein Loch zum Unterducken finde." — Vulpius zog ein bedenkliches Geſicht und ſprach: „Vernageln? Verflucht! Wenn nun aber die Bataille gewonnen iſt?"

Ihr Geſpräch wurde durch einen langſam herankommenden Trupp unterbrochen, der ſich von dem Dorfe her die Anhöhe hinauf bewegte.

„Was giebts denn da wieder?" fragte Opitz, am Ende müſſen wir wieder in unſere Gitterloge kriechen. Doch nein, das ſind keine Feinde, die würden wohl ſchneller herankommen; wahrſcheinlich Verwundete. Aber haſt Du nicht noch ein Tuch, Vulpius, dem Lieutenant den Kopf zu verbinden? Mein Lappen da iſt ſchon ganz vollgeſogen von Blut."

Vulpius half ihm in der Eile noch ein Tuch um Werdens blutende Stirn binden. Dann lehnten ſie ihn

gegen die Räder der Haubitze, und warteten nun was jener dunkle Trupp bringen möge. Der Zug kam so langsam näher, daß man sah, es sei kein gewöhnlicher Marsch. Es waren in der That Preußen, die schwer Verwundete trugen.

„He, Kamerad, was giebt's hier?" fragte Opitz, als er einen Grenadier deutlich erkannte.

„Was wird's geben," erwiederte dieser. „Mord und Todschlag. Das Dorf hat der Teufel. Wir sind zerschossen, daß wir kaum kriechen können, und die da hinten tragen den Prinzen Moritz von Dessau, der sich auch schwerlich wieder auf seine eigenen Beine stellt." Während Opitz diese Erkundigungen einzog kamen mehrere höhere Offiziere heran, welche zum Theil geführt, zum Theil getragen wurden, weil sie alle schwer verwundet waren. Vulpius erkannte einen Major von der Artillerie, ging zu ihm heran und fragte: „Was soll ich machen Herr Obrist-Wachtmeister? Ich bin vom Feuerwerker zum Batterie-Commandeur avancirt; die Pferde sind zu allen Teufeln, denn die ungarischen Husaren haben hier aufgeräumt, was soll ich nun mit den Geschützen anfangen?"

„Vernagelt und verderbt was Ihr könnt, Kinder," antwortete der Befragte, „denn der Feind wird bald genug alle diese Höhen besetzt haben, und dann möchte

es hier so gehen wie leider drüben im Dorf, wo sie uns unser eigenes Eisen in den Leib gejagt haben."

Auf diesen Befehl machte Opitz sogleich kehrt, rief Feuersenger und Vulpius und was noch von Leuten da war, zusammen, und befahl ihnen die Kanonen zu vernageln, und alles Geräth, was sie nicht fortschaffen konnten, zu zerbrechen. Die sämmtlichen Protz- und Laffettenkasten wurden geöffnet, Opitz verstreute einige Schuß so, daß sich eine Pulverschlange von einem Geschütz zum andern zog, und dann traten sie ebenfalls ihren Rückzug an, wobei Vulpius und Feuersenger, von zwei Kanonieren unterstützt, den noch immer bewußtlosen Werden zurücktrugen. Opitz streute wiederum eine Schlange, bis sie etwa hundert Schritt von der Batterie entfernt waren, dann legte er ein Stück Lunte an, welches binnen wenigen Minuten zünden mußte, und nunmehr eilte er seinen Kameraden nach. „Jetzt wollte ich," rief er, „daß die ganze österreichische Armee sammt Daun, Laudon und Lascy die Nase in unsere Batterie steckten! Ich wollte ihnen eine Prise Schnupftaback präsentiren, wonach ihnen das Niesen für ewige Zeiten vergehen sollte!"

„Und wir wollten Profit rufen," fiel Feuersenger halb lachend halb ingrimmig ein, und schlug das Wort Profit im tiefsten Grundton seines Contrabaß-Registers an.

Selbst Opitz verwunderte sich darüber, so gut er se
nes Kameraden furchtbare Stimme kannte, und ri
aus: „Ja Du Kerl könntest Prosit rufen, daß es d
Kaiser in Wien hörte, denn ich glaube Du hast statt d
Gurgel die dicke Orgelpfeife aus der Garnisonkirche z
Berlin im Halse stecken!“

Während dieser Worte flackerte es plötzlich hell au
„Aha, es geht los,“ rief Opitz und sah sich um, do
er hatte das Wort nicht gesprochen, so erscholl hinter i
nen ein dumpfes donnerndes Krachen, der ganze Hor
zont schien in Feuer zu stehen, und die flammende Lo
schlug prasselnd himmelan. Dann war es plötzlich wi
der still und finster, und bald fühlten die Flüchtenden si
in eine dichte Pulverdampfwolke gehüllt, die der Wi
ihnen nachwälzte. — —

Der Morgen dämmerte, doch ein dichter Herbstn
bel hatte sich auf die Erde herabgesenkt, so daß m
eben so wenig von größeren Truppenbewegungen seh
konnte als in der Nacht. Doch dauerte der Kam
noch immer fort, und man hörte deutlich jeden Kan
nenschuß und das kleine Gewehrfeuer. Opitz hatte m
seinen Leuten die Straße nach Bautzen eingeschlage
und am Wege ein verlassenes Bauerhaus getroffen, n
Werden eine Lagerstatt, die wenigstens gegen die raul
Kälte der Herbstnacht einigermaßen schützte, fand.

Es lagen viele Verwundete in der Hütte, und me

von Klingsor waren heute nicht zugegen, sie ist seitdem nicht wieder gesehen worden. Ich habe mich nach ihr erkundigt und erfahren, daß sie in Begleitung ihrer Mutter nach Italien gereist ist. Ich habe mich nach ihrer Adresse erkundigt, um ihr zu schreiben, aber ich habe sie nicht erfahren können. Ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen, als daß ich Sie bitte, mir Ihre Adresse in Berlin zu geben, damit ich Sie nach meiner Rückkehr benachrichtigen, wo ich Sie finden kann. Ich werde Ihnen sofort nach meiner Ankunft schreiben. Empfehlen Sie mich gütigst Ihrem Herrn Vater und Ihrer Frau Mutter und seien Sie selbst herzlich gegrüßt von Ihrem

Hans.

Hans war so überrascht über Gretchens Brief und seinen Inhalt, daß er ihn mehrmals las, ehe er ihn ganz verstand. Dann aber sprang er auf, um Gretchen den Brief zu geben, und sah, daß sie bei ihm stehen geblieben war, ohne daß er es gemerkt hatte. Sie las den Brief, während er sie beobachtete.

„Was ist geschehen?“ war ihr erstes Wort, als sie ihn gelesen hatte und Hans sie fragend ansah.

„Ich glaube, daß Sie es besser wissen müssen.“

„Ich wußte es nicht. Ich glaube, es war mir auch weniger bekannt als Ihnen.“

„Was war Ihnen bekannt?“

„Noch auf demſelben Flecke, Herr Lieutenant, w
uns die ungariſchen Beſtien hineinritten, wenn nicht i
der Luft ein paar Protzen hängen geblieben ſind.“

„Was redeſt Du Opitz, ſprich vernünftig.“

„Ich hatte den ganzen Kram aufgeſprengt, dam
ihn die Oeſterreicher nicht erwiſchten. Die Kanonen ſin
vernagelt.“

„Alſo alle verloren? Und die Pferde, die Leut
die Offiziere?“

Opitz zuckte die Achſeln. „Ja mein Herr Lieut
nant, das iſt zu viel auf einmal gefragt. Von de
Pferden habe ich nichts mehr geſehen. Ich will hoffer
daß unſre fahrenden Artilleriſten ſie ins Trockene gebrach
haben. Die Leute — je nun, ein zwei Dutzend liege
draußen vor der Hütte, und Vulpius und Feuerſenge
haben die Huth übernommen, denn die Herren Lieut
nants von Kraft und Hegewald“ — — er hielt in
ne; Werden blickte ihn fragend an — „ja die habe
freilich die Batterie nicht verlaſſen wollen.“

„Sie ſind geblieben?“ fragte Werden voller Schmer

„Auf demſelben Fleck wo die Andern liegen! Be
graben werden wir ſie wohl nicht — aber was mach
ſich der Soldat aus einem Haufen Erde über den Kno
chen. Ich denke immer — —“

„Das thut mir weh! In innerſter Seele weh!“

unterbrach Werden ihn mit einem schmerzlichen Ausruf. „Sie waren ja kaum dem Knabenalter entwachsen!"

„Freilich vor'm Jahre noch Kadetten, aber jetzt doch schon brave Offiziere. Vor Schweidnitz in der Schanze, bei der Windmühle, feuerte Lieutenant Hegewald seinen ersten Schuß ab. Als wir drauf vor Ollmütz rückten, —"

„Laß das jetzt Opitz," unterbrach ihn Werden, erzähle mir lieber wer sonst noch vermißt wird."

Doch ihr Gespräch wurde unterbrochen, denn Feuerwerker Vulpius trat eilig ein. Gott sei gedankt, Herr Lieutenant" rief er freudig aus, „daß sie wieder die Augen aufgethan haben. Ich glaubte schon —"

„Halt Dein Maul mit so dummen Reden," fiel Opitz ein, „oder glaube was Besseres."

„Besseres? Ja wo soll es herkommen!" erwiederte Vulpius und schüttelte den Kopf, „Die Bataille ist verloren, Alles retirirt. Der Feldmarschall Keith ist geblieben, dem Prinzen Franz von Braunschweig hat eine Kanonenkugel den Kopf weggerissen, der General Geist hat den Geist aufgegeben, der Prinz Moritz —"

„Halt's Maul, sag ich Dir!" schrie Opitz wild, „Siehst Du nicht daß der Herr Lieutenant blaß wird vor Aerger? Du Unglücksrabe!"

„Und der König, der König?" fragte Werden mit angestrengter Kraft und in äußerster Spannung.

„Du, Frau Majdr," sagte Frau Jemmer zu der Majorin und sah dabei ihren Mann an, „du, Frau Majdr, ich glaube, wir müssen jetzt gehen."

„Ja, ja, ich glaube auch," sagte der Majdr, indem er sich erhob.

„Aber Kinderchen," rief jetzt Frau von ... (Frau Majdr), „ihr werdet doch nicht schon gehen wollen? Ihr habt ja noch gar nichts gegessen und getrunken!"

„Ach ja, Frau Majdr," sagte der Major, „ich muß mich entschuldigen und meine Frau darf nun auch. Ich möchte zum Beispiel Niemanden in der Stadt, — ich will nicht sagen, daß ich mich vor Jemand fürchte, aber ich will doch Niemandem Gelegenheit geben, mir was zu thun."

„Ja, ja, ja," sagte Frau Jemmer, „ich auch, ich auch. Ich möchte Niemandem Gelegenheit geben, mir was zu thun. Ich fürchte mich vor Niemand, aber ich will doch Niemandem Gelegenheit geben."

„Kinderchen," sagte Frau Majdr, „ihr seid ja ganz und gar nicht zu bitten. Ihr müßt doch wenigstens noch ein Glas Wein trinken. Ich habe ja extra für Euch Wein kommen lassen. Ich habe ja extra für Euch Wein kommen lassen. Ich habe ja extra für Euch Wein kommen lassen

Schwanz!" rief er und ſtampfte mit dem Fuße, „und vollends ein Feuerwerker!"

„Laß gut ſein Vulpius," tröſtete ihn Opitz! „Beſſer die Traube verlieren, als das Bodenſtück. Unter die Huſaren kannſt Du freilich nicht gut gehen mit Deinem Stutzſchwanz, aber in der Artillerie werden wir Dich doch noch gebrauchen können!"

Vulpius ſchwieg zwar und ſuchte ſich zu faſſen, aber man ſahe der lächerlich verloren gegangene Zopf kränkte ihn bis in die innerſte Seele. Mit dienſtlicher Haltung nahm er ſich indeſſen zuſammen und ſprach: „Herr Lieutenant, ich habe einen alten Bauernwagen und zwei Pferde erwiſcht. Das wollte ich Ihnen nur melden. Damit könnten wir Sie und etliche unſerer verwundeten Kameraden weiter bringen, denn hier wird es immer voller, und, Gott ſei's geklagt, die Retirade ſcheint alles Ernſtes anzufangen."

„Das haſt Du klug gemacht," fiel Opitz ein, „Du ſiehſt doch nun, daß Dein Verſtand nicht im Zopfbande geſeſſen hat. Faß an; wir wollen den Herrn Lieutenant hinaustragen, damit für andre hier Platz wird.

Es geſchah. Sie hoben Werden auf einen mit Stroh bedeckten Bauernwagen, einige ihrer am ſchwerſten verwundeten Kameraden fanden gleichfalls Platz darauf, und ſo traten ſie ihren weiteren Rückzug an.

Indeſſen war das Wetter hell geworden, und der

große König übersah die Unmöglichkeit das Schlachtfel
noch länger zu behaupten, zumal, da ihm, bis jetzt vor
Nebel gedeckt, der Herzog von Ahremberg mit fr
schen Truppen in die Flanke gekommen war. Doch i
guter Ordnung, wenn gleich ohne Gepäck, ohne Gezel
und fast ohne Kanonen, zogen Preußens tapfre Krieg
sich zurück.

Opitz, Vulpius, Feuersenger und die Kanoniere die si
wieder zusammengefunden hatten, verließen den Wagen, a
welchem Werden lag, nicht, sondern begleiteten ihn a
Schutz und Ehrenwache. Die zurückziehenden Trupp
hatten schon einen Theil der Straße eingenommen, ur
man sahe sich bald von Kavallerie bald von Infanter
abwechselnd umgeben. In der Nähe von Klein=Ba
tzen, links zur Seite des Weges, befand sich eine A
höhe. Dort standen mehrere Offiziere und übersah
den Rückzug.

Plötzlich riß Vulpius den Huth ab, und rief m
leuchtenden Blicken: „Da steht Seine Majestät Vat
Friedrich! Gesund und frisch, und so gerade auf, w
ein neu geflochtener Schanzkorb! Dafür sei unser Her
gott gelobt! Nun mögen die ungarischen Himmels
ckermenter nur kommen, und die Panduren und Kro
ten, und wie das Gesindel alles heißt! Jetzt sollen s
uns noch etwas anhaben! Da steht unser Vater Fri

und die Sonne beſcheint ihn ſo hell, daß es eine Freude iſt!"

Thränen der Freude liefen dem wackern Vulpius aus den Augen; ſogar an den halben Zopf dachte er nicht mehr.

Jetzt kamen ſie dicht unten am Hügel vorbei. Da fragte der König plötzlich in ſcherzender Laune, die ihm kein Unfall gebeugt hatte:

„Kanoniere, wo habt Ihr Eure Kanonen gelaſſen?"

„Der Teufel hat ſie bei Nachtzeit geholt Ew. Majeſtät," rief Opitz und ſahe keck und wild empor.

„So wollen wir ſie ihm bei Tage wieder abnehmen," erwiederte der König mit einem Ton, der jedes Soldatenherz mit der vollſten Zuverſicht erfüllte.

„Ja das wollen wir, und ſie ſollen uns noch Zinſen zahlen," rief Opitz keck, und alle Krieger rings umher ſtimmten in den Ruf ein: „Ja das wollen wir."

So durch das eine Wort des Königs wunderbar ermuthigt, zogen die Schaaren weiter, und nicht mehr an die verlorene Schlacht dachten ſie, ſondern an die nächſte, die ſie gewinnen wollten.

Drittes Capitel.

Der junge Freiherr Ferdinand von Eichholm mit seiner Schwester Elisabeth auf der Terrasse vor d Schloß. Er schien zerstreut, sprach wenig, und a das Wenige ohne Antheil. „Du hättest gewiß be gethan, lieber Bruder," begann Elisabeth nach e Pause von mehreren Minuten, „den Vater nach B lin zu begleiten, besonders da er sehr den Wunsch h Dich mit zu nehmen. Es ist unmöglich daß Dir ser stilles Dörfchen jetzt behagen kann, so unmitte auf die großen Reisen und den Aufenthalt in Pa London und andern unermeßlichen Städten. In B lin —"

„Du scherzest, liebe Schwester," unterbrach sie dinand, „denn Du weißt recht gut, daß ich mich, zumal an so schönen Frühlingstagen, nicht nach j großen Städten, und noch weniger nach Berlin se um etwa mit alten Basen und Vettern Kaffe zu ken, oder langweilig zu Tisch zu sitzen."

„Je nun," erwiederte Elisabeth mit einem fei anmuthigen Lächeln, „ich gleiche zwar eben keiner

Base, aber sehr unterhaltend scheine ich auch nicht für Dich zu sein, da Du mir seit einer Stunde nur die einsylbigsten Antworten giebst. Es ist kaum drei Wochen her daß Du wieder bei uns bist, und da Du fünf Jahre abwesend warst, so solltest Du doch jetzt noch nicht von Erzählungen erschöpft sein. — Oder willst Du mir etwas vorlesen? Anna hat mir Klopstocks Messiade geliehen, und nur Deine Anwesenheit ist Schuld, daß ich bisher noch so wenig darin gelesen habe. Lies mir daraus vor, lieber Bruder, denn ich muß hier bei der Arbeit bleiben, damit sie zu des Vaters Geburtstage fertig ist; willst Du?"

Der Anmuth und Bitte seiner achtzehnjährigen Schwester konnte Ferdinand unmöglich widerstehn; er holte das Buch und schlug es auf. Doch fragte er zuvor: „Aber sollen wir denn unsern Spaziergang aufgeben, Schwester? Wir wollten ja heut nach dem Wäldchen am See, wo Du mir die neuen Anlagen zu zeigen versprochen hast?"

„Freilich, Bester," entgegnete Elisabeth, „doch erst um sechs Uhr; und dann holen wir Anna ab, die auch nicht früher Zeit hat."

Ferdinand nahm das Buch und laß. Aber selbst die Schönheiten des Dichters, der damals ganz Deutschland mit der edelsten Begeisterung entflammte, vermochten seine Aufmerksamkeit nicht zu fesseln; denn sein

Herz war nicht bei dem Buche, sondern es sehnte s
zu der schönen, sanften Anna, der Tochter, oder rich
ger Pflegetochter, des Pfarrers Heimfried, der a
sein alter Lehrer gewesen war, hinüber. So las
denn auch zerstreut, versprach sich oft, schlug zwei Bl
ter zugleich um, und fuhr im Lesen fort als sei der Z
sammenhang gar nicht unterbrochen gewesen, bis endl
Elisabeth lächelnd aufstand, ihm das Buch sanft a
der Hand nahm und sprach: „Nein, ich sehe wo
Ferdinand, es geht nicht; so will ich Dich denn a
nicht länger quälen. Aber sprich nur, womit ich
die böse Laune vertreiben soll? Ich möchte Dich
zu gern heiter bei uns wissen, denn wenn Du D
jetzt schon so unbehaglich mit uns fühlst, wo Du
wenige Wochen wieder bei uns bist, und die Heim
Dir etwas Neues sein kann, was soll für künftige Ja
daraus werden?“

Sie blickte ihm dabei so freundlich und doch so
sorgt ins Gesicht, daß der Bruder sie gerührt in
Arme nahm, und sie mit innigster Liebe küßte.

„Du bestes Herz,“ sprach er sanft, „kannst Du d
wirklich glauben, daß die Sehnsucht nach den Zerstreu
gen großer Städte oder fremder Länder mir diesen tr
lich stillen Aufenthalt ungenügend macht? Ich wünsc
nichts mehr, als mich eben recht fest und für imm

hier einzuwohnen, und ich wollte alles könnte so bleiben, wie es jetzt, wie es heut ist."

„Aber was macht Dich denn mißmüthig, liebster Bruder?" fragte Elisabeth theilnehmend.

„Ich bin nicht mißmüthig Schwester," antwortete er, „doch jeder, der das Leben ernst, ja der es nur aufmerksam ansieht, kann es nicht immer fröhlich betrachten. — Könntest Du mir helfen, glaubst Du nicht daß ich mich längst an Dich gewandt hätte, weil ich weiß, daß es Deinem Schwesterherzen die größte Freude sein würde? Ja so viel Du mir helfen kannst, hilfst Du mir schon durch Deine Liebe und Theilnahme. — Ist es aber nicht sechs Uhr? Wollen wir unsern Spaziergang nicht antreten? Im Freien, im Gehen ist mir immer am wohlsten zu Muth."

„Gern, gleich, lieber Bruder," antwortete Elisabeth und sah ihn freundlich an, wandte sich aber schnell um, um eine Thräne zu verbergen, welche ihr in das schöne dunkle Auge trat, weil sie den Bruder gar so bekümmert sah.

Sie gingen.

Schräg dem Schloß gegenüber lag das Predigerhaus, freundlich, mitten in einem kleinen Gärtchen. Anna stand schon in der Thür, und erwartete die Freundin. Als sie beide sich nähern sah, winkte sie mit lächeln-

dem Gruße hinüber, und ſchritt leicht die Stufen hin
und ihnen entgegen.

„Wie gut ihr dieſe einfache Tracht ſteht," wan
ſich Eliſabeth zum Bruder; „wir mit unſern Modek
dern ſehen doch wie die Drathpuppen dagegen aus. E
iſt ſo leicht wie ein Reh, der Strohut ſchwebt ihr r
ſo auf den Locken; recht wie eine Schäferin ſieht
aus."

Indeſſen war Anna näher gekommen, küßte
Freundin, grüßte Ferdinand mit einem angenehmen
cheln, und ging dann zwiſchen Beiden. „Wir hab
uns ſo eben wohl eine Stunde mit Dir beſchäftigt, A
na," ſprach Eliſabeth, „denn Ferdinand hat mir a
Deinem Meſſias vorgeleſen. Es iſt doch gar ein h
liches Werk, das uns mit der edelſten Gluth für
großen Mann der es ſchrieb, erfüllen muß. Wenn
nur erſt ganz vollendet wäre!"

„Ja," ſprach Anna, „es iſt ein theures Geſche
welches mir der Vater gemacht hat; wie manche ſch
und erhebende Stunde verdanke ich demſelben ſch
Und wie tröſtet es mich oft in dieſen ſchweren Krie
und Unglücksjahren, wo das allgemeine Elend rin
her uns mit Schauder erfüllt. Ach wer weiß, wie b
auch unſer ſtilles Dörfchen hier von den Kriegsſchaa
überfallen und verheert wird! Eben hat der V
Briefe erhalten, daß die Ruſſen immer näher und

her heranziehen, und überall schreckliche Verwüstungen und Verheerungen anrichten."

„Fürchten Sie nichts, liebe Anna," sprach Ferdinand; „unser großer König wird den Feinden schon bei Zeiten zu begegnen wissen. Sie wissen doch, daß unser Vater eben hauptsächlich deshalb in Berlin ist, um dort den Versuch zu machen, Verstärkungen für unsere Gegend zu erhalten."

„Ach," erwiederte Anna, „ich fürchte ja auch nicht so sehr für mich und unsere nächsten Freunde, als im Allgemeinen; denn wo der Krieg auch geführt werde, überall wird er viele Tausend Unglückliche machen. Das Herz blutet mir oft, wenn ich dem Vater die Zeitungen vorlese und diese Schilderungen von Schlachten, Plünderungen und Elend aller Art darin treffe. Wie zum Beispiel Küstrin im vorigen Jahre so entsetzlich zerstört wurde!"

„Und doch," erwiederte Ferdinand, „giebt es wieder nichts so Großes, so Herrliches als den Krieg, und jeden Tag seit ich in Deutschland zurück bin, drängt es mich mehr und mehr die Waffen zu ergreifen, um unter dem großen Könige zu fechten. Und jetzt besonders —"

„Bruder" rief Elisabeth erschreckt, „ich glaube Du sprichst im Ernst. Wolltest Du wirklich — Nein, nim-

mermehr, es ist gewiß nur Dein Scherz, womit D
uns Mädchen ängstigen willst!"

Ferdinand schwieg. Elisabeth und Anna sah
ängstlich gespannt zu ihm hinauf. „Wir wollen d
jetzt lassen, liebe Schwester," begann er endlich mit w
cherem Ton der Stimme, „noch haben wir ja Fried
hier in unserm ländlichen Aufenthalt; noch ist es Frü
ling und alles schön rings umher; so wollen wir dess
genießen, denn wir wissen ja nicht ob uns diese Son
morgen wieder so freundlich und milde strahlen wi
wie jetzt eben, wo sie die Goldblicke so lächelnd du
das Birkenlaub wirft."

In diesen Gesprächen hatten sie das Wäldchen
reicht, welches sich eine sanfte Anhöhe hinanzog, die
der andern Seite nur von niederen Gebüschen und g
nem Rasenteppich bekleidet, sich gegen den See hin
senkte, dessen blauen Spiegel man weit hin überse
konnte. Elisabeth hatte auf diesem Punkte eine B
und einen Tisch hinsetzen, und von hier aus allerlei
muthig verschlungene Pfade durch das Gehölz bah
lassen. Dies waren die neuen Anlagen, die freilich
in so fern bemerkenswerth sein konnten, als sie die N
gung und den Lieblingsaufenthalt der Schwester beze
neten.

„Siehst Du," sprach sie munter, „das ist u
Park. Weißt Du, als wir noch als Kinder hier sp

ten, da war alles verwachsen und wild, und ich bekam oft Schelte von der Mutter, daß ich in das hohe tauige Gras gesprungen war, oder mir das Kleid in den Brombeersträuchern zerrissen hatte. Jetzt habe ich als vernünftigeres Mädchen dafür gesorgt, daß wir hübsch gebahnte Wege zum Umherstreifen haben, und nicht mehr durch hohes Gras und Gesträuch müssen."

„Es war auch mein Lieblingsort hier," entgegnete Ferdinand; „gerade unter dieser Eiche, deren dunkleres Grün so malerisch gegen das helle Birkengebüsch absticht, lag ich oft und las den halben Tag lang. Nun hast Du mirs gemächlicher eingerichtet mit Tisch und Bank."

„Auf dem grünen Rasen ruht sich's aber doch eigentlich besser," meinte Elisabeth, „nur daß es, wenn es geregnet hat oder feucht ist, uns Mädchen besonders oft gar schlecht bekommt. Darum ist eine solche Bank aus Birkenstämmen doch etwas werth. Aber setzen wir uns. Du zwischen uns, Bruder Ferdinand, und nun sollst Du uns etwas von Deinen Reisen erzählen."

„Nein, das wollen wir für lange Winterabende sparen" sprach Ferdinand. „Hier laß uns lieber unsrer Jugendzeit gedenken. Weißt Du Schwester, als ich Euch hier am See das Feuerwerk abbrannte?

„Wo Anna beim Nachhausegehn im Dunkeln am Mühlenstege fehl trat," fiel Elisabeth rasch ein.

„Und Sie mich aus dem Waſſer retteten," ſprach Anna lebhaft zu Ferdinand gewandt.

„Damals nannten Sie mich noch Du" erwiederte er mit einem Tone als wolle er ihr vorwerfen, daß ſie dies vertrauliche Verhältniß aufgehoben habe.

„Das iſt nun ſechs Jahre her," erwiederte Anna, lieblich erröthend; „damals war ich dreizehn Jahre alt."

„Und ich faſt neunzehn, ſo alt wie Sie jetzt. Es iſt zwar bös daß der Leib altert, aber noch viel ſchlimmer daß die Seele nicht jung, unbefangen und arglos bleibt, wie in der ſchönen Kinderzeit."

„Aber iſt's denn nothwendig," rief die lebhafte Eliſabeth, faſt ein wenig unwillig, daß man mit den Jahren ſchlechter werde? Ich dachte ich ſei beſſer geworden!"

Anna ſah Ferdinand fragend an, und ſprach unſchuldig: „Ich auch."

Ferdinand war ein wenig verlegen, doch faßte er ſich ſchnell und antwortete: „Gewiß werden wir auch in Vielem beſſer, Vieles aber müſſen wir auch für die Erkenntniß opfern. So iſt's ja überall; will eine Frucht reifen, muß eine Blüthe fallen, ſoll mir die Sonne ſcheinen, ſo muß ich den freundlichen Mond, die klaren Sterne entbehren." —

Man ſaß einige Augenblicke ſchweigend; alle thaten einen Blick in die ſchöne Jugendzeit zurück, und einen

andern in die durch ſtrenge Weltgeſchicke ungewiß bedrohte Zukunft hinaus. Und ſo drang jene ſüße Wehmuth in ihr Herz, die kaum weiß, ob ſie über Glück oder Kummer weinen möchte.

„Ich will mein altes Spiel einmal verſuchen," unterbrach Eliſabeth mit abſichtlich munterem Tone die Stille, weil ſie bewegter war, als ſie ſcheinen mochte, denn des Bruders ernſte Stimmung, die ſie ſchon ſeit mehreren Tagen beobachtet hatte, bekümmerte ihr Herz; „ich will mein altes Spiel wieder verſuchen, und einen Blumenſtrauß pflücken, den Du auslegen ſollſt, Ferdinand." Mit dieſen Worten war ſie leicht aufgeſtanden und hüpfte den nächſten Blumen zu. Anna und Ferdinand blieben ſitzen und ließen ſie lächelnd gewähren. Sie ging pflückend und wieder verwerfend, ſpähend und ſammelnd, tiefer in die Gebüſche hinein, und war bald hinter dem grünen Laubgitter verſchwunden.

Ferdinand und Anna ſaßen noch immer ſchweigend nebeneinander.

„Die Sonne ſenkt ſich ſchon hinter die Waldſpitzen," ſprach Ferdinand endlich und hielt ſich die Hand über die geblendeten Augen.

„Ihr Licht wird ſchon röthlich, und ſpielt golden auf den Wellen des Sees," ſetzte Anna mit ſanft bewegtem Tone hinzu; „haben Sie wohl geleſen, wie ſchön das in Kleiſt's Frühling geſchildert wird?"

„O gewiß!" erwiederte er mit einem halben Seufzer

„Doch Sie haben das in fremden Ländern, und zu mal in Italien, gewiß Alles viel schöner gesehn, als wir's hier auf unsrer stillen Flur haben."

„Nirgend schöner als hier, als heut Anna," sprach er bewegt und nahm ihre Hand, die sie ihm aus traulicher Gewohnheit ließ. „Was uns die Fremde bieten mag, die Heimath bleibt doch das Schönste."

„O das ist gut von Ihnen, daß Sie uns so treu geblieben sind," entgegnete Anna, und sah ihn mit ihren offenen blauen Augen dankbar an.

„Treu! Ja gewiß treu," sprach Ferdinand innig „denn der Jüngling, ich darf fast sagen der Mann findet unvermuthet das Herz des Knaben in seiner Brust wieder."

„Des Knaben? Sie betonen das ja so seltsam?" fragte Anna.

„Ich weiß noch den Tag," fuhr er fast mit bebender Stimme, aber mit erzwungenem Lächeln fort, wo mein alter Lehrer Heimfried die kleine blondlockige Anna mitbrachte, die von der Stiefmutter verlassen, von aller Welt zurückgewiesen, bei einem alten fast vergessenen Freunde ihres Vaters ein neues Vaterhaus fand!"

„O gewiß das hab ich gefunden!" rief Anna mit innigster Bewegung.

„Damals sagte mir mein guter Lehrer scherzend

„„nun Ferdinand sei fleißig, dann habe ich Dir zur Belohnung auch eine kleine Braut mitgebracht,"" — — mit Kindern scherzt man, — aber das Leben macht Ernst!"

Anna zog betreten ihre Hand zurück; sie wußte nicht was sie denken sollte; fragend sah sie ihn an, und erröthete dann und schlug das Auge nieder; ihre Brust pochte ängstlich, fast hätte sie geweint.

„Anna," sprach er aus tiefster Seele, „laß mir diese Hand! Laß sie mir für ewig."

„Um Gottes Willen, was thun Sie," rief sie erschrocken und sprang auf, da Ferdinand sie ans Herz ziehen wollte.

Er ließ sie nicht los.

„Ich bitte Sie, lassen Sie mich Herr Baron," erwiederte Anna mit erstickter Stimme, und wollte entfliehen; „Sie handeln nicht großmüthig."

„Anna! Könntest Du mich lieben?" fragte er dringender. „Sag nein, und der Wind mag jedes Wort verwehen, das ich gesprochen habe!"

„Ich darf es nicht," rief sie weinend und abgewendet.

In diesem Augenblick trat Elisabeth mit erneuter Munterkeit, einen vollen Blumenstrauß in der Hand haltend aus dem Gebüsch, so daß sie der abgewendeten Anna plötzlich gegenüber stand. „Mein Gott, was ist

das " rief sie stillstehend und der Ausdruck des Erschre-ckens überflog ihre lebhaften, jede Regung der Seele sogleich wiederspiegelnden Züge.

„Ach meine Elisabeth!" Mit diesem Ruf warf sich Anna, als sie der Freundin ansichtig wurde, an die Brust derselben. Denn Ferdinand hatte, so wie die Schwester hinzutrat, ihre Hand sogleich losgelassen und blickte nun abgewendet finster zur Erde.

„O Bruder, was hast Du gethan!" sprach Elisabeth, die den Zusammenhang leicht errieth, und sah ihn halb bittend, halb vorwerfend an.

„Was ich längst innerlich fest und unwiederruflich beschlossen hatte," entgegnete Ferdinand mit tiefbewegtem aber bestimmtem Ton. „Findest denn auch Du es so unbegreiflich Schwester, daß ich bei meiner Liebe nach nichts weiter fragen will, als nach der Geliebten?"

Anna lag noch immer mit dem Angesicht an das Herz der Freundin gedrückt; diese blickte wehmüthig über das schöne gesenkte Lockenhaupt den Bruder an, und fand keine Worte um seiner Frage zu begegnen.

„Anna!" wandte dieser sich jetzt wieder zur Geliebten, „bezwinge Deine Sorge und Deinen Schmerz. Dein heißes Weinen sagt mir, daß Du mich lieben könntest, sagt mir aber auch, daß Du eine Schuld daran zu knüpfen wähnst. Diese nehme ich hier vor dem Angesichte der Schwester von Dir; Du bist so schuld-

los wie das Veilchen, nach dem ich mich bücke um seinen Duft einzuathmen. Ist eine Schuld dabei, doch meine innerste Seele wehrt mir an eine zu glauben, so trage ich sie doch allein. Ich will Dein schüchternes Herz, Deine zu heilig zarte Pflichttreue nicht bestürmen, aber öffne Du es der Schwester, denn ihr Auge sagt mir, daß sie mich im Tiefsten versteht, und daß ihre Seele hier keinen Fehltritt, sondern nur ein kühnes Wagen sieht, vor dessen Folgen ihre Frauenbrust wie die Deinige zittert. Ich will jetzo von Euch gehen; nicht ein Wort, nicht ein Blick Anna soll Dir entfliehen, den Du auf die Wange der Schuld legen könntest; aber zu der Schwester sei wahr, wie Du es vor Dir selbst und vor dem Ewigen bist."

Mit diesen Worten ging er hastig in das Gebüsch waldeinwärts, mit dem festen Vorsatze, erst mit der Nacht in's Schloß zurückzukehren.

Die Morgensonne schien hell in Elisabeths Zimmer, sie stand im leichten Frühkleide vor ihren Blumen und pflegte sie, als Ferdinand zu ihr eintrat. Er sah ernst, aber dennoch heiter; nur ein wenig blaß. Dies war aber auch Elisabeth nach der unruhig zugebrachten Nacht.

„Die frische Aufregung des Morgens, liebe Schwester," begann Ferdinand, „wird uns ruhiger über das

ſprechen laſſen, was uns geſtern in der Wehmuth des ſinkenden Abends zu ſchmerzlich erſchütterte. Ich weiß, Du fürchteſt den Zorn des Vaters, ſein unabänderliches Hängen an den Vorurtheilen des Standes, welche er auch Deinem jugendlichen Herzen einzuprägen gedachte, die aber nie in Dein Inneres dringen wollten, ſondern machtlos abgleiteten. Noch weniger, Schweſter, konnten ſie bei mir Wurzel faſſen. Schon auf der Univerſität zerſtörten ſie ſich in dem gemeinſamen Jugendleben. Wie viel mehr aber noch bei meinen Reiſen, bei meinem Aufenthalte in dem freien England, wo allein der Geiſt lenkt und gebietet. Nicht, daß in dieſem Lande nicht ähnliche Vorurtheile herrſchten, wie bei uns, ja in mancher Hinſicht ſind ſie noch viel ſchroffer und engherziger; aber die öffentliche Meinung hat ſie ſchon verurtheilt, die Beſſeren blicken mit Verachtung darauf hinab, und dieſe Meinung darf ſich frei und ungehindert ausſprechen, ſo daß jedem die wahre Erkenntniß offen ſteht, der ſich ihr nicht verſchließen will. Dort, meine Schweſter, habe ich Belehrung genoſſen, bin zu Grundſätzen gelangt, von denen ohne Verbrechen kein Rückſchritt möglich iſt. Wie ich mit dem Vater zu ſprechen habe, weiß ich; ich hoffe, er wird der Wahrheit zugänglich ſein. Nur wie Anna denkt, nur das mußt Du mir ſagen. Denn die lebendige Ahnung, das innerſte Gefühl meines Herzens genügen zwar meiner Liebe,

aber nicht dem Handeln, zu dem ich vielleicht schreiten muß."

Elisabeth hatte ihres Bruders Worten schweigend, und mit still hervordringenden Thränen zugehört. „Ach, lieber Bruder," sprach sie, „ich kann Dich nicht tadeln, ja ich fühle auch, daß Du wohl Recht hast; allein ein großes Unglück, das sehe ich voraus, bereitet sich vor und trifft unser stilles glückliches Leben. Bedenke, wie der Vater uns liebt, wie Du ihn liebst und ehrst, und frage nun Dich selbst, wie Du seinem Willen ungehorsam sein willst."

„Er wird den Gründen der Vernunft und Billigkeit Gehör geben," antwortete Ferdinand. „Sage mir nur was Anna Dir gesagt."

„Es ist in wenig Worten zu fassen," sprach Elisabeth, „Sie liebt Dich mit ihrem ganzen schönen Herzen, aber sie liebt kindliche Pflicht und Gehorsam noch mehr. Niemals wird sie gegen des Vaters Willen die Deine."

„Sagte sie das!" rief Ferdinand heftig.

„Und ein Mädchen wie Anna hält es, sollte auch ihr Herz darüber brechen," setzte Elisabeth mit sanfter Stimme hinzu. „Lieber Bruder," fuhr sie fort, und schlang den Arm bittend um seinen Nacken, „geh nicht weiter, — auf diesem Pfade findest Du kein Glück, Du zerstörst es nur, eigenes und fremdes. Geh nicht

weiter — ach hätteſt Du gar nicht geſprochen, oder Dich nur mir vertraut, es wäre um Vieles beſſer. Unbewußt hätte die Liebe in Amas Bruſt fortgeſchlummert; ſie wäre die der Schweſter und Jugendgeſpielin geblieben. Jetzt haſt Du ſie durch ein einziges Wort geweckt und verwandelt, und was zuvor ein wehmüthiges ſanftes Verſagen und Entbehren geweſen wäre, wird nun ein herzzerreißender Verluſt für die Arme, den ſie aber ſtandhaft zu tragen beſchloſſen hat.

„Und verlangteſt Du, Schweſter," erwiederte Ferdinand feſt, „ich ſolle minder ſtandhaft ſein? Gewiß nicht. Mochteſt Du Recht haben, daß ich den erſten Schritt nicht hätte thun ſollen, — der zweite muß geſchehen."

Er ging raſch hinaus in's Freie. Draußen überlegte er noch einmal mit ſich ſelbſt, was er dem Vater ſagen wie er handeln wolle. Er war mit ſich einig, der feſte Entſchluß gab ihm Faſſung und Kraft zurück; ſo erwartete er mit Sehnſucht des Vaters Rückkehr. Dieſe erfolgte am nächſten Abend.

Der Freiherr von Eichholm war ein Mann von ſechszig Jahren; redlich, ehrenfeſt, gutmüthig, aber allen Vorurtheilen ſeines Standes unbedingt ergeben. Ihm waren ſie Geſetze; er hätte jeden Bruch derſelben für Frevel gehalten. Welch einem ſchweren Stand ging Ferdinand daher mit ſeinen ganz entgegengeſetzten

Grundsätzen entgegen! Elisabeth wußte es und zitterte, und dieses Gefühl überwältigte sie so, daß sie den Vater kaum mit Freundlichkeit bewillkommen konnte. Doch er, von ernsten vaterländischen Sorgen gedrückt, bemerkte die veränderte Stimmung seiner Kinder nicht.

„Es sieht übel aus, Ferdinand," begann er, als er in seinem Zimmer Platz genommen hatte, „Am Ende wird unser großer König dennoch unterliegen. Die Feinde werden ihm zu mächtig, die Mittel reichen nicht mehr aus, die Provinzen sind alle erschöpft, meine Bitten waren vergeblich, und ich sehe ein, daß man sie nicht erfüllen konnte. Gott muß helfen! Uns Menschen wird es schwer."

„Und Gott wird helfen," setzte Ferdinand hinzu, „dieses Vertrauen lebt unerschütterlich in meiner Brust. — Bester Vater," fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „schon längst keimt ein Entschluß in meiner Seele, aber ich habe Ihnen zwei Bitten deshalb zu thun"

„Und die wären, mein Sohn?" fragte der Vater aufmerksam. — — Elisabeth ahnte, was erfolgen solle, und zog sich leise in den Hintergrund des Gemachs zurück.

„Sie scheinen entgegengesetzt, aber sie sind es nicht," erwiederte Ferdinand. „Ich möchte in den Krieg ziehn, und — eine Gattin nehmen."

„Ich glaube Du bist toll Junge," fuhr der Alte

halb lachend auf, „oder Du treibst Scherz mit mi
dazu sind aber jetzt wahrhaftig nicht die Zeiten.“

„Nein, wahrlich nicht,“ rief Ferdinand, „ich spred
im heiligsten Ernst. Mein theurer Vater, ich will m
Ihre Einwilligung erbitten, in das Heer des Köni
zu treten, und wenn ich mit Ehren heimkehre, dan
soll die Hand derjenigen, die ich gewählt, und die S
mir jetzt als Braut verloben sollen, mein Lohn sein!“

„Das läßt sich freilich hören,“ sprach der Vat
„und die erste Bitte ist Dir ohne Weiteres gewähr
aber bei der zweiten muß ich doch erst wissen wen D
gewählt hast.“

„Ein Mädchen, bester Vater, dem Sie selbst das Zeu
niß geben, daß sie gut, gebildet und schön ist, — die n
einen zufälligen Mangel hat, den sie nicht verschulde

„Nun den Teufel, sie wird doch kein Gebrech
haben? Was fehlt ihr denn —“

„Der Adelsbrief.“

„So heirathe sie einen dem er auch fehlt!“ r
Eichholm streng und heftig; „meine Schwiegertoch
wird sie nicht.“

„Ich bin bereit, ihr den meinigen zu opfern m
Vater,“ sprach Ferdinand bescheiden, aber mit Festigke

„Was!“ rief der Alte und glühte vor Zorn, „d
wiederhole mir noch einmal, und ich läugne, d
Du mein Sohn bist! Was hast Du gesagt, Fer

nand! Deinen Adelsbrief willst Du opfern, ehrlos werden um einer Dirne willen? Widerrufe das! Auf der Stelle widerrufe, oder Du bist nicht mehr würdig, den Degen zu tragen!"

„Sie mißverstehn mich, bester Vater," antwortete Ferdinand gemäßigt. „Einem Vorrecht freiwillig entsagen, ist etwas andres als es schimpflich verlieren oder aufgeben."

„Wer die Ehre verhandelt ist ein Schurke!" rief Eichholm noch zorniger und ging heftig auf und ab. „Ich will nichts weiter hören! Geh! Werde Soldat! Denn das Blut von drei Wunden ist nöthig, um Dir diese Schande abzuwaschen. Von Deiner Heirath aber, von einer solchen Heirath sprich mir keine Sylbe mehr, oder Du bist enterbt!"

„Sie sind erzürnt, mein Vater, hören Sie mich doch wenigstens an," bat Ferdinand. „Ich weiß Sie glauben es nicht, daß Ihr Sohn ehrlos denken oder handeln könnte."

„Nein, das hätte ich auch nimmermehr geglaubt. wenn ich's nicht aus seinem eigenen Munde hören müßte! Ferdinand, so wahr ich Baron Friedrich von Eichholm heiße, auf Pistolen hätte ich den gefordert, der sich unterfangen hätte mir zu sagen: Dein Sohn will seinen Adelsbrief zerreißen, um ein Bürgermädchen zu heirathen! Krieg und Pest! Es ist zum rasend werden!"

Ferdinand schwieg. Er sah daß über diesen Pun
zwischen ihm und dem Vater kein Verständniß mögli
sei. Düster blickte er auf den Boden.

„Ferdinand," begann der Baron nach einigen M
nuten weicher, „gehe in Dich; siehe ich bin alt u
grau, und habe Dich lieb. Thue mir diese Schma
nicht an. Soll ich mich mit Gram niederlegen zu D
ner Mutter? — Wenn das Mädchen, von dem D
sprechen wolltest, wirklich gut ist, sie sagte selber Nein

„So gut ist sie, mein Vater," sprach Ferdinand m
tief bewegter Stimme; „um so heiliger wird meine Pflic
gegen sie. Anna hat Nein gesagt, und liebt mich doch

„Anna!" rief Eichholm erstaunt und mit ho
schmerzlichem Tone. „Anna hast Du gewählt? D
Pfarrers Tochter? — Sie ist gut, sehr gut, ihre Pfle
hat mir und Elisen, als hier im Hause alles krank l
das Leben gerettet. Das war Viel! Jetzt hat sie Ne
gesagt, das ist mehr, denn sie rettet meines Sohne
meines Namens Ehre!"

„O Vater!" rief Ferdinand schmerzlich aus, „Ka
Ihr edles Herz von unnatürlichen Vorurtheilen so mi
leitet werden! Giebt es einen höheren Adel als den d
Seele? Nach welchem Stammbaum fragt Gott di
welche zu ihm eingehen?"

„Dort ist Alles gleich, freilich; aber auf der Er
giebt es Hohe und Niedre, und jeder soll sich zu d

Seinen halten. Sonſt kann unſer Dorfhirt um des Königs Tochter werben. Das wäre Eure Weltordnung, Ihr jungen Thoren, denen zwei hübſche Augen mehr gelten, als die rühmlich erworbene und pünktlich erhaltene Ehre aller Eurer Vorfahren. Aber Anna iſt beſſer und geſcheuter als Du. Sie iſt ein braves Mädchen! — Wer weint denn da? — Eliſabeth, Du biſt hier? Und Du haſt gehört, welches Herzeleid Dein Bruder ſeinem alten Vater anthun will? Komm her! Komm an mein Herz Kind, Du wirſt mich ſo nicht kränken.“

Eliſabeth blieb in der Ferne ſtehn und trocknete die thränenden Augen mit ihrem Tuche. Ferdinand kämpfte heftig mit ſich ſelbſt; dann wendete er ſich plötzlich um und ging hinaus.

Sein Entſchluß war nicht wankend geworden, er wurde ihm nur ſchwerer gemacht; denn es lag in ſeinem Charakter, da wo er nach innerſter Ueberzeugung handelte, unbeugſam zu ſein. Nur über die Art, wie er ſeine Entwürfe ausführen ſollte, war er noch zweifelhaft, und um darüber mit ſich eins zu werden, ging er durch den Garten hinaus in das Feld dem einſamen Wäldchen zu, wo er vorgeſtern einen einzigen Augenblick ſo ſchmerzlich ſelig geweſen war. — O wie ſchön könnte die Welt ſein, dachte er für ſich, als er ſich auf die Bank geſetzt hatte, und der See wie bei jenem er-

ſten Begegnen mit Anna's Herzen, in goldenen Welle
ſchimmerte, und der Abendhimmel ſich zu röthen b
gann; o wie ſchön könnte die Welt ſein, wenn d
Menſch nicht ſelbſt ſo oft das Gute verblendet von ſi
drängte, was ihm der himmliſche Vater zuweiſt! Ab
das iſt der Fluch der ihn aus dem Paradieſe getriebe
hat, daß der Wahnſinn des Irrens ihn überall verfo
gen muß. Das höchſte in Glauben, Wiſſen und Li
ben was ihm geboten worden, hat er von je in sein
Raſerei verkannt und mit Füßen getreten, und die W
nigen verfolgt und mißhandelt, denen die Wahrheit v
dem klaren Auge ſtand. So war es, ſo iſt es und
wird es ſein! Die erquickenden Himmelsfrüchte, d
der Lippe geboten werden, ſchleudert er von ſich, u
aus prunkenden Gefäßen von kaltem Erz ſchleichend
Gift oder berauſchenden Wahnſinn zu trinken. —

Die Arme übereinander geſchlagen, ging Ferdinan
finſter auf und ab; zu Zeiten blieb er wieder ſtehen un
ſah der ſinkenden Sonne nach. Müde lehnte er ſi
endlich gegen den Stamm der alten Eiche, und hie
den Blick auf den Boden geheftet, oder warf ihn verl
ren gedankenlos ins Weite.

Plötzlich rauſchte es leiſe ſtreifend hinter ihm i
Gebüſch; er wandte ſich betroffen um und Anna ſta
vor ihm. Noch heftiger erſchreckt als er, zitterte ſie z
rück und erbleichte, und erröthete und erbleichte wiede

sie stand verzagend, unschlüssig ob sie bleiben oder gehn sollte. Ferdinand trat ihr entgegen, und da sie heftig bebte, leitete er sie unterstützend bis zu der Bank.

„Anna, Dich führt der Wink des Himmels her zu dieser Stunde," sprach Ferdinand, und drückte ihre Hand sanft in der seinigen; „es sah düster aus in meiner Seele, doch Deine sanfte Gestalt tritt wie Mondlicht in das Dunkel. — Du hast Nein gesprochen zu meiner Schwester, Anna," fuhr er mit dem Tone des sanften Vorwurfs fort, „war das wohl recht und gut? Spracheſt Du nicht mehr in der Furcht vor menschlichem Urtheil als vor dem des Ewigen, der in unser tiefstes Herz sieht? Ach, Geliebte, hast Du nicht an dem Heiligthum der Liebe gefrevelt, nicht das klare Gesicht der Verkündigung getrübt, welches vor Deine Seele getreten war? Als es in meinem Herzen plötzlich Tag wurde, Anna, als ich wußte, daß ich liebte, da wußte ich auch, daß ich nur der Liebe gehorchen sollte!"

Anna brach in Thränen aus. „O Sie thun mir Unrecht, bitteres Unrecht!" rief sie schmerzlich. „Ist es denn ein Frevel, wenn man die theuersten Wünsche der Pflicht zum Opfer bringt? Soll ich denn schuldig sein, weil ich unglücklich bin?" Bei diesen Worten blickte sie ihn mit frommen Augen wehmüthig an, als erwarte sie Vergebung oder Belehrung von ihm.

„Was nennst Du Pflichten?" begann er sanft.

„Wenn Dein Herz mit reinem Bewußtsein der Liebe gewählt hat, bleibt Dir dann noch eine höhere Pflicht als die, ihrem heiligen Gesetze zu gehorchen?"

Sie schwieg einen Augenblick wie nachsinnend, dann erwiederte sie: „Ja Ferdinand, es bleiben heiligere Pflichten; ältere der Dankbarkeit, der kindlichen Liebe, — ach und tausend andre. Denn ich darf nicht fragen warum ich meines Glücks nicht genießen soll; mir muß es genügen, daß diejenigen, denen mein Herz alles schuldig geworden, das harte Nein sprechen. Denn auch mein Vater, dem ich, wie die Tochter mußte, Alles gestanden habe, thut es, aus Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter, und weil er sich fromm in seinem Wirken bescheidet, und am meisten, weil er mein eigenes Glück will. Ach, er hat es mir mit so wahren und herzlichen Worten gesagt, daß ein Bund, unter dem Haß und Fluch der Aeltern geknüpft, und wäre dieser Haß auch ungerecht, nie zum Glück führt. „„Der Seegen des Friedens würde nie über Dein Haus kommen,"" sprach er zu mir, und so fühle ich's auch, Ferdinand. Dein zürnender oder bekümmerter Vater müßte stets im Hintergrunde aller unserer Freuden stehen und seine finstere Gestalt vor jeden Sonnenblick des Glücks treten."

Ferdinand hatte ihren sanften Worten still zugehört. „Du hast Recht, Anna," erwiederte er, „ich aber auch. Denn von dem Mann wird das Handeln

gefordert, von dem Weibe das Dulden; wir sollen schaffen und müssen daher auch zerstören, ihr sollt nur sanft bewahren und behüten. So will ich denn kämpfen, meine Anna, und Du, armes Wesen, dulde demüthig und freundlich — Beide, bis wir gesiegt haben oder unterliegen. Ich entsage Dir nicht Anna, trotz Deines Nein, denn ich würde eine heilige Pflicht gegen Dich ehrlos brechen. — Anna, wir sehen uns in dieser Stunde vielleicht zum letzten Male; ich scheide, doch noch einmal betheure ich Dir: Ich entsage Dir nicht. Liebst Du mich, so wirst Du mir auch in der Stille und Ferne Dein Herz bewahren, ohne daß ich Dich durch ein Gelübde fessele. Nun leb wohl!"

Er hielt ihre beiden Hände in den seinigen und blickte ihr in das von dem Silberschleier der Thränen verhüllte Auge. Zitternd zog er sie näher; sie neigte sich milde zu ihm, und lehnte ihr müdes betäubtes Haupt verbergend an seine Brust. Innig hielt er sie umschlossen, und diese selige Minute war Finden und Trennen zugleich für die liebenden Herzen. Stumm riß er sich los und eilte den Hügel hinab und rasch durch den Wald nach Hause. Anna folgte langsam, mit erschöpfter Kraft, aber doch beseligt und getröstet durch das innerste heilige Verständniß; und ein süßer Glaube sagte ihr, daß eine milde Hand diese bittren

Thränen trocknen, dieſes heftige Wogen und Wallen des Schmerzes in der Bruſt lind beſänftigen werde.

Ferdinand ſah den Vater an dieſem Abend nicht mehr. In der Stille ſchickte er ſich zur Abreiſe an. Seiner Schweſter hatte er flüchtig die Worte zugeflüſtert: „Ich beſuche Dich noch ſpät Eliſabeth, bleib wach.“ Auf ſeinem Zimmer ſchrieb er Briefe; um Mitternacht war er mit Allem fertig. Jetzt ging er hinab zu Eliſabeth, die in Angſt und Thränen ſeiner harrte.

„Ich komme Abſchied zu nehmen liebe Schweſter,“ ſprach er, „denn ich bin entſchloſſen, noch in dieſer Nacht mich zum Heere des Königs zu begeben. Weine nicht, beſtes Herz. Siehe, es iſt ja ſo tauſendmal beſſer als wenn ich bliebe; denn das Glück unſers Beiſammenſeins wäre ja doch nur unheilbar zerſtört.“

„Ach, daß es dahin kommen mußte, Bruder!“ rief Eliſabeth ſchmerzlich aus, und lehnte ſich weinend gegen ſeine Bruſt. „Aber ich wußte und ahnte es zuvor, — und nun ſehe ich des Unglücks keinen Ausweg.

„Gottes Auge ſieht weiter, Eliſabeth. Es mußte ſo kommen! Bleiben, das ſiehſt Du wohl, kann ich nicht, denn hier im Hauſe wäre jeder Augenblick des Glücks zerſtört. Anna könnte dieſe Schwelle nicht betreten; mit welchem Gefühl ſollte der Vater mich betrachten, und wie ſollte ich ihm gegenüber ſtehen? Du

würdest inmitten dieses Zwiespalts ein angstvoll gequältes Dasein haben — es darf nicht anders sein, ich muß gehn. Bin ich fern, so werdet Ihr meiner vielleicht alle mit Wehmuth gedenken, und könnt in alter trauter Einigkeit bei einander weilen. Du wirst die Freundin lieber haben, um des Bruders willen, sie Dich, weil der Schmerz uns immer tiefer und inniger lieben lehrt; ja, ihr still getragener sanfter Kummer erweicht vielleicht des Vaters Herz und lehrt ihn, daß er für ein todtes Glück der Täuschung das innerste der Wahrheit aufopfert. Denkt, meine Reise habe ein Jahr oder einige länger gedauert, und ich hätte Euch inzwischen nur einen kurzen Besuch gemacht."

„Ach Bruder," rief Elisabeth, und umschlang ihn mit angstvoller Innigkeit, „welche Zukunft bereitest Du uns! Mit welcher Angst werden wir die Tage durchleben, wenn wir jeden Augenblick für Dich zittern müssen!"

„Ob ich lebe, sollt Ihr von mir hören; oft, vielleicht täglich; aber wo ich bin, was mir sonst begegnet, das muß Geheimniß bleiben bis — dieser Brief an den Vater sagt es Dir."

„Und wohin sollen wir Dir schreiben?" fragte Elisabeth.

„Das werde ich Dich noch wissen lassen, liebste Schwester, denn Du kannst wohl denken, daß Briefe

von Dir mein einziger Troſt ſein werden. Du ſollſt auch Anwort haben, nur fordere nicht zu wiſſen, was meinen Aufenthalt und meine Kriegsſchickſale verrathen könnte. Jetzt lebe wohl. Mein Pferd iſt geſattelt, ich muß fort!"

Sie hing faſt bewußtlos in ſeiner Umarmung, denn ihr ſchweſterliches Herz liebte ihn unausſprechlich; ſeine Bruſt blutete, doch er riß ſich entſchloſſen los, eilte haſtig hinab, warf ſich zu Pferd und ſprengte raſch dahin, um das Dorf bald weit hinter ſich zu haben.

Eliſabeth brachte die Nacht faſt ohne Schlaf zu. Am Morgen früh trat ſie mit verweinten Augen und bleichen Wangen in das Gemach des Vaters, und gab ihm ſtumm den Brief, welchen der Bruder ihm zurückgelaſſen hatte. Eichholm ſah ſie mit verwunderten Blikken an: „Was iſt denn vorgefallen," fragte er erſtaunt; „Du ſiehſt ja ganz verſtört aus, und weshalb ſchreibt mir denn Ferdinand, ſtatt herunter zu kommen und ſelbſt mit mir zu ſprechen?"

Eliſabeth vermochte nicht zu antworten. Eichholm hatte indeſſen erbrochen und las. Anfangs überflog ihn eine Röthe des Unwillens; dann wurde er ernſt, dann bewegt, und endlich hing eine Thräne an ſeinen grauen Wimpern. „Da lies," ſprach er mit erſtickter Stimme zu Eliſabeth, und trat ans Fenſter und ſah ſtarr hinaus, um ſeine Thränen zu verbergen. Der Brief lautete:

Mein theuerſter Vater!

Nicht unehrerbietiger Trotz iſt es, wenn ich mich jetzt freiwillig aus ihrer Nähe verbanne. Aber könnten wir glücklich bei einander leben, nach dem was geſchehen iſt? Sie haben ein väterliches Recht meine Wahl zu verwerfen, und ich will nicht gegen Ihren Wunſch handeln. Meine Ueberzeugung aber bleibt dieſelbe. — Ich ziehe jetzt in den Krieg, um mir den Tod oder die Ehre zu gewinnen. Meinen Adelsbrief lege ich für dieſe Zeit ab, denn nicht ererben, ſondern ſelbſt verdienen will ich mir ihn. Beſitze ich ihn dann aus eigener Kraft, nicht als das Erbtheil meiner Väter, ſo will ich ihn dem Mädchen ſchenken, welches jetzt nur der höchſte Adel ſchmückt den ich kenne, der der Seele, damit ſie auch einen edlen Namen führe. Alsdann will ich um ſie werben.

Bis dahin, mein theuerſter Vater, müſſen wir uns trennen! Sie werden in dieſer Zeit nichts von Ihrem Sohne hören, als daß er lebt. Wo und wie muß er verſchweigen. Falle ich, ſo dürfen Sie wenigſtens des Troſtes gewiß ſein, daß Sie einen Sohn verloren haben, der die wahre Ehre gekannt und nie verletzt hat. Mein Vater! Meine Schweſter! Lebt wohl — recht wohl und glücklich!

Ferdinand von Eichholm.

Viertes Capitel.

Fast drei Monate waren verstrichen. Eine trübe Stimmung, durch unglückliche Kriegesnachrichten noch vermehrt, herrschte in Eichholms Hause. Die Russen rückten mit jedem Tage weiter vor: man mußte befürchten, daß die Scenen der Verwüstung auch bis in das trauliche Dörfchen dringen würden. Zwar lag es entfernt von jeder großen Landstraße, abseit vom Kriegsschauplatze, indessen bei den Streifzügen, welche die Kosaken zur Plünderung in das flache Land unternahmen, konnte ein verwegener Schwarm durch seine Gier nach Beute, auch leicht bis so weit geführt werden. Es war schon davon die Rede gewesen daß Eichholm mit Elisabeth und Anna, die seit Ferdinands Entfernung von dem alten Baron fast wie seine zweite Tochter betrachtet wurde, nach Berlin flüchten solle. Aber Anna wollte ihren Vater, dieser seine Gemeinde nicht verlassen, und Eichholm trug gleichfalls Bedenken, die Landleute ohne Rath und Hülfe ihrem Schicksal zu überlassen. Man beschloß daher auf alle Weise auf seiner Huth zu sein, und wenigstens nicht eher an Flucht zu

denken, als bis kein anderer Ausweg mehr möglich sei. —

Eichholm war zu einigen Nachbarn geritten, um mit ihnen gemeinschaftlich gewisse Maaßregeln zu verabreden, wodurch man einander in Zeiten durch Signale benachrichtigen könnte, falls der Feind anrücke. Zugleich wollte man eine Art von Landsturm bilden, um kleineren Schaaren vielleicht mit Nachdruck entgegen treten zu können. Gegen eine größere Macht war freilich eine solche Hülfe zu schwach, und würde im Gegentheil nur den Zorn der Feinde gereizt haben; allein vor regelmäßigen Truppen hatte man auch bei Weitem weniger Besorgnisse, zumal wenn höhere Offiziere dabei waren, welche im Ganzen gute Mannszucht hielten.

Diese Abwesenheit des Vaters konnte, da er auf verschiedenen Gütern seiner Nachbarn Geschäfte hatte, einige Tage dauern. Elisabeth verwaltete indessen das Haus, und es konnte in keiner besseren Obhut sein, da sie in allen Verhältnissen Verständigkeit und Entschlossenheit zeigte, und überdies die Liebe Aller im Hause so besaß, daß jeder auf den leisesten Wink von ihr Gehorsam leistete. Es waren bisher zwei Briefe von Ferdinand eingetroffen, beide über Berlin; doch war weder der Ort angegeben, wo sie geschrieben waren, noch enthielten sie irgend Angaben, aus denen sich eine Ver-

muthung schöpfen ließ. Beide waren an den Vater gerichtet gewesen, und hatten nur einen kurzen Gruß an Elisabeth enthalten, wie sie denn überhaupt nur aus wenigen Zeilen bestanden. Jetzt, während der Abwesenheit des Vaters, fast als hätte Ferdinand diese gekannt, und die Gelegenheit, um vertraulich mit der Schwester zu sprechen, benutzen wollen, empfing Elisabeth einen an sie gerichteten, ausführlichen, mit innigbrüderlicher Liebe geschriebenen Brief, der ihr zugleich das Mittel an die Hand gab, zu antworten, indem Ferdinand ihr ein großes Kaufmannshaus in Berlin namhaft machte, an welches sie die für ihn bestimmten Briefe richten könne. Doch beschwor er sie, niemals den Versuch zu machen, auf diesem Wege etwas Näheres über seine jetzigen Verhältnisse zu erfahren. Ferdinand fragte in seinem Briefe auch bei der Schwester an, ob Anna Briefe von ihm annehmen, oder vollends sie beantworten würde. Elisabeth, welche sich innerlich durchaus für den Bruder erklärt hatte, wollte daher eben mit dem Briefe zu Anna hinüber eilen, als sie auf dem Boden einen Zettel entdeckte, der ihr beim hastigen Oeffnen entfallen sein mußte. Es war eine Nachschrift, die folgendermaßen lautete:

Theure Schwester!

„Es werden sich ernste Ereignisse nahen. Die Russen haben den General Wedell in einem bedeutenden

Gefecht bei Kai geschlagen, in Folge dessen ihnen die ganze Neumark offen steht; ja sie dringen vielleicht noch weiter vor. Ich habe die Schrecken des Krieges jetzt in der Nähe gesehn; ich will von Brand, Mord und Plünderung nicht sprechen; aber die Barbarei geht noch weiter, und achtet nicht das Heiligthum der Unschuld und der jungfräulichen Sitte. Wenn ich denke, daß Du und Anna diesem entsetzlichen Schicksal Preis gegeben werden könnten! — Theuerste Schwester, berede den Vater, Euch beide nach Berlin zu senden, oder sonst irgendwo zu verbergen! Im Kriege ist die Gefahr oft plötzlich da, und wer weiß, ob Euch nicht schon Unfälle betroffen haben, noch bevor mein Brief Dich warnen konnte. Liebst Du Deinen Bruder, so gieb seiner Bitte nach, und schreibe ihm auf's schnellste, daß Du es gethan."

Diese Nachricht bewog Elisabeth um so mehr sogleich zu ihrer Freundin zu eilen, und auch dem Pfarrer, welcher in Abwesenheit ihres Vaters dessen Stelle in ihrem Herzen vertrat, alles mitzutheilen. Ernste Besorgnisse erfüllten das Herz des alten Mannes, dessen einziges Glück in der Liebe zu seiner holdseligen Pflegetochter und seiner anmuthigen Schülerin bestand. Er drang, wie er sonst schon gethan, in Anna, mit Elisabeth zu flüchten, doch beide Mädchen weigerten sich entschieden ihre Väter zu verlassen. Elisabeth, die überhaupt entschlossenen Charakters war, zeigte sogar kecken

Muth und meinte, die Darstellungen von der Rohheit der Feinde möchten wohl übertrieben sein, und sie wollte sich schon gegen ruchloses Gesindel in Ansehen setzen. Der Pfarrer schüttelte den Kopf und sprach: „Kind, Du kennst den Krieg nicht! Du weißt nicht, wie weit der Mensch entartet, wenn kein Gesetz mehr gilt, wenn er für seine rohe Begierde sogar einen halben Vorwand hat, den, daß der Krieg es als eine Pflicht von ihm fordere, dem Feinde jedes Uebel zuzufügen. Und vollends wenn höhere Offiziere, wie es hier leider so oft geschehen ist, sogar den Frevel gebieten, dann ist der Soldat nur zu geneigt, auch sein Gewissen unbedingt zu verkaufen, und jede Verantwortung mit frechem Leichtsinn von sich zu weisen. Dann zeigt sich der Mensch in jener entsetzlichen Entartung, die kein Gesetz mehr ehrt, kein Heiligthum unangetastet läßt, ja Gott selbst nicht mehr scheut!"

Die Mädchen standen schweigend und sahen einander ängstlich und bekümmert an. Plötzlich rief Elisabeth mit aufblitzender Freude in den Augen: „Ich habe ein Mittel gefunden! Wir kleiden uns als Knaben! Von den Kleidern meines Bruders sind noch diejenigen hier, die er zurückließ, ehe er die Universität bezog; damals war er siebzehn Jahr, und sie passen uns vielleicht ohne alle Aenderung. Und wenn auch nicht, so soll doch bald nachgeholfen sein!"

„So recht, Elisabeth," rief Anna lebhaft aus, „diesen Vorschlag gehe ich ein;" dabei umarmte sie die Freundin mit Herzlichkeit.

„Gut, recht gut Kinder," sprach der Pfarrer lächelnd, „aber wird das so leicht ausgeführt sein? Wird man Euch in der Verkleidung nicht erkennen? Müßte Euch nicht Euer Haar schon verrathen, oder könnten Sie sich entschließen, liebe Elisabeth, eine solche Schönheit zu opfern?"

„Mein Haar?" fragte sie lebhaft, „mein Haar sollte mich abhalten? Die Sorge will ich Ihnen bald nehmen!" Und bei diesem Ausruf ergriff sie schon die große Papierscheere, welche auf des Pfarrers Arbeitstisch lag, faßte mit der Linken einen starken Büschel ihres reichen Haares, that einen raschen Schnitt, und ein ganzer Busch der schönsten kastanienbraunen Locken lag auf dem Boden.

Anna that einen Schreckensausruf und der Pfarrer wollte dem lebhaften Mädchen in die Arme fallen. Doch sie rief mit anmuthigem Stolz: „Wer einen Entschluß faßt, muß ihn ganz fassen. Jetzt komm her, Anna, und schneide mir ordentlich alles Haar herunter! Nachher thu ich Dir desgleichen. Wir wollen unsre Locken darum nicht verloren geben," setzte sie lächelnd hinzu, „sondern sie sammeln und aufbewahren. Dann kommen

ſie uns vielleicht noch einmal zu Gute, wenn unſe
Haar grau wird."

Der Pfarrer ſtand erſtaunt; auch Anna betrachtet
ihre Freundin noch immer mit einem ängſtlichen Zagen
Sie vermochte es nicht von einem fern liegenden Ge
danken ſo ſchnell zur Wirklichkeit überzugehen. „Ac
Dein ſchönes reiches Haar Eliſabeth!" ſprach ſie, un
mußte faſt weinen, daß ſie die Freundin ſo entſtell
ſehen ſollte.

„Was wollen wir uns grämen," tröſtete Eliſabet
ſie mit freundlichen Worten, „einen Winter über, un
es iſt vielleicht noch ſchöner als zuvor wieder gewac
ſen. Nimm nur getroſt die Scheere; Du ſollſt me
Schäfer ſein, und ich will ſtill halten wie ein Lamm.

Dabei ſetzte ſie ſich in einen Armſeſſel, und löſ
ſchnell alle ihre Flechten. Anna nahm die Scheere un
ſchnitt das ſchöne Haar der Freundin mit Sorgſamk
herab. Doch ſie konnte es nicht ohne Thränen; ab
ſie weinte nur der Freundin wegen, und weil ihr He
überhaupt von traurigen Gedanken erfüllt war, der
als ſie das Werk vollendet hatte, ſetzte ſie ſich freun
lich lächelnd, geduldig nieder, und Eliſabeth that n
ihren blonden Locken, wie Anna vorher ihren braun
gethan hatte, und mit eben dem Kummer. „Ach, di
eine ſchöne Locke möchte ich Dir gar zu gern laſſen
rief ſie einmal aus, „ſie iſt wie von Goldſeide geſpc

nen. Um die iſt es faſt zu Schade!" Der Pfarrer aber ſah gerührt zu, wie die Mädchen ihre ſchönſte Zierde ſo freudig opferten, um die Tochterpflichten nicht aufgeben zu dürfen, und das heilige Gut ihrer Ehre zu beſchirmen.

„Ei wir ſehn noch ganz artig aus," ſprach Eliſabeth ſo munter als möglich; „laß uns nur erſt die Knabenkleider angelegt haben, und die neue Tracht wird uns ſo gut ſtehen wie die alte. Komm jetzt mit mir auf's Schloß hinüber, wir wollen verſuchen was uns paßt."

Sie gingen. Doch beſchämt über ihr ſeltſames Ausſehen, ſetzten ſie ſich die Sommerhüte tief in die Stirn, damit ſie im Dorfe nicht gleich ſo angeſtaunt würden. Mit einem eigenen Gefühl der Wehmuth betraten die beiden Mädchen Ferdinands Zimmer, wo ſie aus deſſen Kleidern ihre neuen Trachten erwählen wollten. Eliſabeth verſcheuchte die trübe Stimmung durch muntere Thätigkeit. Sie holte ein Kleidungsſtück nach dem andern hervor, und verſuchte es theils an der Freundin, theils legte ſie es ſelbſt an. Raſch machten ſich beide Mädchen daran zu bezeichnen, wo mit der Scheere, wo mit der Nadel nachgeholfen werden mußte, legten, was eine jede für ſich gewählt hatte, ſogleich bei Seite, und ſetzten ſich dann hin um ihre Arbeit zu beginnen. „Es geht herrlich!" rief Eliſabeth, nachdem einige Aenderun-

gen sich ganz leicht getroffen hatten. „Gieb Achtung, noch vor Abend können wir Deinen Vater in der Knabentracht überraschen. Denn auch für die Schuhe brauchen wir nicht zu sorgen, weil unsere schweren Schuhe mit Schnallen für den hohen Schnee im Winter ganz wie Männerschuhe aussehen. Doch möchte ich mir wohl ein paar Stiefelchen bestellen mit Spornen daran, um im Nothfall ein Roß tummeln zu können. Ach Anna, ich bin so gutes Muths, was die drohenden Gefahren anlangt; wenn nur mein Herz eben so frei und ruhig über Ferdinand wäre! Wahrlich, man hat mir zwar von Jugend auf von Verwandten und Stammbäumen und Linien und Ahnen erzählt, und ich kenne Urväter und Urmütter und Vettern und Basen unserer ganzen Familie, aber ich habe niemals gefunden, daß diese ganze Sippschaft meinem Frohsinn das mindeste zugesetzt, noch mich getröstet hätte, wenn ich betrübt war. Im Gegentheil, recht lästig wurden mir oft die langweiligen Besuche der alten Tanten, wo man immer grade sitzen und französisch sprechen mußte. Ich kanns daher wahrlich nicht begreifen Anna, was der Vater für ein Glück und einen Ruhm darin findet. Ach mir däucht, wir würden alle viel glücklicher sein, wenn Du meine liebe Schwägerin wärest!" Dabei schlang sie den Arm um den Hals der Freundin, die errröthend und sanft verweisend sprach: „O laß doch

Elisabeth, wie kannst Du nur darüber noch scherzen?" —

„Scherzen? Wahrlich nicht!" rief Elisabeth; „ich kenne keinen liebern Wunsch, und ich bin überzeugt auch der Vater wäre glücklicher. Denn hat er Dich jetzt doch so lieb und nennt Dich sein Töchterchen, und es fehlt ihm etwas, wenn Du nicht im Hause bist. Wie sollte er es nicht doppelt, wenn Du wirklich seine Tochter wärest und sein Sohn glücklich durch Dich!"

Anna war bewegt ans Fenster getreten und blickte hinaus in den Garten, um ihre Rührung zu verbergen. Elisabeth trat zu ihr, schwieg einige Augenblicke und fragte dann, weil sie fühlte, sie müsse des Bruders Andeutung in seinem Briefe zur Kenntniß Anna's bringen, mit gradem herzlichen Wort: „Wenn Ferdinand Dir schriebe Anna, würdest Du seine Briefe wohl lesen und ihm antworten?"

Anna hielt sich das Tuch vor die Augen und weinte heftiger. „Würdest Du?" fragte Elisabeth noch einmal dringender. — „O, Liebe, ich dürfte ja nicht!" erwiederte die Gefragte mit in Wehmuth erstickter Stimme. „Ich habe versprochen mich dem Willen meines und Deines Vaters zu fügen, und ihm nur mit ihrer Einwilligung meine Hand zu reichen. Bräche ich da nicht schon mein Wort, wenn ich durch Erwiedern seine Hoffnungen nährte? Heimlich vor meinem

und Deinem Vater würde ich's nicht thun; und kann Du denken, daß ſie es billigen würden?"

„Freilich nicht," meinte Eliſabeth betrübt; „ab wird Ferdinand nicht glauben, Du liebſt ihn nich wenn er nun ein Jahr und länger fortbleibt, und D ihm kein Zeichen Deines Lebens giebſt? Wird er nic glauben, Du habeſt einem Andern Dein Herz g ſchenkt?"

„Nein das wird er nicht!" fiel Anna heftig ei „und das denkſt Du auch nicht im Ernſt, Eliſabet Nein, ſo denkſt Du von Deiner Freundin nicht u wirſt niemals ſo von ihr zu Deinem Bruder ſprech Er weiß ja durch Dich —"

Sie ſprach die Worte nicht aus, ſondern ließ d Schluß, der ihr Geſtändniß der ewigen Liebe und Tre enthalten ſollte, im Herzen zurück. Denn ſie wußt daß die Freundin in das Tiefſte ihres unverhüllten I nern blickte. — —

Da es dunkel zu werden begann, legten ſie jet verſuchsweiſe die Knabentracht an, um dann zum Pfa rer hinüber zu gehen, wo Eliſabeth, wenn ihr Vate abweſend war, jeden Abend zubrachte. Mit einem Lich in der Hand trat Eliſabeth vor den Spiegel. „Ich gefalle mir ordentlich!" rief ſie aus; „und auch D Anna, ſiehſt ganz allerliebſt aus. Nur ein wenig drei ſter, übermüthiger mußt Du ſein; ſo wie ich."

Anna lächelte. Sie gingen hierauf Arm in Arm hinüber zum Pfarrer, der sie freundlich willkommen hieß, und sie seine beiden Söhne nannte. Da grade der Dorfschulz bei ihm war, trug er ihm auf, die Verkleidung in der Gemeinde unter der Hand bekannt zu machen, theils damit sie nicht Aufsehen erregte, theils damit bei eintretendem Ernst niemand das Geheimniß durch Zufall verriethe.

In Gesprächen über die drohende und trübe Zukunft saßen der Pfarrer und die Mädchen noch in später Nacht beisammen. Denn ein Zeitungsblatt, das mit derselben Post, die den Brief gebracht hatte, gekommen war, hatte die Nachrichten von der verlorenen Schlacht bestätigt, und der Pfarrer verfolgte mit bedenklichen Zügen die Bewegungen der Truppen auf der Landkarte, um die Gefahr, in der das Dörfchen schwebte, zu berechnen. Sie schien indessen, obwohl in der ganzen Gegend kein Truppencorps vorhanden war, um einen Feind abzuwehren, nicht so dringend; doch war es freilich in diesem Kriege schon vorgekommen, daß einzelne Streifcorps sich unglaublich weit von den Hauptmassen entfernt, und einen unvermutheten Streich ausgeführt hatten.

Die Wanduhr in der Pfarrstube schlug zwölf. Indem die bei einander Sitzenden noch das Nachsummen der Glocke hörten, sprach Elisabeth: „Wie todtenstill

ist es nun im Dorf! Ach ich wollte nur daß es jede Nacht so ruhig bliebe, allein jetzt eben ist es mir doch fast schauerlich. — Aber horch, ist das nicht der Galopp eines Pferdes?"

„Gewiß!" sprach der Pfarrer und öffnete ein Fenster.

Man hörte deutlich einen einzelnen Reiter schnell heransprengen.

„Wer kann das sein? So spät würde doch auch der Vater nicht kommen?" fragte Elisabeth bang.

Das Pferd war jetzt dicht am Hause zu hören. „Wer ist da?" rief der Pfarrer hinaus.

„Guten Abend Herr Pfarrer," lautete die Antwort des Reiters, indem er sein Pferd dicht vor dem Fenster anhielt. „Ach das ist mir lieb, daß ich Sie noch wach finde!"

Es war Christian, des Barons Reitknecht. „Was ist denn geschehen?" fragte der Pfarrer, der ihn jetzt erst erkannte, besorgt.

„Tausend Unglück! Unser Herr ist in der Gewalt der Russen!"

„Gott im Himmel!" rief Elisabeth erschreckt aus und stürzte an das Fenster. „Christian! Was sagst Du! In der Gewalt der Russen? Gefangen! O komm doch herein und erzähle Alles ausführlich!"

Anna und der Pfarrer suchten das erschreckte Mädchen zu beruhigen. Christian sprang von dem dam-

pfenden Pferde, schleifte die Zügel durch das Gitter des kleinen Vorgartens, und ging ins Haus. „Das habe ich schön gemacht," brummte er für sich, „dem Fräulein wollte ichs gern auf geschickte Art beibringen lassen, und nun muß sie gerade hier sein, und alles hören. Ja nun werde ich freilich mit der ganzen Sprache heraus müssen." — Voll Erstaunen sah er, als er ins Zimmer trat, daß sich zwei junge Leute daselbst befanden, die er im ersten Augenblicke nicht einmal erkannt haben würde, wenn Elisabeth ihm nicht sogleich entgegengeeilt wäre, und ihn mit dem Ausdruck der höchsten Angst nach dem Vater gefragt hätte. Christian begann seine Erzählung. „Wir waren in Boßendorf bei der alten Frau von Wiesenberg, und die Herren von der ganzen Umgegend, aus Lossau, Radewitz, Oberbach, Hohenfelde, Herrendorf, und noch mehrere andere waren beisammen und hielten Rath. Mich aber schickte der gnädige Herr mit einem Briefe nach Buchenberg hinüber, wo ich sogleich Antwort bekommen sollte. Die erhielt ich denn auch, und ritt wohlgemuth wieder zurück. Wie ich auf die Anhöhe bei Seefeld komme, sehe ich hinter dem Walde einen seltsamlichen Rauch aufsteigen. Ich dachte anfangs es würde von der Ziegelhütte oder der Theerschwelerei sein, allein der Rauch war mir doch zu stark. Nun lag mir's schon so wie Unglück in den Gliedern, und ich gab dem Gaul die

Sporen und ritt was das Zeug halten wollte. Aber ich war noch nicht aus dem Walde heraus, als mir Männer, Weiber und Kinder mit Geheul entgegenkamen und mir zuriefen, ich sollte umkehren, denn Boßendorf stehe in vollen Flammen, und die Russen plünderten Schloß und Dorf, und mordeten alles was ihnen unter die Hände käme. Ich fragte gleich nach meinem gnädigsten Herrn, aber da hieß es, alle die Herren von der Landschaft sind im Schloß gefangen worden, und die Russen haben sie als Geißeln fortgeschleppt, damit sie sich hoch ranzioniren sollen." — „O Gott!" rief Elisabeth aus, „wenn sie ihm nur kein Leids zufügen, so wollen wir ihn ja gern auslösen." — Christian schwieg einen Augenblick und wischte sich eine Thräne aus dem Auge, die er, als er Elisabeths bleiches, weinendes Angesicht sah, nicht zurückzuhalten vermochte; dann fuhr er fort: „Ich ritt vorwärts, denn ich wollte doch selbst sehen, ob die Sachen so schlimm stünden. So wie ich aus dem Walde kam, sah ich denn freilich das ganze Dorf in Flammen, und rings umher schwärmten die Kosacken. Ich mußte mich daher so rasch als möglich aus dem Staube machen, sonst hätten sie mich am Ende erwischt, und sie gehen nicht allzu säuberlich mit unser einem um."

„Und weißt Du nicht, mein Sohn," fragte der Pfarrer, „wie der General oder Befehlshaber der

Russen heißt, der die Edelleute gefangen genommen hat?"

„Nein das weiß ich nicht zu sagen. Aber ein Bauersmann erzählte mir, es sei ein furchtbar wilder, großer Kerl mit schwarzem Knebelbart. Er hat ein Weibsbild bei sich, für die gleich das Best: herbeigeschafft werden mußte."

Elisabeth warf sich an den Hals des Pfarrers, und bat weinend: „Ach, Sie helfen mir ihn aufsuchen! Er wird sich durch meine Thränen rühren lassen."

Der Pfarrer beugte sich tröstend über sie, und versprach ihr seinen vollen Beistand, so wie man nur nähere Erkundigungen eingezogen habe. Während dieses Gespräches hörte man plötzlich die Sturmglocke drüben vom Kirchthurm her.

„Mein Gott was bedeutet denn das wieder," rief Anna erschreckt.

Christian ging hinaus. Der Pfarrer, Elisabeth, Anna, alle folgten.

„Es ist der Feuerwächter," rief Christian, „Es muß in der Nähe brennen. Ich will gleich hinauf um zu sehn."

Indessen wurde das Dorf lebendig. Die Leute liefen mit ängstlichen Gesichtern zusammen, einer fragte den andern, keiner wußte genauen Bescheid zu geben. Der Pfarrer ermunterte sie Fassung zu behalten, und

Anna und Elisabeth, so voller Angst und Gram beide auch waren, vereinigten ihr Zureden mit dem seinigen.

Jetzt kam Christian wieder herab und berichtete voller Schrecken: „Ach Herr Pfarrer, das Unheil rückt uns näher. Drei Dörfer stehen in Flammen, alle diesseit Boßendorf, wahrscheinlich Rackwitz, Herrendorf und Briesnitz, und eben schlug eine Flamme drüben in der Gegend von Schönholz auf. Gewiß ist der Feind schon überall eingedrungen, und verwüstet alles rings umher."

„Wir müssen doch thun was in der Ordnung ist, und mit der Feuerspritze hinaus," meinte der Pfarrer. „Wer weiß, ob wir unsern Nachbarn nicht Hülfe bringen können."

Auf diese Anweisung eilten eine Menge junger Leute nach dem Sprützenhause, öffneten das Thor, und machten Anstalt die Feuerspritze anzuspannen. Doch noch ehe sie damit zu Stande waren, kamen flüchtige Leute in großer Zahl von Schönholz her ins Dorf, die ihre Wohnungen aus Furcht vor dem Feinde verlassen hatten. Sie brachten die Nachricht, daß alle Dörfer von den Russen besetzt, geplündert und niedergebrannt würden. Von Boßendorf waren Flüchtige nach Rackwitz, von dort nach Herrendorf und Briesnitz gekommen, und hatten die Einwohner gewarnt. Alle Dörfer

waren verlassen worden, und bald darauf sah man die Flammen den Himmel röthen.

Von Hab und Gut war nichts zu bergen, so wollte man wenigstens das Leben retten. Auch die Bewohner von Eichholm machten sich daher an die Flucht. Vergeblich suchte der Pfarrer ihnen Muth und Vertrauen einzuflößen, nnd bat sie zusammenzuhalten, um wenigstens nähere Nachricht abzuwarten. Der Schrecken behielt die Oberhand. Alle stürzten sie den Häusern zu, um ihre besten Habseligkeiten zusammenzuraffen und zu flüchten. Nur wenige folgten der Ermahnung des Pfarrers, und blieben im Dorf. Wer Gold oder Silber, oder sonst etwas von Werth besaß, hatte es schon längst im Garten oder Keller vergraben. Es blieb also nur das zu verlieren, was sich nicht retten ließ.

„Ich bleibe diese Nacht bei Euch," sprach Elisabeth zu Anna, „oder Ihr müßtet denn Alle zu mir aufs Schloß kommen wollen. Denn trennen kann ich mich unmöglich von Euch in dieser Angst und Gefahr. Ach, wenn jetzt mein Bruder hier wäre, der würde den Vater zu retten und uns zu schützen wissen!"

Anna schloß die Freundin an ihr Herz; der Pfarrer legte segnend die Hände auf beider Haupt und sprach: „Gott wird uns alle behüten. Seid gefaßt und ruhig Kinder, die Nacht vermehrt alle Schrecken; bei Tage

werden wir sehn, daß unsre Einbildungskraft uns die Dinge zu fürchterlich zeigt."

So hatten sie sich denn wieder in das stille Pfarrhaus zurückgezogen, und saßen bei trübem Lampenschein und zählten die Minuten der angstvollen Nacht. Hinten heraus über den Garten hinweg konnte man den gerötheten Himmel über Schönholz sehen. Doch im Dorf war alles düster und still. — Der Pfarrer hatte sich in seinen Lehnstuhl gesetzt, und sein altes müdes Haupt sank von Zeit zu Zeit auf wenige Minuten in Schlummer. Anna und Elisabeth aber vermochten in ihrer Angst und Sorge kein Auge zu schließen. Sie gingen meist Arm in Arm auf und nieder, blickten oft hinaus, ob es noch nicht Tag werden wollte, und setzten sich nur dann und wann nieder, und stützten das Haupt müde und schmerzvoll in die Hand.

Fünftes Capitel.

Der Tag begann zu dämmern. Da hörte Elisabeth plötzlich Geräusch auf der stillen Dorfgasse und trat

gespannt hinaus, um zu sehen, was es gebe. Mit Erstaunen erkannte sie daß es umkehrende Flüchtlinge waren, die mit allen Zeichen des Schreckens und der Verzweiflung in das Dorf, welches sie vor wenigen Stunden verlassen hatten, zurück eilten. Sie rief einen alten Landmann, der mit verbundenem Kopf und am ganzen Körper mit Blut bedeckt, von zwei jüngeren Leuten geführt wurde, entgegen: „Um Gotteswillen, Vater Bertram, was führt Euch denn wieder in das Dorf zurück?"

„Ach gnädigstes Fräulein," erwiederte der Alte, „uns ist es schlecht genug ergangen! Als wir an den Wald kamen, und den schmalen Damm durch die nassen Wiesen nach der Brücke zugingen, stießen wir plötzlich auf ein feindliches Piket, welches den Durchgang schon besetzt hatte. Sie hieben gleich unter uns ein, und Mancher ist, der von dort nicht wieder nach Haus gehen wird. Wir warfen alles was wir retten wollten, von uns, und flüchteten so eilig wie möglich vom Damm herunter in das Elsgebüsch und durch die moorigen Wiesen, wohin sie uns mit ihren Pferden nicht folgen konnten. Wußten wir nicht so gut Bescheid, so wären wir alle im Sumpf stecken geblieben, so hoch steht das Wasser noch; in den Gräben reicht es uns bis an den Hals. — Das Dorf hätten wir nun glücklich wieder erreicht, aber was nun werden soll, wissen wir nicht, denn als

wir draußen auf der Anhöhe waren, konnten wir links über Feld sehen, daß die, welche nach Sternberg hinaus aus dem Dorfe geflüchtet sind, auch wieder zurückkommen; sie müssen also wohl die Brücke am Kanal ebenfalls besetzt gefunden haben."

„So wären wir also von allen Seiten vom Feinde umringt!" rief Elisabeth voller Schrecken aus, und müssen unser Schicksal in Ergebung erwarten!"

Sie hatte kaum das Wort geendet, als sich verworrenes Geschrei in der Ferne hören ließ, und mehrere Landleute in eiligster Flucht herbeistürzten. „Der Feind! der Feind!" und schlugen die Hände über dem Haupt zusammen. Der Ruf verbreitete sich sogleich durch das ganze Dorf, und von allen Seiten her liefen die Landleute herbei, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollten, nur einer bei dem andern Schutz suchend. Elisabeth war zum Pfarrer hineingeeilt, hatte den Greis aus seiner Morgenruhe erweckt, und ihm die neue Schreckenskunde mitgetheilt. Gefaßt, mit frommer Würde richtete er seinen Blick gen Himmel, faltete die Hände über der Brust und betete mit zuversichtlicher Stimme: „Herr, was können alle Feinde wider mich, und wären ihrer wie Sand am Meere, so Dein Arm mich schützet und Dein Auge mich behütet."

Die Mädchen neigten sich demüthig und liebend gegen ihn hin und lehnten das gesenkte Haupt an sein

Herz. Er legte segnend die Hände auf sie und sprach: „Seid getrost meine Töchter, in seinen Schutz wollen wir uns begeben!“

Einem Patriarchen gleich, schritt er langsam, mit Würde, hinaus, und trat mitten unter die sich versammelnden Landleute, die bei ihm, wo sie so oft Rath und Trost gefunden, jetzo Schutz und Hülfe suchten.

„Kommt näher, kommt alle heran zu mir, meine Kinder,“ sprach der Pfarrer, als sich der Kreis um ihn bildete. „Ich kann Euch nicht beschützen, aber wir alle wollen uns in den Schutz des größeren Herrn begeben der keinen verläßt, der ihm getreu bleibt. Folgt mir in die Kirche, versammelt um den Altar des Herrn, wollen wir den Feind erwarten und sehen, ob er Frevelmuth oder Macht genug besitzt, die heilige Stätte des Friedens durch die Gräuel des Krieges zu entweihen.“

So schritt er voran, die beiden als Knaben gekleideten Mädchen ihm zur Seite. Was noch nicht versammelt war aus dem Dorf, das strömte jetzt herbei, und schloß sich dem frommen Zuge an. Der Glöckner eilte wie zum festtäglichen Gottesdienst die Glocke zu ziehen, und auch die andern Diener der Kirche thaten das gewohnte Amt. Der Pfarrer stellte sich an den Altar auf dem die Lichter brannten. Die Gemeinde hatte nicht auf den Kirchenstühlen Platz genommen, sondern stand im engeren Kreise dicht umher gedrängt; dem

Diener Gottes zunächst seine beiden holden Pfleglinge
Es herrschte feierliche Stille. — Da hörte man plötzlic
draußen Kriegsgeschrei und Schüsse fallen, doch mit un
erschütterlicher Ruhe stimmte der Pfarrer, während all
angstvoll das Haupt umwendeten, das Lied an:

„Eine feste Burg ist unser Gott"

und senkte sich vor dem Altar auf die Knie, und erhol
die Hände flehend zum Allmächtigen; und mit ihm di
ganze Gemeinde. Auch die Orgel erklang, denn selbs
der siebenzigjährige Greis, dem dieses Amt oblag, wollt
es, vielleicht zum letzten Male, verwalten.

Aber draußen erhob sich das Getöse des Krieges
Schüsse, wildes Geschrei, Flüche, Gerassel der Pferd
und Waffen, und schmetterte in die frommen Klänge
des Friedens und der Frömmigkeit hinein. Da don-
nerte es plötzlich wie mit furchtbaren Schlägen gegen
die Kirchthür, als ob sie mit Keulen zertrümmert würde.
Alle wandten entsetzt den Blick dahin, doch von unheim-
lichem Grausen befaßt, fuhren sie empor, als sie sahen
daß zwei wilde, bärtige Reuter im frevelnden Ueber-
muth zu Pferde in das Gotteshaus sprengten.

Der Gesang brach ab, und die erschreckten Landleute
drängten sich in hastiger Flucht um den Altar. Nur
der Pfarrer stand unerschrocken und aufgerichtet, und
rief den wilden Frevlern, die mit höhnisch grinsenden
Gesichtern den Schrecken, den sie verursacht hatten, zu

belachen schienen, ein drohendes „Zurück!" entgegen. Doch es waren Kosacken, die zwar seine Worte nicht verstanden, allein doch wissen konnten, was seine drohende Miene und Stellung sagen wollte, wenn ihr Herz nicht gegen das Bessere verhärtet gewesen wäre. So erhoben sie die Piken und machten Miene, den frommen Geistlichen, der seines Amtes mit Treue waltete, nieder zu stoßen.

Mit einem Schrei des Entsetzens fiel Anna dem nächsten in den Arm, und hing sich an ihn, um ihn vom Pferde herab zu reißen; Elisabeth hatte, vom ersten Schrecken überwältigt, den Greis umschlungen, um ihn hinweg zu ziehen, oder in durch den eigenen Körper gegen die gezückte Waffe zu decken. Die beiden Frevler wären verloren gewesen, denn in jenem Zorn und Schreck, der nicht mehr überlegt, sondern nur handelt, waren auch schon alle Männer aufgesprungen, um ihrem Pfarrer Beistand zu leisten. Da aber hörte man plötzlich eine donnernde Stimme aus dem Hintergrunde der Kirche, die mit starkem Ruf das Getümmel übertönte, und auf deren Laut die beiden Reuter sich sogleich erschreckend und voller Ehrfurcht umwandten und sich demüthig neigten.

Aller Blicke wandten sich dahin, und man sah einen hochgewachsenen stattlichen Mann mit wildem Auge und Bart, der eine kriegerische Mütze, mit Federn ge-

schmückt, auf dem Haupt trug, einen weiten blauen, reich mit Gold und Pelz verbrämten Mantel um die Schultern geschlagen hatte, und in der Rechten den gezogenen Säbel drohend empor hielt. Mit schnellen Schritten ging er durch die Kirche auf den Altar zu. „Fürchtet Euch nicht," rief er schon inmitten des Weges dem Pfarrer und den versammelten Leuten in deutscher Sprache zu: „Euch soll kein Leid geschehen, aber verlaßt sogleich die Kirche und begebt Euch in Eure Häuser, denn Ihr müßt meine Leute und Pferde pflegen, weil wir hier länger zu bleiben und Standquartier zu halten gedenken. Wo ist der Gutsherr?"

Auf diese Frage wollte Elisabeth sogleich hervorstürzen, um das Schicksal ihres Vaters zu erzählen und Hülfe für ihn zu erbitten. Doch der Pfarrer, der es bemerkte, und fürchtete, daß sie sich unvorsichtig entdecken möchte, hielt sie zurück und flüsterte ihr leise zu: „Laß mich reden." Hierauf trat er vor und sprach mit Bescheidenheit aber würdig: „Dieses Dorf ist jetzt ohne Herrn; der Besitzer, Baron von Eichholm ist gestern zu Boßendorf in russische Gefangenschaft gerathen; der Sohn befindet sich im Kriege. Mir, dem Pfarrer des Ortes liegt es ob —"

„Schon gut," unterbrach ihn der fremde Offizier, „er ist also unter den Vögeln, die ich gestern eingefangen habe. Ich weiß, daß die Gutsbesitzer einen bos-

haften Plan gehabt haben, um unseren Truppen, falls sie diese Gegend besetzten, jeden möglichen Schaden zuzufügen, und sie meuchelmörderisch zu überfallen, wo es aus dem Hinterhalt geschehen könnte, doch dergleichen wird nicht zweimal versucht werden, dafür stehe ich Euch. Ehe mir und meinem Korps nicht hundert tausend Dukaten bezahlt sind, kommt mir keiner wieder aus dem Netz. Und bis dahin genießt er russische Gefangnenkost!"

Elisabeth war bei diesen Worten erblaßt, und lehnte sich zitternd gegen Anna's Seite. Der Offizier fragte rauh: „Wer ist der junge Mensch?"

Der Pfarrer antwortete rasch, damit Elisabeth weder ihr Geschlecht noch ihre Abkunft verriethe: „Mein Pflegling, der aber dem Baron von Eichholm unendlich viel Gutes verdankt."

„Es scheint ein sehr weichherziger Bursch zu sein; es würde ihm gut thun, wenn ich in unter meine Rekruten nähme, damit er etwas Männliches bekommt. Wir brauchen überdies Leute!"

Bei diesen Worten, welche in dem Munde eines feindlichen Offiziers fast schon wie ein grausamer Beschluß klangen, dem nicht mehr zu entweichen sei, erstarrte das Blut in Elisabeths Adern. Doch in diesem Augenblick der höchsten Angst gab ihr ihre Sittlichkeit auch sogleich einen festen Entschluß ein. Wenn das

Drohwort sich erfüllte, wenn dadurch ihr Geschlecht verrathen, und das Heiligthum ihrer Ehre Preis gegeben würde, so wollte sie gleich einer römischen Lucretia den Tod wählen. Die Entschiedenheit, welche dieser Entschluß ihrem Schicksal im äußersten Falle gab, führte ihr auch sogleich die schon sinkenden Kräfte und das klare Bewußtsein des Geistes zurück. Sie stand gefaßt, blickte dem, in dessen Gewalt jetzt ihrer Aller Glück und Leben sich befand, fest ins Auge und sprach kein Wort.

„Wie heißt Du Bursch?" fragte der fremde Offizier plötzlich.

Auf diese Frage war Elisabeth nicht vorbereitet, denn sie hatte wohl daran gedacht, sich ein Knabenkleid, nicht aber einen männlichen Namen zu geben.

„Ferdinand," erwiederte sie mit zitternder Stimme und suchte in der Hast nach einem Zunamen. Doch ein günstiger Umstand rettete sie aus der Verlegenheit, denn in diesem Augenblick waren zwei andere Offiziere in die Kirche getreten, und redeten ihren Führer an, so daß er sich von ihr abwendete. Nachdem er einige Worte in russischer Sprache mit diesen geredet, wandte er sich um und sprach zum Pfarrer: „Ich nehme jetzt mein Quartier auf dem Schloß. In einer Stunde meldet Euch bei mir um meine Befehle zu empfangen." Hierauf verließ er mit raschen Schritten die Kirche und befahl

noch im Gehen den versammelten Landleuten, sich nach Haus zu begeben, und für die Verpflegung seiner Truppen aufs Beste zu sorgen.

Auch der Pfarrer und seine beiden Pfleglinge begaben sich in ihre stille Wohnung zurück. Doch sie war nicht mehr so zu nennen, denn schon hatten die Kosacken sich der Hofgebäude bemächtigt, die Pferde und Rinder aus den Ställen gejagt und dagegen ihre Rosse hinein gezogen. Rohheit und Verwüstung zeigten sich schon überall, denn die schönsten Blumenbeete des Gartens waren zertreten, Stroh und Heu wurde unordentlich von den Böden herabgerissen und in den Hof geworfen, kurz der Krieg herrschte in seiner ganzen Wildheit.

„Wenn diese Leute wenigstens Deutsch sprächen, wie der Offizier," seufzte Anna; „aber wie wird man sich so mit ihnen verständigen können?"

„Wir müssen sie gewähren lassen," entgegnete der Pfarrer; „mögen sie unser Zeitliches verheeren, wenn der Herr nur unsere edleren Güter in Schutz nimmt, und sich der unglücklichen Landleute erbarmt, über die das Elend noch furchtbarer hereinbricht als über uns!"

Der Pfarrer gebot, als er ins Haus trat, dem Knecht und der alten Haushälterin, den Leuten alles was sie für sich und ihre Pferde gebrauchten in reichem Maaße entgegen zu bringen und nicht abzuwarten bis sie sor-

derten oder nähmen, weil dann ihr Ungestüm immer dringender und ruchloser sei. Den beiden Mädchen riet er an, sich in Anna's oberes Stübchen einzuschließen und wo möglich gar nicht blicken zu lassen. Er selbst, seiner Pflicht als Hirt der Gemeinde folgend, ging weiter durch das Dorf um den Unterthanen durch Lehre und Zuspruch hülfreich zu sein.

Hier mußte er schon entsetzliche Dinge mit ansehen, denn unter Toben und Fluchen wurden die Männer gemißhandelt, und ein Greis, den ein Ruchloser mit der Lanze durchstochen hatte, lag in seinem Blute. Dennoch schienen diese wilde Horden vor der Würde des geistlichen Amtes einige Scheu und Ehrfurcht zu besitzen, denn bei Heimfrieds Annäherung ließen sie von Unthaten, bei denen er sie betraf, oft plötzlich ab, und entfernten sich still, obwohl sie seine Worte des Friedens nicht verstanden. Vielleicht war es auch das ehrwürdige patriarchalische Antlitz des Greises, und die Ehrfurcht die sie ihm von den Landleuten widmen sahen, wodurch die Rohen sich bezwungen fühlten.

Indessen war die Stund vergangen, binnen welcher der Pfarrer aufs Schloß kommen sollte. Schweren Herzens ging er dahin. Zu seinem Erstaunen sah er am Fenster des Wohnzimmers eine reich gekleidete Dame sitzen; dies gab ihm Hoffnung, daß er durch weibliche Milde etwas für seine Wünsche

erreichen werde; wenigstens weiblichen Schutz für Anna und Elisabeth, wenn das Geheimniß ihrer Verkleidung verrathen werden sollte. Auch die Fremde schien ihn mit besonderer Aufmerksamkeit zu betrachten, und als er sie ehrerbietig grüßte, dankte sie mit Freundlichkeit. — Christian begegnete ihm in der Hausflur; diesen fragte er nach dem Anführer des Corps.

„Das ist derselbe wilde Kerl," antwortete Christian leise, „der gestern Boßendorf überfallen hat. Sie müssen ihn Herr Obrist nennen. Oben sitzt auch seine Frau, oder Liebste, oder was sie sonst sein mag."

Der Pfarrer stieg die Stufen hinan und überdachte für sich wie er seine Worte setzen sollte um das Herz des rauhen Mannes zu rühren, und ob vielleicht die schöne Frau milderen Sinnes sein möchte. Er stand jetzt an der Saalthür; es war Niemand zugegen, der ihn dem Obristen hätte melden können. Behutsam pochte er daher an die Thür, und fast freudig schreckte er zusammen, als eine angenehme weibliche Stimme deutsch das Wort „herein" rief. Als der Pfarrer eintrat, sah er die schöne Frau vor sich, welche ihn mit einer Miene grüßte, die indessen mehr Herablassung als anspruchlose Freundlichkeit ausdrückte.

„Ich wünschte zu dem Herrn Obristen," begann der Pfarrer; „er hat befohlen" —

„Er wird sogleich hier sein," unterbrach ihn die

Dame. „Es ist mir indessen lieb Sie zu sprechen, Herr Pfarrer, da ich Ihnen allerlei Fragen zu thun habe. Sagen Sie mir doch, sind gar keine weiblichen Wesen in diesem Schloß?"

„Der Baron besitzt allerdings eine Tochter," antwortete der Pfarrer verlegen, „allein bei Annäherung der Feinde" —

„Hat sie sich muthmaßlich geflüchtet," fiel die Fremde ein; „aber es muß sehr eilig geschehen sein, oder sie muß sehr viele Mäntel und Reisekleider besitzen, da sie dergleichen noch hier in der Garderobe so viel zurückgelassen hat, wie eine Dame von ihrem Stande eben gebraucht."

„Die Annäherung der Feinde war so eilig, daß für die Flucht keine große Wahl blieb," antwortete der Pfarrer und wurde sichtlich immer verlegener, da seinem redlichen Sinne, mit dem er seit vierzig Jahren die Wahrheit gesprochen und gelehrt, selbst unter diesen Verhältnissen ein halbes Verläugnen derselben eine schwere Aufgabe war. „Nun sie hat mir eine recht hübsche Garderobe zur Erbschaft gelassen," entgegnete die Dame lächelnd, aber war denn die Flucht so eilig, daß sie sogar ihren Schmuck mit zu nehmen vergaß? Ein solches Halsband von ächten Perlen, (sie nahm hierbei eins das sie selbst um den Hals trug, spielend zwischen die Finger) läßt man denn doch nicht gern zurück. Sagen

Sie mir die Wahrheit Herr Pfarrer, die Dame oder die Damen sind noch im Hause oder im Dorfe, denn entfliehen konnten sie unmöglich, weil ich weiß, daß alle Ausgänge ringsherum nach Berlin zu von unseren Truppen besetzt worden sind, indem man eben eine Menge angesehener Bewohner als Geißeln mit zu nehmen wünschte."

„Auf junge Mädchen würde sich diese Maaßregel doch nicht erstrecken?" rief der Pfarrer bestürzt. „Der Krieg wird ja doch nur unter Männern geführt!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und der Obrist trat ein. Ah, sieh da, Herr Pfarrer," rief er; „eben recht, Sie können mit uns frühstücken, dabei wollen wir unsere Geschäfte abmachen. Ist der Thee besorgt, Louise?"

„Ich darf nur klingeln," erwiederte diese und that es zugleich; einige Augenblicke nachher brachte ein Diener in russischer Tracht das Frühstück herein. Indessen hatte der Obrist schon dem Pfarrer allerlei Fragen über die Größe des Dorfs, über die Zahl der Bauern, des Viehstandes u. s. w. gethan, und sich die Antworten aufgeschrieben. Es war eine seltsame Lage zwischen freundlicher und feindlicher Behandlung, denn indem zur Linken des Pfarrers die junge Frau ihm nicht ohne Artigkeit den Thee anbot, begann der Obrist zu seiner Rechten: „Hören Sie jetzt was ich verlange. Das Dorf

ſtellt mir ſogleich funfzig ſtarke Zugpferde, achtzig Stück Rindvieh, fünf hundert Schaafe, und Fourage ſo viel ich fortſchaffen kann, wobei natürlich die funfzig Pferde helfen müſſen, weshalb ſie fünf und zwanzig große Leiterwagen anzuſchaffen haben. Außerdem brauche ich tauſend Thaler baares Geld; dies alles muß binnen drei Stunden beiſammen ſein, denn ich kann nicht wiſſen, ob ich Zeit habe mich länger aufzuhalten."

Der Pfarrer ſtand erblaßt auf, und rang die Hände. „Um Gotteswillen ſein Sie barmherzig Herr Obriſt, ſo viel vermag das Dorf nicht aufzubringen!"

„Hahaha, das iſt die gewöhnliche Redensart; an die bin ich ſchon ſo gewöhnt wie an den gehorſamen Diener beim Grüßen. Sind in drei Stunden," fuhr der Obriſt mit eiſerner Strenge fort, „die verlangten Dinge nicht herbeigeſchafft, ſo laſſe ich das Dorf an allen Ecken anzünden, von den Männern was zum Kriegsdienſt taugt zuſammenkoppeln und mit nehmen, und die Weiber gehören meinen Koſacken. Danach habt Ihr Euch zu richten! Drei Stunden lang halte ich noch ſtrenge Mannszucht, aber merkt Euch das, ſo wie die Glocke neun ſchlägt iſt die Friſt abgelaufen. Für das Geld will ich allenfalls eine längere Zeit geſtatten, denn das habt Ihr vielleicht nicht in Bereitſchaft. Iſt es aber nicht herbeigeſchafft, bis ich abmarſchiere, ſo nehme ich die beiden jungen Leute, die ich in der Kirche geſe-

hen habe, als Geißeln mit, und löst Ihr sie nicht in in Zeiten durch einen gültigen Wechsel auf Königsberg oder Riga aus, so erfahren sie wie es einem russischen Rekruten ergeht. Dafür stehe ich Euch mit meinem Ehrenwort."

Hierauf verließ er den Saal mit raschen Schritten ohne eine Antwort abzuwarten.

Der Pfarrer stand zitternd, und Thränen der Besorgniß traten ihm in die Augen. Er wandte sich mit bittender Miene zu der auf dem Sopha sitzen gebliebenen Gemahlin des Obristen; „ach gnädigste Frau," sprach er, „retten Sie uns durch Ihre milde Fürsprache; was der Herr Obrist verlangt vermag das Dorf nicht zu leisten; er nimmt den armen Leuten Alles und wird dennoch nicht so viel erhalten als er fordert. Ach gnädigste Frau, Sie wissen vielleicht nicht, wie wenig Reichthum ein deutsches Dorf besitzt, wie gering die Stellung eines Landpfarrers ist."

„O doch," erwiederte die junge Frau in einer seltsamen Bewegung und halb seufzend, „O doch, ich weiß das, aber ich kann Ihnen nicht helfen, denn was der Obrist ausgesprochen hat, dabei bleibt es."

„Heiliger Gott!" rief der Pfarrer aus, „so soll ich die beiden kaum erwachsenen Knaben — nein das wird der Himmel nicht zulassen. Ach ich kam mit anderen Hoffnungen hieher! Ich dachte über die Auslösung des

Barons zu unterhandeln, wenn Sie deshalb zum Herrn Obriſten ein Wort ſagen wollten — zu ihrer Großmuth muß ich meine Zuflucht nehmen.“ Dabei ergriff der alte Mann ehrfurchtsvoll die Hand der Obriſtin um ſie zu küſſen.

Doch ſie zog ſie zurück und ſprach: „Wenn der Baron zu den geſtern in Boßendorf gefangen genommenen Edelleuten gehört, ſo iſt die Bedingung ſeiner Auslöſung ſchon feſtgeſetzt. Für alle ſollen hunderttauſend Dukaten gezahlt werden. Einzeln wird keiner frei gegeben; alles was Sie daher für den Baron thäten, würde vergeblich ſein; man würde, dies ſei Ihnen unter dem Siegel der Verſchwiegenheit geſagt, Ihr Geld nehmen und doch von der allgemeinen Bedingung nicht ablaſſen. Gehen Sie aber jetzt Herr Pfarrer, damit Sie ſelbſt nicht Schuld an der Verzögerung werden.“

Der Greis zitterte und kämpfte mit ſich ſelbſt; Eliſabeth und Anna's Schickſal belaſtete ihn mit der ſchwerſten Sorge; er war unſchlüſſig ob er der Frau entdecken ſollte, daß weibliche Weſen ihren Schutz begehrten. Da er keinen andern Weg der Rettung mehr ſahe, entſchloß er ſich endlich dazu. „Ich muß Ihr weibliches Mitgefühl für Weſen Ihres Gleichen in Anſpruch nehmen,“ ſprach er mit flehender Stimme. „Sie werden Ihr Geſchlecht nicht verläugnen und werden es nicht verrathen. Die beiden jungen Leute, welche der Obriſt in

der Kirche gesehen hat, sind nicht meine Söhne, — es sind keine Knaben es sind Jungfrauen —"

„Um Gotteswillen still," fiel die Obristin mit ängstlicher Hast ein, „wenn das bekannt wird, sind Sie vollends verloren und ich vermag sie vor meinem eigenen Gemahl nicht zu schützen. Sind es etwa gar die Töchter des Barons?"

„Nur die eine davon; die andre ist die meinige."

„Sind sie verheirathet?"

„Nein, gnädigste Frau; es ist nur ein Pflegekind, das ich aber schon eilf Jahre bei mir habe, und liebe wie ein eigenes; die Tochter eines alten Universitätsfreundes und Amtsbruders, die von ihrer Stiefmutter gänzlich verlassen worden war, und deren ich mich annahm."

„Wie heißt sie?" fragte die Obristin heftig, und Röthe und Blässe wechselten auf ihrem Angesicht."

„Anna Werdenberg," erwiederte der Pfarrer und setzte, da er in seiner tiefen Bewegung auch die ihrige für eine der Theilnahme halten mußte, mit gerührter Stimme hinzu: „aber sie ist gut und schön geworden, und liebt mich wie eine Tochter. Ach gnädigste Frau, wenn das schreckliche Schicksal Sie treffen sollte" — — er hielt inne, weil die Thränen ihn hinderten weiter zu sprechen. Fromm erhob er den Blick gen

Himmel, mit dem Ausdruck der vertrauenden Bitte: Nein, das wirst Du nicht zulassen Allgütiger.

Die Obristin war bleich geworden; ihr Busen hob sich in heftiger Wallung, große Thränen rollten ihr über die Wangen, sie vermochte nicht zu sprechen.

„O, sie sind gerührt," sprach der Pfarrer, und beugte sich über ihre Hand, um sie zu küssen. Sie ließ sie ihm, er fühlte daß sie heftig zitterte.

„Lassen Sie mich jetzt," sprach sie nach einigen Augenblicken, „ich muß Athem schöpfen." — Sie erhob sich, und ging gerührt und das Angesicht mit dem Tuch bedeckt, einigemal auf und nieder; dann öffnete sie das Fenster und that einige tiefe Athemzüge in der freien Morgenluft. — „Warten Sie hier einige Minuten," sprach sie endlich, „ich will zum Obristen hinein und sehn, was ich für Sie thun kann. Aber um Gottes Willen verrathen Sie niemanden das Geheimniß, das Sie mir anvertrauten!"

Sie verließ den Saal. Im Nebenzimmer hörte der Pfarrer bald darauf lebhaft sprechen, doch konnte er dem Gang der Unterredung nicht folgen, obwohl sie deutsch geführt wurde. Sie dauerte gegen zehn Minuten. Diese verstrichen ihm unter der Marter der äußersten Spannung und Angst. Endlich öffnete sich die Thür wieder, und die schöne Frau trat mit verweinten Augen wieder herein.

„Es ist mir gelungen" begann sie „etwas für Sie zu thun, obwohl nicht so viel als ich wünschte. Der Obrist begnügt sich mit der Hälfte des Geldes, und giebt Ihnen Frist bis heut Abend, falls die andern Forderungen rasch erfüllt werden. Nur wenn ein unvermuthetes Ereigniß die Truppen zwänge, würde er gleich seine Maaßregeln der Strenge eintreten lassen. — Es ist die grausame Nothwendigkeit des Krieges, die ihn so zu handeln zwingt," setzte sie mit dem Ton begütigender Entschuldigung hinzu, als sie des alten Mannes Schmerz und Schrecken sahe.

„Gerechter Gott," sprach dieser, „wie soll ich bis Abend diese Summe schaffen. Und wenn mir drei, wenn mir acht Tage gelassen würden, vermöchte ich es nicht. Nur durch den Baron Eichholm selbst wäre es möglich; doch auch im Schloß ist nicht so viel baares Geld, denn ich weiß, daß alles so viel als möglich nach Berlin geschafft worden ist."

„Der Baron ist zu weit, um benachrichtigt zu werden," unterbrach ihn die Obristin; „sein Sie froh daß Zeit gewonnen ist. Gehn Sie jetzt und beeilen Sie das Uebrige. — Sie sollen noch von mir hören!" setzte sie leise aber bedeutsam hinzu, indem sie ihn bis an die Thür begleitete.

Heimfried ging. Indeß gedachte er seiner Pflicht als Rathgeber der Gemeinde. Er begab sich zu den ál-

testen Landleuten, und kündigte ihnen die Forderungen des Obristen an. Sie hörten sie mit stummem Schrecken, denn alles das Ihrige wurde ihnen mit einem Schlage geraubt, und vielleicht reichten die Kräfte des Dorfes dennoch nicht hin das Verlangen zu befriedigen. Doch belehrte sie ein Blick auf die rauchenden Stätten am Horizont, daß ihr Schicksal noch glücklich gegen das ihrer Nachbarn zu nennen sei. Sie machten also schleunigs Anstalt die Befehle des Feindes auszuführen, sagten sie im ganzen Dorfe an, und bestimmten den Platz wo Pferde, Schaafe, Rindvieh und was sonst gefordert war, zusammengebracht werden sollte. Während dessen ging der Pfarrer nach Hause, wo Anna und Elisabeth seiner in stummer Angst harrten. Sie nahmen die Kunde, welche er ihnen brachte, mit mehr Fassung und Ruhe auf, als er erwarten durfte. Vielleicht lag dies daran, daß es ihnen unmöglich fiel sich das Aeußerste vorzustellen, oder daß der Schutz eines weiblichen Wesens ihnen als Frauen den besten Trost gewährte, oder die zuverläßigste Hülfe darzubieten schien. Nur um das Schicksal ihres Vaters bekümmerte Elisabeth sich tief, und selbst den Trost des Pfarrers und seine Vorstellungen, daß man Männer, für die man einen so hohen Preis der Auslösung fordere, gewiß mit Sorgfalt für ihr Leben behandeln werde, konnte die gebeugte Tochter nicht aufrichten.

So verging die Zeit bis Mittag. Da kam Chriſtian mit einem Zettel vom Schloß, und gab ihn dem Pfarrer mit geheimnißvoller Miene. Er lautete:

„Der Obriſt iſt ſehr zornig, denn die Landleute bringen nicht ſo viel zuſammen als er fordert; nur meine Bitten haben ihn noch beſchwichtigt. Die Gefahr iſt dringend. Die Knaben müſſen fliehen. Liſt muß uns zu Hülfe kommen. Suchen Sie die Leute, die auf Ihrem Hofe liegen, gegen Abend durch eine reichliche Spende von Branntwein beim Trinkgelage zu feſſeln. Ich werde daſſelbe bei den Vorpoſten des Dorfes nach dem Walde zu, und auch bei der Wache an der Brücke veranſtalten. Auf dieſe Weiſe kann wenn es dunkel wird eine Flucht gelingen; es iſt der einzige Weg der Rettung den ich ſehe. Verbrennen Sie den Zettel."

Ihre Freundin.

Neue Sorgen und Schrecken bemächtigten ſich des Pfarrers und ſeiner beiden Lieblinge; doch zugleich ein Gefühl der innigſten Dankbarkeit gegen die, welche ſo viel that, um ihre Wohlthäterin zu werden. Trotz der Beſorgniſſe um ihr eignes Geſchick, empfanden die edlen Herzen doch eine tiefe Wehmuth darüber, daß ſie den Dank für die rettende Wohlthäterin nicht frei ausſprechen konnten. Indeſſen verſäumten ſie mit umſichtiger Faſſung nichts, was zur Vorbereitung des gewagten

Planes dienen konnte, so schwer es diesen in der Verstellung ungeübten Menschen auch wurde, die Wege der List zu wandeln, auf welche die Argliſt der Feinde sie nöthigte. Christian half getreulich. Nachmittags gegen sieben Uhr hatte er aus dem Schloß ein Fäßchen Branntwein herbeigebracht, und zapfte es im Pfarrhofe an. Bald waren die Kosacken um ihn versammelt, die trotz des strengen Befehls ihres gefürchteten Führers, der Anlockung des Lieblingsgetränkes nicht widerstehen konnten. Sogar zwei Offiziere, die vermuthlich den besondern Auftrag hatten, den Pfarrhof nicht außer Acht zu lassen, begaben sich mit in den Kreis der Zechenden und Schmausenden, als ihnen Christian gesagt hatte, die Frau Obristin habe das Getränk geschenkt.

Mit ängstlicher Hoffnung sahen Elisabeth und Anna hinter den Vorhängen ihrer Fenster dem wilder und wilder werdenden Gelag zu, und beobachteten zugleich die allmählig tiefer sinkende Sonne. Der Vater Heimfried ging indessen in schweren Gedanken und Sorgen in seiner Studierstube auf und nieder, und hielt Rath mit sich selbst, was seine Pflicht fordre, ob er als treuer Hirt seiner Gemeinde bleiben, oder die seinem besondern Schutz überantworteten Jungfrauen geleiten solle. Endlich entschied er sich für das Letztere, in der Erwägung, daß ein andrer seine Stelle bei der Gemeinde vertreten könne, bei den Mädchen aber nicht;

deshalb wollte er aber zuvor dem Schulzen des Dorfs, einem redlichen Landmanne, das Geheimniß anvertrauen, ihm die Fürsorge für die Gemeinde ans Herz legen, und ihm anrathen, sich in den äußersten Fällen an die Obristin zu wenden. Dazu suchte er ihn auf und fand den Redlichen ganz damit einverstanden, daß die Tochter des Gutsherrn vor allen Dingen gerettet werden müßte. „Es wird uns auch nicht gereuen, wenn es gelingt," sprach er, „denn der Herr Baron vergilt uns zehnfach was wir verlieren, wenn wir ihm sein Kind retten. Gott geleite ihre Flucht."

So beruhigt kehrte Heimfried in sein Haus zurück.

Jetzt begann es zu dunkeln; allmählig durfte man an die Ausführung des Planes denken. Da trat Christian, der indessen wieder einmal auf das Schloß geschlichen war, um hinzuhorchen was vorgehe plötzlich außer Athem, mit einem Brief in der Hand zu dem Pfarrer ins Zimmer. „Etwas sehr Eiliges von der Frau Obristin," rief er und übergab das Schreiben. Es enthielt folgende Zeilen:

„Flüchten Sie augenblicklich, es ist keine Zeit zu verlieren. Der Obrist hat Depeschen erhalten, die alles ändern, und wahrscheinlich einen schleunigen Aufbruch veranlassen. Eine Viertelstunde Zögerung und ich kann nichts mehr für Sie thun. Gelangen Sie an den Waldposten, und gelingt es Ihnen nicht unbemerkt

vorbei zu kommen, so machen Sie, aber nur im höchsten Nothfall, von dem einliegenden Zettel Gebrauch, indem Sie ihn dem Commandeur der Vorposten vorzeigen; denn ich wage dabei das Aeußerste. Keinen Dank! Mich zwingt die Pflicht so zu handeln, eine Pflicht, deren Tiefe und Bedeutung Sie nicht ahnen können!" — Der eingeschlossene Zettel enthielt einige russische Zeilen, die mit dem Namen Swarzewski unterzeichnet waren.

Der Pfarrer eilte mit demselben und dem Briefe, über dessen seltsamen Schluß nachzusinnen, ihm der Drang der Ereignisse nicht erlaubte, zu den Mädchen hinauf. Diese waren bereit. Eine jede mit einem Stabe und einem leichten Bündel versehen, worin Elisabeth Kloppstocks Messias, Anna die Bibel eingepackt hatte, traten sie ihre Wanderschaft an. Auf dem Hofe zechten und jubelten die Russen; Christian führte sie zur Vorderthür heraus, dann am Hause entlang, und hinter der Scheuer herum unbemerkt bis in den Garten. Von dort gewannen sie das freie Feld, und nach einer halben Stunde auf allerlei Schleichwegen die Wiesen, durch welche der Damm führte. Die Schwierigkeit war jetzt nur die, über die Dammbrücke zu kommen. Noch ehe sie dieselbe erreicht, hörten sie hinter sich vom Dorf her mehrere Schüsse, und bald darauf drang der durch die Ferne zwar geschwächte, aber doch deutlich vernehmbare

Laut eines verworrenen Getümmels in ihr Ohr. Auf eine kleine freiere Höhe gelangt, schauten sie sich um, und sahen eine Feuersäule aufsteigen. Also war auch ihrem Dörfchen das Schreckensloos gefallen! Von Angst und Schmerz überwältigt, sanken sich die beiden Freundinnen einander in die Arme, und weinten bittre Thränen, die selbst der Trost des Pfarrers nicht zu stillen vermochte.

Doch Christian drängte vorwärts. Jetzt war man der Brücke nahe, und wollte nun, weil hier das Wasser zu tief wurde, auf den Damm hinauf. Da sprengten zwei Reiter, es waren Kosacken, denselben vom Dorfe her entlang. „Still!" gebot Christian, und die Wanderer duckten sich an dem Seitenabhang des Dammes auf den Boden. „Jetzt müssen wir abwarten, was geschieht," sprach er leise, „mir scheint es, als würde dort der Posten abberufen, oder die ganze Schaar aus dem Dorf kommt hier durch. In beiden Fällen ist es das beste, daß wir uns unter die Elsbüsche dort ducken bis es ruhig wird. Man folgte diesem Rath. — Christian hatte Recht gehabt. Nach wenigen Minuten sprengte ein ganzer Trupp Reuter von der Brücke her nach dem Dorfe zu. Als sie vorüber waren, gingen unsre Wanderer vorsichtig weiter; sie fanden die Brücke unbesetzt. Jenseits, im Walde waren sie geborgen; sie erreichten ihn glücklich, und konnten sich für gerettet

halten. Mit einem heißen Dankgebet sanken sie auf die Knie. Dann setzten sie ihre Wanderung eilig fort. Aber rückwärts durften sie nicht schauen, denn dort sahen sie den ganzen Himmel vom Brande ihres lieben Dörfchens geröthet, der ihren Pfad noch weit in das Dunkel des Waldes hinein, blutig beleuchtete.

Sechtes Capitel.

Opitz und Feuersenger saßen am Bivouaksfeuer und plauderten, während bald dieser bald jener nach dem Kochgeschirr sah, damit die treffliche Suppe die sie sich zur Nacht bereiteten nicht überliefe. Es war ein heißer Augusttag gewesen; nach und nach aber fing die Gluth des Tages an sich zu verkühlen, und ein erfrischender Abendwind erhob sich.

„Kommt dort nicht Vulpius?" fragt Opitz. „Wahrhaftig er ist es! Was Teufel mag ihm denn zugestoßen, daß er seine Beine so in Quickmarsch gebracht hat? Sonst pflegt er ja so langsam zu gehn als marschirte

er immer hinter einem Vierundzwanzigpfünder im Sande.

„Wahrhaftig er läuft als wollte er eine Kanonenkugel einholen,' bemerkte Feuerſenger beifällig, und ſtrich ſich den ſchwarzen Knebelbart. „Das hat etwas zu bedeuten. Vielleicht marſchiren wir, oder dergleichen.

Während deſſen wahr Vulpius mehr ſpringend als gehend herangekommen, und nahte ſich mit einem vor Freude glühenden Geſicht, aber faſt außer Athem.

„Was gieb'ts denn Vulpius," fragt Opitz als er auf zehn Schritte heran war. „Dein Geſicht glänzt ja wie eine Leuchtkugel, und du ſpringſt in Bogenſätzen wie eine Granate auf dem Steinpflaſter. Was haſt du denn Neues?"

„Wißt Ihrs noch nicht?" rief Vulpius und ſtand ſtill und ſchöpfte tief Athem; „ja freilich Ihr könnts noch nicht wiſſen! Uf!"

„Nun verſchnaufe Dich nur erſt," brummte Feuerſenger und rührte in ſeinem Topf „ſo lange werden wir wohl Zeit haben."

„Das iſt doch noch eine Freude!" jubelte Vulpius, und ſchlug mit dem Stock an ſeine Stiefeletten, „das iſt doch noch ein Rekrut, der einem wieder Ehre macht! Das iſt doch" —

„Mohren Element Donnerwetter," fluchte Feuerſenger, der leicht die Geduld verlor, „ſo mach' das

Maul auf und ſag es heraus was es iſt. Rekruten h
und her! Gewiß willſt Du wieder etwas vom ſelig
Grützner ſchnattern.“ —

„Grützner! Was Grützner!“ unterbrach Vulpi
hochmüthig. „Hier iſt von andern Leuten die Re
als von allen Grützners und Feuerſengern in der ga
zen preußiſchen Monarchie.“

„Nun ſo iſts Bombardier Holm, wenns doch e
Rekrut ſein ſoll,“ fiel Opitz ein.

„Bombardier Holm!“ rief Vulpius, „Bomb
dier?“ Da ſteckts eben daß Ihr nichts wißt, Bo
bardier Holm? Junker Holm müßt Ihr jetzt
gen!

„Junker?“ fuhren Opitz und Feuerſenger zugle
auf — „Du haſt wohl ein Paar Gläſer Crambamb
zuviel hinter die Rabatten gegoſſen.“

„Junker Holm ſage ich euch,“ beharrte Vulpi
ſtolz, und nahm einen hochmüthig belehrenden Ton e
„Junker Holm eben ſo gut als es jetzt heißt Ca
tain Werden, und nicht mehr Lieutenant wie noch
rige Woche. Junker Holm! Und wenns nicht wa
iſt will ich Zeitlebens Kartuſchbeutel nähen oder Zünd
raspeln, oder Salpeter brechen, kurz im Laboratoriu
verfaulen, wenn Ihr draußen zur Bataille geht!“

„Schon gut,“ lachte Opitz, „wir kennen Dei
Schwüre, aber wie wäre denn das zugegangen?“

„Habt Ihr heut Vormittag nicht schießen gehört?“

„Freilich, drüben an der Waldspitze wo Lieutenant von Walbeck mit den beiden Kanonen detachirt steht,“ antwortete Opitz.

„Gestanden hat,“ verbesserte Vulpius. „Es steht kein Lieutenant von Walbeck mehr, der liegt, so gut wie Lieutenant Kraft und Hegewald bei Hochkirch.“

„Er ist geblieben?“ fragte Opitz erstaunt und theilnehmend. Auch Feuersenger trat jetzt näher heran. „Geblieben,“ fuhr Vulpius fort, „Geblieben, doch mit Ehren! Aber auf eine hundsföttische Art. Ein Tirailleur der in einer breiten Furche, auf dem Bauch herangekrochen war, hat ihn weggeblitzt. So fing das Gefecht an. Donner und Wetter! Angriff von drei Seiten und kein Offizier beim Zuge. Unteroffizier Warnicke führte das erste Geschütz, Bombardier — damals noch — Holm das zweite. Sie chargiren, daß alles rings umher kracht. Da kommt so ein verfluchter blauer Kohlkopf von sechs Pfund, und will dem Warnicke gerade ins Maul. Zum Verschlucken war er freilich zu groß, und so lag denn unser Kamerad ohne Kopf und Zopf unterm Rade.“ — „Verteufelt,“ rief Feuersenger dazwischen und stampfte mit dem Fuß. „Und gerade jetzt kommt eine Escadron Cavallerie hinterm Busch herum und denkt die Geschütze zu nehmen. Bombardier Holm sieht es noch zur rechten Zeit und wie der

Teufel iſt er auf des Lieutenants Pferd. „„Batterie,“ commandirt er, „„„Protzt auf! Marſch Trab. Sie g horchten ihm als wäre er General! Indeſſen komme zwei Escadrons Huſaren zur Deckung heran, und zau ſen ſich mit den Ruſſen. Holm faßt dreihundert Schri rückwärts wieder' Poſition. Ein Stand wie eine F ſtung, daß die Geſchütze halb gedeckt ſind, und grad mit dem Rohr über den Höhenrand ſtreifen. Von hie nimmt er die Infanterie aufs Korn. Batterie Feuer Raſſaſſaſſah! knattern die Kartätſchen! Sechs Schu und die Kerle laufen wie bei Roßbach! Raſſaſſaſſah Er immer hintendrein „„Tau an! Avancirt““ immer nach! — Was red ich viel. Der Rapport geht gerad an Seine Majeſtät unſern allergnädigſten König, un der ſchreibt darunter: „der Bombardier Holm iſt Jun ker mit Equipage!“ Seht Ihr! Das heißt ein Re krut! Den hab ich exercirt! Und es iſt kaum dre Monat her! Das wird ein Artilleriſt!“

„Vulpius!“ ſchrie Feuerſenger und hielt ihn mi ſeinen Rieſenfäuſten an den Schultern feſt, „Vulpius O du fünfzigpfündiger Hans Narr! Werde uns nu hier nicht verrückt, und taumle etwa unſer Kochgeſchir um; denn läuft mir die Suppe in die Kohlen, ſo hau ich Dir drei Handſpeichen auf dem Schädel entzwei. O du Strohwiſch! Ich glaube wahrhaftig Dich plag der lebendige Satanas! Alſo weil er Dein Rekrut ge-

wesen ist, und du ihm zuerst „„„Wischt aus"" in die Ohren geschrien hast, davon meinst Du habe er seinen Artilleristenverstand? Vulpius, wärest Du nicht sonst ein guter Kamerad, so ließe ich dich nicht los bis Du eine Elle Lunte gefressen hättest, zur Strafe für deine Narrheit, und eine Schüssel Mehlpulver als Zucker dazu!"

„Kerl, laß mir die Fäuste von den Schultern," rief Vulpius endlich als er sich von der Ueberraschung über Feuersengers Rede erholte; „so ein Goliath wie Du ist freilich nicht jeder, hat aber doch seinen Respekt bei Freund und Feind. Hast Du etwa solch einen Rekruten aufzuweisen? Und bist Du nicht selbst mein Rekrut gewesen?"

„Dafür bist Du auch Batterieschulmeister!" erwiederte Feuersenger lachend, „und wir, Deine Jungens machens nicht besser mit Dir als wirs mit dem Dorfschulmeister gemacht haben."

„Da kommt der Kapitän mit dem neuen Junker," rief Opitz und trennte so die Streitenden. — Alle drei stellten sich ehrerbietig auf die Seite, und begrüßten ihren Capitain so wie den eben erst ernannten Junker Holm.

„Habt Ihr von meinem Glück gehört, Kameraden?" sprach dieser freudig und reicht ihnen die Hände. „Jetzt bin ich Euch einen Schmaus schuldig! Heut Abend

sind alle Avancirte der Batterie meine Gäste vorm Zelt des Herrn Hauptmann, der mirs auch versprochen hat.“ Werden nickte beistimmend. „Schlag neun Uhr, Ihr kommt doch?“

„Wenn der Herr Junker erlauben,“ antwortete Vulpius, und lächelte wohlgefällig über sich selbst daß er so schnell die Gelegenheit zu nutzen gewußt hatte den neuen Titel anzubringen.

„Auf Wiedersehn denn bis dahin,“ sprach Holm rasch und freudig, für jetzt habe ich noch andere Geschäfte.“

Er ging mit Werden weiter im Lager hinunter. Unter einer Eiche die ihre breiten Aeste schattig über einen Hügel ausstreckte, warf sich Werden auf den Rasen, und Holm setzte sich zu ihm. Sie hatten hier das bewegte Bild des Krieges zu ihren Füßen, hörten das Geräusch der Waffen, der Trommeln in der Ferne, sahen den Rauch der Kochheerde zwischen den Zeltenreihen aufsteigen, und erblickten die ganze bunte Welt des Krieges durch die Entfernung wie durch einen leichten Schleier gedämpft. Dieses vielgestaltige Lebensbild erhöhte das Gefühl behaglicher Vertraulichkeit und Einsamkeit auf dem stillen schönen Platz.

„Nun lieber Baron,“ begann Werden frisches Muths. Der erste Schritt ist gelungen, Sie tragen das Portepée. Ihre Erzählung hat mich überrascht und gerührt

zugleich. Ich achte übrigens Ihr Geheimniß, und forsche, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, nicht nach Ihrem wahren Namen. In diesen Tagen muß es zur Schlacht kommen. Da findet sich vielleicht eine zweite Gelegenheit für Sie. Ich möchte behaupten, daß sie immer da ist, wenn man sie nur zu nutzen weiß. Daß Sie es verstehn haben Sie heut bewiesen. — Doch erlauben Sie mir eine vielleicht seltsam klingende Frage. Weshalb erwählten Sie gerade die Waffe der Artillerie um Ihren Plan auszuführen. Gerade diese, wo man so mancher Kenntnisse bedarf, die sich nur langsam erwerben, wo die Gelegenheit zu einzelnen Auszeichnungen so selten ist?"

„Der Ursachen sind manche," entgegnete Holm; in der Infanterie und schweren Kavallerie ist das Vorurtheil des Adels zu fest gewurzelt. Dort hätte man meine Bildung, meine Kenntnisse nicht in Anschlag gebracht; ich würde mich vielleicht ausgezeichnet haben und belohnt worden sein, allein stets nur in der Weise, wie man der Verdienste des gemeinen Mannes gedenkt. Nun wären mir zwar die Freicorps, oder die leichte Cavallerie geblieben, allein ich gestehe daß mir der dort herrschende Geist völlig widerstrebt. Diese Truppen haben zu häufig mit Raub und Plünderung zu thun, als daß nicht die Rohheit sich dort in einem Grade einbürgern sollte, der mir bis zur Empörung zuwider ist."

„Vielleicht hätten Sie aber eben manches Uebel ab wenden können," warf Werden ein.

„Vielleicht! Aber von tausend Uebeln, Mißhandlungen, Verbrechen, wäre ich auch Zeuge gewesen, ohne sie hindern zu können, und am Ende hätte mein heftiger Charakter in einem solchen Falle mein Unglück herbeigeführt. Also dies alles bestimmte meine Entscheidung für Ihre Waffe Herr Hauptmann. Aber noch ein ganz besonderer Grund waren — Sie selbst."

„Ich? Wie so das?" fragte Werden verwundert.

„Mein Freund und Rathgeber in Berlin kennt Sie. Er hat mir von Ihren Schicksalen erzählt, wie Sie, früh älternlos, aufs gerathewohl in die weite Welt gegangen sind, und im Drang der mannigfaltigsten Lebensereignisse erzogen wurden."

„Also wissen Sie von meinen Schicksalen?" fragte Werden.

„Nur ganz allgemein; aber was ich hörte gab mir die Ueberzeugung, daß Sie der Mann seien, dessen ich bedurfte. Ich hatte Vertrauen zu Ihnen ehe ich Sie jemals gesehen und gesprochen, ja, — Sie lächeln vielleicht, — sogar Ihr Name, Werden, hat für mich einen Anklang der mir aus ganz eigenthümlichen Gründen von guter Vorbedeutung schien."

„Sie meinen weil er mit „„werden"" gleich lautet?" fragte Werden.

„Nein! hierauf machen Sie mich wahrlich zuerst aufmerksam," entgegnete Holm lebhaft, „aber auch das ist ein gutes Omen."

„Sie scheinen abergläubig, lieber Freund," sprach Werden lächelnd.

„Ein wenig ist es jeder Mensch, nur jeder auf seine Weise. — Doch wir sind von meinen Gründen abgekommen. Ich wählte also die Artillerie aus Achtung vor der Waffe, und diese Batterie aus Achtung vor Ihrem Charakter, von dem mir mein Freund mehr zu erzählen wußte, als von Ihren Schicksalen, weil Sie mit den Mittheilungen darüber etwas karg sind."

Werden schwieg. Er sahe nachdenklich vor sich hin; über die kleine Schmeichelei die ihm Holm sagte, lächelte er einen Augenblick, sonst nahm er dessen Worte in ernste Erwägung. „Lieber Freund!" begann er, „ich habe von meinen Schicksalen mehr deshalb geschwiegen, weil ich niemanden fand, der mir den Antheil daran zu nehmen schien, dessen ich bedurfte, als weil ich Ursach hätte sie zu verschweigen; nur meinen Namen habe ich aus Gründen ändern müssen, die vielleicht so lange ich lebe fortdauern. — Könnten Sie mich wohl für einen Verbrecher halten?" fragte er nach einigen Augenblicken, indem er Holms Hand nahm und ihm herzlich ins Auge blickte.

Dieser war einen Augenblick betroffen, dann erwie-

derte er: „Mir bliebe nur eine Wahl; entweder müß
ich Sie für den Nichtswürdigsten den je die Erde getr
gen hat, oder für den Redlichsten und Edelsten halte
Ich wähle das letztere und beantworte Ihre Frage n
einem entschiedenen: Nimmermehr!“

Werden drückte ihm warm die Hand. „Wir w
den, nach den Anstalten, die der König zum Uebergan
über die Oder bereits getroffen hat, wahrscheinlich no
in diesen Tagen den Russen eine große Schlacht liefern
begann er nach einigen Augenblicken. „Wer kann w
sen wie das Loos fällt — auf diesen Fall habe ich me
Vermächtniß gemacht.“ Hierbei zog er ein versiegelt
Päckchen aus dem Busen und zeigte es Holm. „Di
Papiere enthalten meine Lebensgeschichte, und mani
Bestimmungen, von denen es mir am Herzen liegt,
nach meinem Tode ausgeführt zu sehn. Ich werde
in die Hand des Feldpredigers legen. Aber wollen S
der Vollstrecker meines kleinen Vermächtnisses sein?“

„Mit Freuden,“ rief Holm, „wenn ich selbst le
Allein wie verdiene ich das Vertrauen, welches S
mir, den Sie erst so wenige Monate kennen, schenken

„Es giebt Leute, mit denen wir uns in Minut
näher verständigen als mit andern in Jahren,“ entg
nete Werden; „ich gewann Sie im ersten Augenbl
Ihrer Erscheinung lieb, und ich denke Sie haben
empfunden.“

„Wahrlich," rief Holm lebhaft aus, und Thränen der Rührung traten ihm ins Auge, „wahrlich, ich fand einen Bruder in Ihnen!"

„Gut denn," sprach Werden fast rauh, um seine Wehmuth zu besiegen, „so wollen wir denn Brüder sein. Komm an mein Herz, Bruder, willst Du?"

Sie hielten sich lange in sprachloser Umar[illegible]
Es war eine heilige Minute, wo di[illegible]blüthe der
Treue und der Freundsch[illegible]den Kelch öffnete,
und mit wehend[illegible]ast ihr Innerstes durchzog, daß
ihre R[illegible]Rührung und Erhebung wallend schlug.

„Da ertönte durch die schauerliche Stille plötzlich der ernste dumpfe Laut eines fernen Kanonenschusses. Werden horchte auf. — Es war nur der Retraite-Schuß, mit dem der Tag im Lager sich beschließt: Er sah dem ziehenden Rauch nach, der sich in wallendem Gewölk weißlich an der Waldhöhe verbreitete. Lange stand er in wehmüthiges Sinnen verloren.

„Ich verlor früh eine Schwester;" sprach er endlich weich, ich habe nun einen Bruder dafür gefunden. Auf meinem Namen lastet der Verdacht eines schweren Verbrechens — ich bin wie geächtet — doch ich habe nun einen Freund gefunden, der dennoch an mich glauben, und durch sein Zeugniß meine Ehre herstellen wird, wenn ich fallen sollte. Denn siehe, mein Bruder, in dieser Stunde, die mir heiliger ist als die erste Beichte, bei

dieſer verſinkenden Sonne, die ich Morgen vielleich zum letztenmal wieder aufſteigen ſehe, betheure ich Di ich beging das Verbrechen nicht, deſſen ich, wie die Papiere Dich lehren werden, angeklagt bin. — Laß un aber jetzt zum Feldprediger gehn," brach er den feierli chen Ton plötzlich raſch ab, „dann wollen wir zu unſer [illegible] zurück. Ich ſehne mich nach ihnen, den ſie ſind alle [illegible] treu, und würden alle freudi ihr Leben für das meinige [illegible]"

„Weil Du täglich das Deinige [illegible] wagſt, un in unzähligen Beſchwerden und Mühen op[illegible] fi Holm lebhaft ein.

„Es iſt meine Pflicht, und ſie wird mir leicht, der mein Herz übt ſie von ſelbſt. — Nun noch eins; u ſer Vertrauen iſt frei, gegenſeitig nur unſerm Sell geſchenkt. Dabei laß uns bleiben; wir haben einand unſre wahren Namen nicht genannt; es iſt ein Zeich mehr für unſre Freundſchaft, daß wir einander etw verſchweigen können, und dennoch unſer Vertrauen nic verletzen. Es bleibe denn ſo."

„Und es muß ſo bleiben," ſprach Holm bekräftigen „weil mich das feſteſte Geſetz bindet. Doch ruht au mein Geheimniß in Papieren, und ich will Sorge tr gen, daß ſie in Deine Hände gelangen, wenn mir d Loos des Todes beſtimmt iſt, obwohl ich für mein Ve mächtniß einen andern Vollſtrecker wählen mußte." –

Werden blickte ihn freundlich lächelnd an, und legte ihm den Arm vertraulich um den Nacken.

So gingen sie ins Lager zu den Kameraden zurück.

Das Feuer vor dem Zelt des Hauptmanns loderte hoch auf; ringum saßen die Feuerwerker, Unteroffiziere und Bombardiere der Batterie und sangen muthige Kriegslieder. Die Feldbecher mit Wein gefüllt, erklangen bald fröhlich, bald feierlich; denn einem Soldaten, zumal im Kriege, streift der strenge Ernst nahe an den sorglosen Scherz, und die Lebensquelle steigt und fällt rascher, als in den friedlichen Kreisen des bürgerlichen Verkehrs und Gewerbes. Ueber den bewegten Kreis der Gelagerten spannte sich das prächtige Sternenzelt still, groß und ruhig aus, gleichsam die Verheißung eines ewigen, heiligen Friedens, die mitten in das Getümmel des Krieges hineinleuchtete, und das Herz zu Größerem emporschwellte, als was diese Erde bieten und rauben kann.

Werden blickte hinauf, nahm still Holms Hand, der neben ihm saß, und sprach leise indem er emporbeutete: „Bis dahin schallt unser Kriegsgetümmel nicht hinauf; dort bleibt es ewig still und friedlich, selbst wenn hier unten der Boden unter dem Donner der Schlacht erzittert.“

„Und doch dringt der leiseste Seufzer unsres Herzens dahin empor," antwortete Holm, „und der Allgütige hört selbst die stumme Bitte!"

„Ich bin heut so weich," entgegnete Werden, „seit den Tagen meiner Jugend war mir nicht so wehmüthig, und doch so glückselig zu Sinne. Es ist mir als müßte eben jetzt dort oben mein Geschick gewogen und entschieden werden, so feierlich bang, so hoffend und so fürchtend zugleich blicke ich in die Zukunft."

„Sollte es nicht die Nähe des großen Ereignisses sein, das uns vielleicht morgen schon bevorsteht?" fragte Holm.

„Die Schlacht? Nein, dessen wird man zu gewohnt in der Dauer des Krieges."

„Meine Brust ist doch viel damit beschäftigt," versetzte Holm; „das läßt mich recht empfinden, wie hoch Du noch an wahrer Männlichkeit über mir stehst." —

„Liegt hier der Hauptmann Werden," ließ sich plötzlich eine tiefe Stimme vernehmen, die aus dem Schooß der Nacht zu dringen schien, da man vom Feuer geblendet den von außen an den Kreis getretenen Frager nicht sehen konnte.

„Allerdings, hier bin ich, was giebts?" fragte Werden und stand auf.

Eine Ordonnanz brachte ihm einen versiegelten Zettel. Werden durchflog ihn, man sah an seinen Zügen

daß er etwas wichtiges enthalte, denn sein Blick belegte sich mit kriegerischem Feuer. „Schon gut; meldet dem Obristen ich würde pünktlich zur Stelle sein," erwiederte er, und winkte der Ordonnanz sich zu entfernen. „Nun Kinder!" sprach er freudig und mit muthigem Angesicht zu den im Kreise gelagerten; „jetzt haben wir was wir wünschen. Es ist Marschordre gekommen. In dieser Nacht um drei Uhr brechen wir auf, und gehen bei Reitwein über die Oder. Morgen werden wir wohl das russische Lager in der Nähe besehn. Jetzt singt Eure besten Kriegslieder, denn nun müßt Ihr zeigen, daß Ihr Königs Friedrichs Soldaten, daß Ihr preußische Artilleristen seid! Wir singen alle mit. Wer stimmt das schönste Lied an!"

„Holla Kameraden," rief Feuersenger, „jetzt wird sichs zeigen, wer ein gutes Lied und eine gute Kehle dazu hat. Wie wir in der Reihe sitzen fange jeder eins an; taugts nichts, so schreien wir gleich pereat, aber das beste singen wir alle zusammen, bis ans Ende. Vulpius, du bist der erste, fange an."

Vulpius räusperte sich, nahm eine gravitätische Position an, und intonirte, obwohl nicht mit der besten Stimme:

„Es lebe die Preußische Artillerie,
„Kanoniere und Bombardiere" —

„Nichts da," rief Opitz, „das Lied stichelt auf In-

fanterie und Kavallerie und ich bin doch selber Husar gewesen, das ist kein rechtes Kameradenlied, wir brauchen morgen einer den andern, pereat das Lied!"

„Pereat!" rief der ganze Kreis.

„Meinethalben pereat," rief Vulpius ärgerlich. „Ihr habt's aber oft genug gegröhlt, und es macht Euch wenig Ehre, daß Ihr Euren Stand nicht zu schätzen wißt. So wollen wir denn meinethalben singen:"

„Bei Roßbach ist ein Haufen
Franzosen fortgelaufen
Falleri, Fallera
Hopp hopp sa sa
Sie müssen sich verschnaufen." —

„Silentium," donnerte Feuersenger im Contra-C zwei und dreißig Fuß, „Deine Reihe ist vorbei und überdies hast Du eine Stimme zum Vorsingen wie die alten Weiber in Berlin in der Spittelkirche. Opitz muß jetzt ein Lied anfangen."

„Ja, anfangen will ich wohl," rief Opitz, „aber es ist eine schlimme Geschichte ich habe lauter andere Lieder wie Ihr, die Ihr nicht ordentlich könnt, und ich sitze auch gleich beim dritten Vers fest und muß mich besinnen. Wie wäre es aber mit dem Liede:"

„Ihr Preußen laßt die Fahne wehn'
Und Eure Waffen blitzen
Seht Ihr am Wald die Feinde stehn'" —

„Das iſt mein Seel' ein prächtig Lied," unterbrach Feuerſenger, „aber es kann es keiner von uns bis ans Ende und ein Lied muß ausgeſungen werden."

„Freilich, aber ich habe es Euch ja ſelbſt geſagt," bemerkte Opitz und zuckte die Achſeln; „das hat mir meine Großmutter ſchon prophezeiht, denn die ſagte: Junge, du bekömmſt einen rothen Bart, aber die Rothbärte ſind ſchlechte Sangvögel, Dir werden die Lieder ſtets in der Kehle ſtecken bleiben. — Nun Feuerſenger, jetzt ſtimme Du ein Kernlied an."

Feuerſenger ſtand auf und reckte ſeine Rieſengeſtalt, die von der Flamme ſeltſam beleuchtet wurde, hoch empor; dann erhob er ſeine Löwenſtimme und begann mit einem Sang, der über das ganze Lager hinſchallte.

„Wer nicht [illegible] gefochten hat
Der weiß von keiner [illegible]
Da trank das Feld in Blut ſich [illegible]
Der Tag war gleich der Nacht.
Die Sonne ſchwand in Rauch und Dampf
Bald hin bald her wälzt ſich der Kampf
Kanonendonner, Trommelſchall
Und rings ein grauſer Leichenwall.

Den Bravſten ward der Tag zu heiß
Sie hielten nicht mehr Stand.

Da nahm der edle Löwengreis
Die Fahne selbst zur Hand —"

„Nein, Nein Kinder," unterbrach Werden den Gesang. „Das Lied ist wunderschön aber zu traurig! Heut brauchen wir etwas frischeres. Nichts von Prag, wo unser Vater Schwerin fiel!"

„Und Grützner!" murmelte Vulpius halb seufzend vor sich hin.

„Ich will Euch selbst ein Lied vorschlagen. Wollt Ihr?"

„Eine lauter Jubel erhob sich im Kreise der Soldaten. „Es lebe unser Herr Hauptmann!" rief Feuerfenger, und alles stimmte mit lautem Rufe ein, so daß es lange dauerte bis die Ruhe endlich hergestellt war. Jetzo begann Werden mit muthig funkelndem [illegible] Becher gefüllt dem er sich höher emporrichtete, [illegible] in der Rechten hielt:

„Die Fl[illegible]rohnet von Waffenklang
„Kampfe strömen die Schaaren;
Doch uns wird das treue Herz nicht bang
Im Sturm und Drang der Gefahren;
Uns strahlt eines ewigen Sternbilds Pracht
Unerlöschlich in dunkelster Wetternacht.

Von der Donau her wallt der Völker Troß,
Der Kroat, der Pandur wird geworben;

Der ſtolze Ungar zäumet das Roß,
Ihr wähnt uns vertilgt und verdorben.
Ihr Thoren, Ihr kennet den Löwen nicht,
Erzittert, wenn er in die Heerde Euch bricht.

Es kamen die Franken wohl über den Rhein,
Sie träumten von luſtigen Siegen;
Da bricht's wie ein tobendes Wetter herein,
Daß die Schaaren zerſtieben und fliegen.
Nichts half Euch der glatte, der züngelnde Witz,
Bei Roßbach traf Euch des Rächenden Blitz.

Aus Aſiens Steppen vom Kaukaſus,
Vom ſchwarzen und weißen Meere
Vom Don und Dnieper und Wolgafluß
Da nahen die wimmelnden Heere.
Zurück! Eh der Strom Euch entgegen dringt
Mit brauſender Wog Euch alle verſchlingt!

Wer raubt die Geſtirne vom Himmelszelt?
Wer wirft den Löwen in Ketten?
Wer vermags, wenn er zürnend niederfällt
Vor dem flammenden Blitz ſich zu retten?
Wer ſchmiedet das Band um die tobende Fluth,
Wenn ſie überbrauſt mit verheerender Wuth?

Ihr ſchreckt uns nicht, Ihr beſiegt uns nicht,
Ihr zahlloſen Feindesheere;
Denn droben im güldenen Sternenlicht
Unvergänglich ſtrahlt Friedrichs-Ehre. *)
Dort prangt im funkelnden Sonnenglanz
Des Ruhmes ewiger Lorbeerkranz.

Der Adler dringt durch der Lüfte Bahn
Auf mächtig gebreiteten Schwingen,
Zur Sonne ſtürmt er verwegen hinan,
Den goldenen Preis zu erringen.
Ihn ſchrecken nicht Tiefen, ihn ſchrecken nicht Höh'n,
Das unſterbliche Ziel nur vermag er zu ſeh'n."

Der ganze Kreis hatte mit Begeiſterung bis zum Schluß mitgeſungen, und konnte den Augenblick kaum erwarten, wo Werden bei der letzten Zeile aufſtand, den Becher hoch empor hielt, und mit lauter erhobener Stimme rief: „Es lebe unſer großer König!" Alle ſprangen mit auf, und des Jubels und Vivatrufens war kein Ende. Werden aber gebot endlich Ruhe und ſprach: „Nun Freunde laßt uns an den Schlaf denken. Nachdem wir unſern König leben laſſen, giebt es

*) Bekanntlich führt ein Sternbild dieſen Namen.

keinen höheren Trinkspruch mehr für uns; drum wollen wir enden, damit wir morgen, wenn es gefordert wird, auch Kräfte haben etwas für den zu thun, den wir so hoch verehren. Gute Nacht. Gehe jetzt jeder in sein Gezelt, um drei Uhr wird aufgebrochen."

So trennten sich die Kameraden nach einer freudig verlebten Stunde, und sahen, durch die Freude erquickt, dem Ernst der kommenden Tage heiter entgegen.

Siebentes Capitel.

Der König war in der Nacht vom 10ten zum 11ten August bei den Dörfern Reitwein und Oetscher über die Oder gegangen. Am 11ten Mittags bezog er sein Lager bei Bischofssee. Am folgenden Morgen beschloß er den Feind in seiner verschanzten Stellung auf den Höhen bei Kunersdorf anzugreifen. Noch vor Tagesanbruch marschirte er mit dem Hauptheere treffenweise links ab, und ließ nur die Generale Fink und Schorlemmer auf dem rechten Flügel stehen, welche den Auf-

trag erhielten durch Scheinanstalten zum Angriff, dem Feinde die Vermuthung beizubringen, man werde ihn von dieser Seite angreifen, während der König beabsichtigt, sich durch den vor Bischofssee gelegenen Wald, und dann durch die Walchhaide und die Kunersdorfer Haide, in verdeckten Märschen bis in die Flanke und den Rücken des russischen Lagers heranzuziehn, um dort den wahren und hauptsächlichsten Angriff zu unternehmen.

Als der Tag anbrach befand sich Werden mit seiner Batterie schon auf dem Marsche im Walde; des dichten Gehölzes und tiefen Sandes wegen, rückte man, zumal da eine zwölfpfündige Batterie voran marschirte, nur äußerst langsam vorwärts. Plötzlich stockte der Zug; die Spitze desselben mußte an ein unvorhergesehenes Hinderniß gestoßen sein. Ein Adjutant sprengte an der Seite entlang, um vor zu kommen. Im Vorüberreiten rief ihm Werden, der ihn kannte, einen guten Morgen zu. „Guten Tag, Hauptmann Werden," erwiederte dieser; „es ist mir lieb, daß ich Sie sehe. Haben Sie schon die Briefe für Ihre Batterie erhalten, die gestern Abend aus Berlin gekommen sind?"

„Nein."

„So bitte ich Sie, schicken Sie nur einen Unteroffizier zum Obristen, dort sind sie; er hält nicht zweihundert Schritt von hier, da wo die Schonung anfängt."

„Das will ich, rief Werden dem weiter reitenden nach. „Es ist immer gut daß wir sie heut lesen. Morgen möchte es für manchen zu spät sein," setzte er gegen Holm gewandt hinzu.

Feuersenger erhielt den Auftrag die Briefe zu holen. Er brachte sie nach wenigen Minuten, da die Batterie noch immer halten mußte. Es war einer für Holm dabei, den dieser sogleich las. Auch Werden hatte zwei Briefe, die jedoch nicht eben wichtigen Inhalts zu sein schienen. Nachdem er sie durchflogen, wendete er sich zu Holm mit der Frage: „Nun, was erfährst Du Neues?" — Aber das letzte Wort stockte ihm auf der Lippe, als er den Freund in's Auge faßte, ihn leichenblaß, und große Thränen über seine Wangen rollen sah. „Gott im Himmel was ist Dir?" rief er bestürzt, und griff nach seiner Hand. „Hast Du eine Unglücksnachricht empfangen?"

Holm zitterte heftig, seine Brust flog, er vermochte nicht zu antworten. Plötzlich ließ er die Zügel seines Pferdes sinken und faßte den Freund mit beiden Händen krampfhaft an, indem er das Haupt gegen seine Brust drückte. „Alles, alles hat eine Minute mir geraubt," rief er endlich tief aufathmend; dann richtete er sich empor und drückte die Hände vor die Stirn, daß ihm der Huth auf den Boden fiel. Vulpius sprang darnach und hob ihn auf, behielt ihn jedoch schweigend

und ehrerbietig in der Hand, da er sah, daß Holm nicht daran dachte ihn wieder zu verlangen. — „Ich denke ich bin ein Mann," sprach er nach einigen Sekunden „aber das ist zu viel. O Werden! Warum fängt die Schlacht mit den Russen nicht in dieser Minute an! O Gott, o Gott!" Hier rang er verzweiflungsvoll die Hände, und neue Thränen benetzten sein bleiches Angesicht.

„Lieber, fasse Dich," bat Werden bewegt, „theile Deinen Schmerz mit Deinem Freunde, erleichtere Deine Brust durch ein Wort des Vertrauens."

„Da lies den Brief," rief Holm, und reichte ihm denselben, den er noch immer heftig in der Hand zusammengedrückt hielt, hin, zog aber plötzlich wieder zurück und sprach: „Nein, Du sollst ihn nicht lesen, ich will Dir's selbst sagen; ich will sehn, ob ich Mannes genug bin, solche Worte über meine Zunge zu bringen. Ein Streifcorps der Russen hat meines Vaters Gut besetzt, er selbst ist als Geißel weggeführt, das Schloß und Dorf ein Aschenhaufen, mein alter Lehrer, meine Schwester — und — und — meine Geliebte! Verschwunden — getödtet, gemißhandelt — was weiß ich! — O warum reißt nicht jetzt eine Kanonenkugel auch Dich von meiner Seite, damit ich ausrufen kann ich habe nichts — nichts — nichts mehr auf der Welt!"

Die letzten Worte stieß Holm mit der gewaltsam-

sten Anstrengung heraus, dann sank er kraftlos zusammen, schlug die Arme um den Nacken des Freundes, und barg das Angesicht an seiner Brust. Werden war im Tiefsten erschüttert; er hatte keine Worte, keine Thränen, das Geschick des Freundes hatte ihn mit einem schauerlichen Grauen durchdrungen. Nur fester und fester drückte er ihn an sich, und küßte seine Stirn.

„Die Batterien sollen Kehrt machen, es ist im Walde nicht durchzukommen," rief der zurücksprengende Adjutant mit lauter Stimme, „sogleich kehrt, und denselben Weg zurück marschiren."

Dieser Befehl riß die Freunde auseinander, denn das unbeugsame Gesetz des Dienstes machte sich geltend. Es war eine unerkannte Wohlthat für sie, denn in der strengen Uebung der Pflichten, im kräftigen Reich der That, findet der Mann sich selbst wieder, und aus seiner fördernden Wirksamkeit quillt ihm ein unsichtbarer Trost.

Werden nahm sogleich die dienstliche Haltung an, und ritt die Batterie entlang um zu übersehen, auf welche Weise er am besten umkehren könne. Vulpius gab dem sich wieder emporgerichteten Holm den Huth zurück und sprach gutmüthig zuredend: „Nur Muth gefaßt Herr Junker, Gottes Trost und Schutz sind uns überall nahe." Holm glaubte in seiner halben Betäubung Vulpius wolle ihm Muth zur Schlacht einsprechen und nahm daher eine trotzige Haltung an, indem er

sich den Huth fest in die Stirn drückte. „Muth!“ rief er halb fragend; „was denkt Ihr Vulpius! Wir haben Russen gegenüber,“ sprach er mit knirschender Erbitterung, „und Muth, Muth! Jetzo reut michs, daß ich nicht Husar geworden bin, wo ich ihnen selber mit dem Säbel in der Faust nahe kommen könnte! — An Euer Geschütz, Feuerwerker Vulpius!“

Werden kam zurückgejagt, und rief: Junker Holm, lassen Sie Ihre Geschütze einzeln kehrt machen, rechts oder links, wie es das Terrain erlaubt. Es ist nicht überall herum zu kommen.“

Holm befolgte den Befehl. Das erste Geschütz konnte eben noch wenden, aber das zweite hatte rechts einen Erdabsturz und links war das Holz so dicht, daß die Protze nicht herumfahren konnte. „Wir werden die Pferde loshängen müssen, Herr Junker,“ rief Spitz, „dort vor uns, bei der zwölfpfündigen Batterie, machen sie es eben so, und dann wird es doch noch Kunst kosten die Protze herum zu schaffen.“ — „Ihr habt Recht Spitz,“ entgegnete Holm und gab den Befehl zur Ausführung. „Angepackt Jungens!“ schrie Spitz, „protzt ab! Hier sind wir auf dem Exercierplatz, also vergeßt mir nicht ordentlich in die Räder zu packen, wie sich's beim Abprotzen zum Avanciren gehört. Greift die Knochen an, hier ist der Sand beinahe so tief wie auf unserm Wedding vor dem Oranienburger Thor. Holla

he, zoppt mir mit der Protze weiter zurück, Ihr bringt sonst die Deichsel nicht durch die Fichten! Stellt Euch doch nicht an wie die Rekruten, die nicht eher etwas merken, als bis ihnen ein Mortierklotz auf die Nase fällt."

Der Befehl zum Umkehren hatte in einem Augenblick eine scheinbare Verwirrung in der ganzen Colonne erzeugt, denn ringsher hörte man schreien und fluchen, das Schnauben der Pferde, das Krachen umgebrochener junger Bäume, und das Rasseln und Klirren der Ketten und sonstigen Eisengeräthe an den Geschützen; dazu ritten Adjutanten hin und wieder, und brachten Befehle her und zurück. Auch der König sprengte durch den Wald vor, um sich von den Hindernissen, die den Marsch störten, näher zu unterrichten.

„Das ist ein unangenehmer Vorfall sprach Werden leise zu Holm, „der uns um eine gute Stunde aufhalten kann, des Umweges nicht zu gedenken. Wie ich höre ist die Tete des linken Flügels an mehrere Seen im Walde gerathen, wo man nicht weiter vorrücken kann. Es ist schlimm, daß man das Terrain nicht genauer gekannt hat. Der Tag wird heiß werden, und in dem tiefen Sande erschöpfen sich Pferde und Leute ohne Noth, bevor wir den Feind zu sehen bekommen."

Es war indessen so weit gekommen, daß man die rückgängige Bewegung antreten konnte. Endlich nahm der noch eine zeitlang schwankende Marsch wieder eine

feste Richtung an; doch war es zehn Uhr Vormittags geworden, bis die Armee im Walde völlig aufmarschirt stand. Jetzt trat ein feierlicher Moment der Stille ein, denn jeder ahnte, die Schlacht müsse in der nächsten Stunde beginnen. Die Sonne brannte heiß herab; ein harziger Geruch erfüllte die Luft; man hätte glauben sollen, die dürren Kiefern und Fichten würden sich in dieser glühenden Hitze von selbst in Brand stecken. Fünf Stunden hatte der Marsch bereits gewährt; der Schweiß stand in schweren Tropfen auf dem gebräunten Antlitz der Krieger; doch blickten sie noch mit muthig funkelnden Augen ihren großen König an, der von vielen Generalen umgeben, an der Fronte hinunter und dann gegen den Ausgang des Waldes vorritt, muthmaßlich um die Stellung des Feindes, den man von dem Wald-Saume aus entdecken mußte, zu übersehen. Jetzt kam der Befehl, in grader Front vorzurücken, was das lichter gewordene Gebüsch ohne erhebliche Hindernisse gestattete. Allen schlug das Herz unruhiger in der Brust; denn dieser Befehl bewies, daß man binnen Kurzem den Feind von Angesicht zu Angesicht gegenüber sehen würde. Unfern von dem Saume des Gehölzes wurde wieder Halt gemacht, und man harrte in gespannter Erwartung abermals fast eine Stunde. Da tönten endlich vom rechten Flügel her durch die feierliche Vormittagsstille mehrere Kanonenschüsse, deren Wiederhall sich sau-

send durch den Wald fortpflanzte. Alles horchte auf; ein dumpfes Gemurmel lief durch die Glieder; unwillkührlich nahm der Soldat eine strengere Haltung an, fühlte nach seiner Waffe, und warf spähend forschende Blicke nach der Gegend, woher das Signal zum Kampfe ertönt war.

„Siehst Du, wo dort der Rauch so weiß durch die Fichten zieht?" fragte Vulpius und wandte sich zu seinem Nachbar Opitz, indem er mit der Hand hinüber deutete.

„Freilich sehe ich's," erwiederte dieser, „ich wollte nur der Tanz ginge erst bei uns los! Doch was ist denn das, sie halten ja schon wieder das Maul? Sollten sie zur Unzeit geplaudert haben? Aber horch, jetzt kommt die Antwort."

Wirklich hörte man aus der Gegend, wo man den Feind vermuthete, einige dumpfe Schüsse.

„Aha!" rief Opitz, „die singen einen andern Baß, zu dem eine weitere Gurgel gehört! Was meinst Du Vulpius, was für eine Art von Vogelflinten die da drüben führen? Ich glaube immer das Mundloch der Flöte, worauf sie blasen, hat zwischen sechs und sieben Zoll im Durchmesser."

„Du hast Recht," erwiederte Vulpius, „der Kohlkopf, der in dem Kessel gekocht wird, wiegt wenigstens vierundzwanzig Pfund. Sieh, sieh, sieh! ich glaube

wahrhaftig, sie schicken uns eine Probe bis hieher.“ Dabei zeigte er mit der Hand vorwärts in den Wald hinein, wo das geübte Auge des Artilleristen sogleich eine in matten Sprüngen herankommende Granate erkannte, die einige Baumzweige herunterschlug, und dann etwa hundert Schritt vor der Batterie liegen blieb, während der Zünder noch brannte und rauchte.

„Der Zündersatz ist zu faul,“ bemerkte Opitz, wenn wir uns vor der Pille fürchteten, hätten wir Zeit uns alle zu Bett zu legen, ehe sie crepirte. Können die russischen Oberfeuerwerker keine besseren Zünder schlagen, so thäten sie wohl daran, ihr Laboratorium zum Branntweinsladen zu vermiethen; das Geschäft verstehen sie aus dem Grunde.“

„Was willst Du vom Zündersatz,“ rief Vulpius, „er ist ja schon ausgebrannt; das siehst Du an dem dünnen Rauch. Der ganze Farsch taugt den Teufel nicht. Ich will nicht Vulpius heißen, wenn ich die Granate nicht ohne Furcht unter dem Huth forttrage wie meine Tabacksdose. Ich glaube sie ist mit Mandeln und Rosinnen gefüllt, statt mit Pulver und geschmolzenem Zeug.“

„Du kannst ja einmal kosten!“ lachte Opitz.

„Wir wollen ihnen lieber von unsern Speckklösen zu kosten geben, die sollen ihnen anders im Magen lie-

gen," antwortete Vulpius und deutete auf seinen Laffetenkasten; „da in der Schachtel habe ich eine Probe."

„Stillgestanden! Richtet Euch! Gewehr auf! tönte das Commando durch den Wald; die Infanterie stand wie eine Mauer, und der Glanz der Gewehrläufe und Bajonnette zuckte wie ein silberner Blitz durch den Wald hin, als sie sich auf das Commando Marsch in Bewegung setzte.

„Batterie — Marsch!" commandirte auch Werden.

Man rückte in geschlossener Linie vor. Ein Adjutant sprengte vom rechten Flügel herbei. „Herr Kamerad," rief er Werden an, „ich bringe Ihnen den Befehl des Obrist Moller mit Ihrer Batterie schleunigst auf der Anhöhe hier an der Waldecke zur Rechten aufzufahren, von wo sie das feindliche Lager sehn und in der Flanke beschießen können. Sie werden dort bis auf Weiteres Position nehmen."

„Sehr wohl! — Batterie Marsch! Trab."

Die Kanonen rasselten durch den Wald. In wenigen Minuten erreichten sie die freie Anhöhe, von der man das ganze Feld und das Lager der Russen überblickte.

Es hielt bereits eine andre Batterie, die schon abgeprotzt hatte, auf dem rechten Flügel der Höhe. —

„Batterie halt! Protzt ab! Mit Kugeln geladen," commandirte Werden.

Man hatte den Feind vor sich. Doch waren seine befestigten Linien über sechszehnhundert Schritt, so schien es, entfernt. — „Es soll nicht eher gefeuert werden bis Befehl dazu kommt," meldete der Adjutant. Die Kanonen wurden indessen genau gerichtet, und Aufsatz auf siebzehnhundert Schritt genommen; die Leute standen am Gehölz, gewärtig jeden Augenblick die furchtbare Thätigkeit zu beginnen. Holm hielt ernst, blaß, aber trotzigen Angesichts zwischen seinen Kanonen. — Werden war nach der Windseite der Batterie vorgeritten, um einen freieren Ueberblick zu haben. Er sah daß etwa achtzehnhundert Schritt zur Rechten auf einer Anhöhe, es war der Trettiner Spitzberg, ebenfalls eine Batterie aufgefahren wurde, die zum Corps des General Fink gehörte; zur Linken war dasselbe in gleicher Weite der Fall. Von drei Seiten also wollte man die durch Schanzen gedeckten Batterien auf dem linken Flügel des russischen Lagers beschießen. Die Anstalten waren furchtbar; doch hatte der Feind eine Masse von Kanonen und Haubitzen aufgefahren; die noch um das Doppelte stärker war,

Jetzt kam der Befehl des Königs das Feuer zu eröffnen. Ein Augenblick lautloser Stille trat ein, der in jeder, auch der tapfersten Brust, den Athem versetzte.

Es war jene Schwüle, jener ängſtliche Druck vor dem Gewitter, bevor Sturm, Blitz und Donner ausbrechen.

Batterie! Feuer!

Ein donnerndes Krachen zerriß die Lüfte: der erſchütterte Boden bebte unter den Füßen, dichtes Dampfgewölk verſchlang die Sonne; der Wiederhall ſauſte hohl in den weiten ſtillen Räumen des Waldes nach. Einen Augenblick darnach ſchienen auch die beſetzten Hügel zur Rechten und Linken gleich Vulkanen aufzuberſten und Rauch und Flammen zu ſpeien, und der rollende Donner wälzte ſich mächtig durch die glühende, ſtille Mittagsluft herüber.

„Das iſt der Klang, mit dem die ehernen Würfel der Schlacht gerüttelt werden," ſprach Werden zu Holm.

„Das Herz wird mir leichter dabei," erwiederte dieſer finſter; „der Feind iſt mir nur zu weit. Ich wollte wir wären erſt mitten im Getümmel!"

In dieſem Augenblick flammte es ihnen gegenüber im feindlichen Lager hell auf, und urplötzlich lag ein graues Wolkengebirge auf den Höhen, aus dem hundert Blitze zugleich zuckten; drei Sekunden ſpäter brachen die rollenden Donner durch die Lüfte herein, und wenige Augenblicke darauf wurde der Boden mit Kugeln und Granaten bedeckt, daß er wie durch ein Erdbeben ſchwankte. Staub und Erdſchollen wurden hoch emporgeſchleudert, die Zweige krachend von den Bäumen ge-

riſſen, junge Fichtenſtämme plötzlich wie Reiſig gekni
und zerſplittert.

„Holla!“ rief Opitz, „ſie verſtehn unſere Sprach
und antworten deutlich!“

„Sapperment,“ ſtimmte Vulpius ein, „das Spric
wort wird wahr, wie man in den Wald hineinſchrei
ſchallt es wieder heraus!“

„Verlangſt Du die Ruſſen ſollen mit Caviar l
den,“ ſprach Opitz lachend; „wir werfen ſie juſt au
nicht mit Zuckerwerk.“

„Preußiſche warme Pfannkuchen!“ rief Feuerſeng
vom dritten Geſchütz lachend mit lauter Baßſtimme un
alle ſeine Leute ſtimmten mit ein.

„Batterie — Feuer!“ commandirte Werden ruhi
und die zweite wohl gerichtete Lage ſauſte durch di
Lüfte.

Ein friſcher Wind erhob ſich und jagte den Rauc
ſeitwärts, ſo daß man die Wirkung der Geſchütze ſehe
konnte. „Ihr habt gut gerichtet,“ rief Werden freu
dig, „ſie ſtürzen daß man den blauen Himmel hinte
ihren Colonnen ſieht. Da geht eine Protze in die Luft!

Seine Worte wurden durch eine zweite Lage de
ruſſiſchen Batterie unterbrochen. — Von nun an folgt
Schlag auf Schlag. Der Donner ließ nicht mehr al
die Kugeln und Granaten ſchlugen mit zerſchmettende
Kraft ein. Räder und Achſen ſplitterten, Todte un

Verwundete stürzten nieder, überall Getümmel, Geschrei und gewaltige Arbeit des Kampfes. — Holm hielt finster und still wie das Grab in dem tobenden Gewühle. Sein Auge war nur auf den Feind gespannt, die Verwüstungen um sich her bemerkte er nicht. Doch leitete er kaltblütig das Feuer seines Zuges. Plötzlich krachte es hinter ihm; er wandte das Pferd rasch herum. Eine Kugel war in einen Protzkasten geschlagen, und dieser flog auf wie eine springende Mine; das zersplitterte Holz und die Kugeln prasselten auf allen Seiten auseinander und durchfuhren die Luft mit Zischen und Sausen. Die Stangenpferde lagen zerrissen am Boden, von dem Reiter war nichts mehr zu sehn, das Mittelpferd wälzte sich zuckend in den verworrenen Strängen und über seinen Reiter hin. Die Vorderpferde bäumten sich wild empor, so daß ihr Führer sie kaum zu bändigen vermochte.

„Schirrt die gefallenen Pferde ab; ordnet die Stränge," befahl Holm. Opitz, der das Geschütz befehligte machte sich mit seiner Reservemannschaft sogleich an die Arbeit, und riß den Mittelreuter unter seinem verwundeten sich wälzenden Pferde heraus. „Lebst Du, Wermann? Bist Du verwundet?"

„Die Knochen sind mir ein Bischen gequetscht von meiner armen Liese," antwortete der Artillerist und rüt-

telte sich zurecht. „Ja die werd' ich schwerlich wie
reiten."

„Lauf so rasch Du kannst und setz' Dich auf
Reservepferd, das wollen wir hier einspannen denn
Achse und die Räder sind zum Glück noch haltba
erwiederte Opitz. „Laß anziehen, Dietrich, daß wir v
dem Gaul wegkommen," rief er dem Spitzreiter z
„sonst reißt er uns noch alle nieder." — Das Thi
überschlug sich noch einmal in krampfhafter Zuckun
dann lag es still.

Während das Gespann wieder in Ordnung gebrac
wurde, dauerte das Feuer fort, und wurde mit jed
Minute heftiger. Die Russen bemühten sich vorzügli
einen Verhau in Brand zu setzen, der sich am Fuße d
Hügels, auf dem die preußischen Batterieen standen, b
fand. Sie warfen einen Hagel von Granaten hinei
bis das dürre Gezweig endlich in hellen Flammen au
prasselte.

In diesem Augenblick zeigte sich der König z
Pferde auf der Höhe; er warf sein Feldherrn-Auge i
das Getümmel der Schlacht, und ertheilte den Genera
len, die ihm zunächst waren, Befehle. Gleich darau
gingen der General Schenkendorf und der General Lind
städt, jeder mit vier Bataillonen vor, um die feindliche
Batterieen, gegenüber auf den Mühlbergen mit Sturm
zu nehmen. Unter Trommelwirbel, mit Staub und

Dampf umgeben, eilten die tapfern Preußen von der Höhe in den Grund hinab, um die Anhöhen jenseit zu ersteigen. — Die Batterieen verdoppelten jetzt die Schnelligkeit ihres Feuers; die feindlichen um die Stürmenden zurück zu werfen, die preußischen um ihnen den Angriff zu erleichtern.

„Der Sturm wird gelingen," sprach Werden zu Holm, „die russische Verschanzung ist schlecht angelegt, sie können den Grund nicht bestreichen. Jetzt sind unsere Leute schon unterm Schuß, und wir können noch immer feuern ohne ihnen Schaden zu thun."

„Daß ich unter den Stürmenden wäre," rief Holm schmerzlich wild, und drückte die Zähne zusammen.

„Hussassah! Brave Jungens!" schrie Feuersenger jubelnd auf, als er die Infanterie so muthig gegen die Höhen zueilen sah. „Die kehren nicht um drüben, wenn die Haubitzen ihnen den Rachen auch noch so weit aufsperren. — Geschütz Feuer! Rührt die Knochen, Kameraden! Wir müssen die russische Infanterie erst noch etwas dünner machen!"

Jetzt hatten die Bataillone den Fuß des Hügels erreicht. Man konnte nicht mehr ohne Gefahr für sie feuern. „Batterie Halt!" erscholl das Commando. Die Artilleristen auf ihrer Anhöhe waren nunmehr müßige Zuschauer des furchtbaren Schauspiels vor ihnen.

Ein lauter Schlachtruf, den die Stürmenden erho-

ben, theilte die Lüfte, und im gleichen Augenblicke man sie im schwärzlichen Gewimmel die Höhen hi fliegen. So wie ihre Köpfe nur über dem Rande selben sichtbar wurden, begrüßten die russischen Gesc sie mit einer Lage von Kartätschen. Hunderte stü in einem Augenblick, doch die Tapfren drangen die Leichen ihrer Brüder vorwärts. Jetzt feuerte die russiche Infanterie, allein die preußische erwiet das Feuer so wirksam, und drang mit so unaufhaltsa Kühnheit immer weiter vor, daß die feindlichen Li bald ins Schwanken geriethen, und endlich zu wei begannen. Die Grenadiere sprangen in die Grä und Verschanzungen und trieben den Feind mit Koll schlägen und Bajonnetstichen heraus; nach einigen S nuten war der ganze linke Flügel der Russen in worrener Flucht aufgelöst, und bedeckte das Gefilde den Mühlbergen bis nach Kunersdorf.

„Viktoria!" rief Opitz, „jetzt ist die Hauptarbeit than. Wenn wir nun da drüben wären und den Ke aus machen könnnten!"

Er hatte kaum ausgesprochen, als auch schon Befehl zum Avanciren kam, und die Batterieen, so ra sie es vermochten, der Infanterie folgten, die sich n mehr auch mit ihren Hauptmassen in Bewegung ges hatte, um den Sieg jener ersten stürmenden Bataille zu unterstützen. Doch in dem tiefen Sande, zum Th

bergan, und bei den durch einen neunstündigen Marsch bereits erschöpften Pferden, konnten die Geschütze nur äußerst langsam vorwärts, und waren nicht im Stande dem raschen Schritt der Infanterie zu folgen. Werden sprengte voran auf die Höhen der Mühlberge, um im Voraus einen Punkt auszumitteln, auf welchem er die vortheilhafteste Stellung mit der Batterie nehmen könne. Welch ein Anblick bot sich hier seinem Auge dar. Die Russen hatten unzählige Kanonen stehen lassen, welche in die Hände der Stürmenden gefallen waren. Ihre Leute bedeckten in unordentlichen Massen, oft in Haufen, deren Tiefe hundert Mann betragen mochte, zusammen gedrängt, die ganze Ebene, die sich von den Mühlbergen bis nach Kunersdorf hinuntersenkt. Ein blinder Schrecken schien sich dieser Krieger bemächtigt zu haben, denn alle Versuche der Offiziere, sie zu ordnen und zum Stehen zu bringen, waren vergeblich. Die Bataillone, welche die russischen Batterieen gestürmt hatten, mußten sich jetzt erst wieder sammeln, da die feindlichen Kartätschen ihre Reihen schrecklich gelichtet hatten. So entstand eine augenblickliche Pause in der Arbeit des Kampfes, welche die russischen Generale benutzten, um Geschütze und Truppen von ihrem rechten Flügel heran zu ziehen, und die Schlacht wieder herzustellen. Jetzt erschien Preußens König auf den Anhöhen und ordnete selbst den ferneren Angriff der Infanterie, welche, da

sie das Angesicht ihres Heldenführers erblickte, trotz der Erschöpfung mit neuem Muth vorging, und zurückwarf was ihr der Feind entgegenstellte. Nur vier Kanonen, wobei Werden einen alten Freund und Kamerad seiner früheren Dienstzeit, den Feuerwerker Tempelhof, erkannte, waren herangekommen und unterstützten den Angriff, indem sie auf der Höhe Position nahmen.

„Tempelhof!" rief Werden aus, „was wäre aus den Russen geworden, wenn jetzt die Kavallerie zur Hand gewesen wäre!"

„Oder wenigstens gehörige Artillerie, wenn auch nur etliche Batterien Dreipfünder," erwiederte Tempelhof.

Doch ihr Gespräch wurde durch das Commando „Feuer" unterbrochen, und Werden, der seinen Zweck bereits erreicht hatte, sprengte zurück um sich wieder zu seiner Batterie zu begeben.

Es begann jetzt der zweite Akt des schreckenvollen Schauspiels. Der Feind hatte seine Linien wieder hergestellt; seine Verluste an Geschütz und Leute konnte er bei seiner Ueberlegenheit in der Stärke leicht verschmerzen. Das zweite Bollwerk, hinter dem er sich verschanzte, war stärker als das erste; denn er hielt die Anhöhen hinter dem niedergebrannten Dorfe Kunersdorf besetzt, und auf einer derselben, dem Kunersdorfer Spitzberge, im Mittelpunkt seiner Stellung befand

sich ein ganzes Arsenal schwerer Artillerie, welche durch Wälle und Gräben gedeckt war. Ein etwa sechszig Schritt breiter Grund, der aber von beiden Seiten äußerst steile Thalränder von doppelter bis dreifacher Mannshöhe hat, der Kuhgrund genannt, beschirmte die feindliche Stellung der Infanterie gewissermaßen wie ein breiter trockener Graben. In der Verlängerung desselben nach Kunersdorf und dem Walde hin, lag eine Kette von Teichen, die nur schmale Durchgänge gestatteten, so daß man daselbst nicht in der Front vorrücken konnte.

Der König sprengt von einem Ende des Schlachtfeldes zum andern und ermahnt die Truppen zur Tapferkeit; sein blitzendes Auge entzündet die Flamme des Muthes in jeder Brust. Auf allen Punkten zugleich wird der Angriff unternommen. Auf dem rechten Flügel rückt das Finksche Corps im Elsbruch vor, auf dem linken zieht sich die Infanterie in Kolonnen gegen die Teiche und Kunersdorf hinan; doch in der Mitte, an dem tief eingeschnittenen Grunde, droht der heftigste Kampf zu entbrennen. Trommeln wirbeln, Trompeten schmettern, der Donner der Kanonen ertönt aufs Neue, Rauch und Staub wallen umher und ziehen mit wogendem Gewölk in das Feld. Das preußische Fußvolk stürzt sich muthvoll in den Grund hinunter, und sucht den jenseitigen steilen Rand

zu erklimmen; doch der Feind hält unerschrocken Stand, und wirft die Heranklimmenden immer wieder in die Tiefe zurück. Diese setzten die letzten Kräfte daran, allein die furchtbare Arbeit wird noch durch die glühende Nachmittagssonne des August erschwert, deren versängende Macht alle Kräfte lähmt. Ein entsetzliches Würgen beginnt in diesem Schlund des Todes, den die Stürmenden drängend erfüllen, und auf dessen beiden erhöhten Rändern die Linien der Infanterie, kaum eine halbe Schußweite auseinander, ein mörderisches Feuer über die Häupter der im Grunde Zusammengedrängten hinweg gegen einander richten; ganze Reihen stürzen, von dem jenseitigen Thalrande niedergeschmettert, in die Tiefe der Schlucht hinab, die allmählig zum Bette eines blutigen, unter Feuer und Qualm hinwallenden Stromes wird. Eben so vergeblich arbeiten sich die Schaaren des rechten Flügels gegen die mit ehernen Feuerschlünden geharnischten Anhöhen hinan, welche ihnen den Tod aus hundert brüllenden Rachen entgegenspeien. Auf dem linken Flügel versucht es die Infanterie jetzt, durch das enge Gewinde der Wege zwischen den Teichen beim Dorf hindurch zu gehen: doch die Batterieen von der Höhe des Spitzberges schleudern solche Massen Eisen in ihre Glieder, daß sie endlich dem überwältigenden Schrecken weicht. Der König sprengt gleich dem lenkenden Gott der Schlachten mitten durch Rauch

und Staub, und feuert seine Getreuen zu erneuertem Muthe an. Er gebietet der Kavallerie zwischen den Teichen hindurch zu gehn, sich jenseit zu ordnen, und den Feind im Rücken anzugreifen. Der tapfre Seidlitz und der Prinz von Würtemberg sprengen mit ihren Reitern hindurch. Sie müssen sich durch einen brausenden Höllenstrom von Kugeln und Kartätschen arbeiten; dennoch gewinnen die Verwegenen das jenseitige Ufer. Doch hier erneuert sich die herculische Arbeit, und die eherne Woge wälzt mit verdoppelter Wuth gegen sie heran, und droht sie zu verschlingen. Da tritt der in dampfendes Gewölk gehüllte Gott des Schreckens plötzlich unter sie und zeigt ihnen sein entsetzliches Antlitz; ein nie gekanntes Grauen durchzittert das Mark dieser kühnen Krieger; blinder Wahnsinn ergreift sie, sie stürzen hinweg in verworrener Flucht!

Werden hielt mit seiner Batterie auf einem Hügel, jenem furchtbaren Berge gegenüber, der die Werkstätte der Hölle zu sein schien. Die Hälfte seiner Geschütze war zerschmettert, seine Leute und Pferde um ein Drittheil geschmolzen, Holm durch eine Kartätschkugel im linken Arm verwundet, Opitz blutete; doch keiner wollte aus dem Gefecht weichen. Mit einem ahnungsvollen Grauen warf Werden den Blick in dieses Gewoge des Todes und des Entsetzens hinein. Da endlich gelang es der Kühnheit des Fußvolks, die blutgetränkte

Schlucht mit stürmender Gewalt zu nehmen, und den Feind zu werfen. Unaufhaltsam brausen jetzt die Schaaren über das Schlachtfeld hinweg; das Gefühl des Sieges giebt den Erschöpften neue Kraft. Die Kavallerie ordnet sich wieder, die Artillerie rückt vor, das Feuer des Feindes schweigt, seine Batterieen werden genommen.

Der König, dem römischen Cäsar gleich, reitet stolz und freudeblickend durch die Reihen, und sendet die Siegesboten nach der Hauptstadt ab, die die Nachricht von hundert erbeuteten Kanonen und zahllosen Fahnen und Trophäen verkünden sollen. Nur noch eine leichte Arbeit ist übrig, den verworrenen zur Flucht gewandten Feind völlig zu zersprengen, und seine fliehenden Ueberreste in das Bett des Stromes, der ihm die Rettung sperrt, zu jagen. Mit den letzten Kräften dringen die preußischen Schaaren vorwärts, als plötzlich ein neuer tiefer Thalgrund sich vor ihnen öffnet, dessen jenseitige Höhen, als wüchsen Waffen und Mannschaften aus der Erde, mit Kanonen und unübersehbaren Schaaren gepanzert sind. Doch sie sind nicht furchtbar; der Schrecken zittert schon durch ihre Glieder; die unwiderstehliche Heldenkraft des Sieges hat sie schon erschüttert ehe der dritte Kampf beginnt. Allein der erbitterte Ehrgeiz ihrer Feldherren zwingt sie zum Widerstande; ein neues Morden beginnt, noch blutiger als zuvor. Die preußi-

schen Helden sind durch die gigantische Arbeit erschöpft; kaum haben sie noch die Kräfte die steilen Anhöhen hinanzuklimmen. Dennoch versuchen sie es mit unüberwindlicher Kühnheit.

Da aber schlug ihnen plötzlich die Stunde des Verderbens. Denn gleich einer Gewitterwolke wälzte sich ein schwarzes Gewimmel neuer Schaaren durch den Grund heran. Es waren Oesterreichs Krieger von Laudon's List und Kühnheit geführt. Sie hatten im kühlen Schatten des Waldes geruht, während ihre Gegner funfzehn lange Stunden in der Gluth des Kampfes und der brennenden Sonne die Kraft ihres Markes erschöpften. Dieser neuen Arbeit waren sie nicht mehr gewachsen. Noch versuchen es die Kühnsten sich dem heranbrausenden Strom entgegen zu stemmen, und ihn wenigstens zu brechen, wenn sie ihn nicht zurückdrängen und besiegen können. Es ist vergebens. Die Fluth überwallt sie, reißt sie zurück. Die Vordern stürzen sich auf die Nachfolgenden, die Flucht wächst reißend wie eine Lawine. Plötzlich, unvermuthet wird das Banner des Sieges, das der große König schon in seinen Händen schwingt, ihm von feindseligen Mächten wieder entrissen. Wie ein zürnender Löwe kämpfte er mit dem tückischen Gott der Schlachten um den Sieg. Selbst wirft er sich den Fliehenden entgegen, hält sie auf, sucht

ſie zu ſammeln, und greift an der Spitze der kleinen Schaar, die ſein Wort erreichen kann, den Feind mit vermeſſener Kühnheit an. Die Getreuen fallen um ihn her; nur ein ſchützender Gott, der ihn mit ſeinem Schilde deckt, vermag den Tod von ſeinem heiligen Haupte abzuwehren. Seine tapferſten Führer beſchwören ihn auf ſeine Rettung zu denken. „Wir müſſen das Letzte verſuchen um die Schlacht zu gewinnen, und ich muß hier ſo gut wie Ihr meine Schuldigkeit thun," lautet die Antwort des Heldenkönigs, und aufs Neue wirft er ſich in den Strudel des Kampfes. Zwei Pferde ſtürzen unter ihm; er beſteigt neue Roſſe. Noch einmal iſt es ihm gelungen, eine tapfere Schaar zu ſammeln, die er gerade gegen die feindlichen Batterieen führt, während der unverzagte Seidlitz mit ſeinen Reitern in der Flanke einen letzten Angriff verſucht. Doch dieſer Feldherr wird verwundet, und die Seinen, da ſie ihn ſinken ſehen, verlieren die Hoffnung des Sieges, und wenden ſich zur Flucht. Der König ſieht Preußens Ruhm und Geſchick am Rande des Abgrundes; entſchloſſen beides zu theilen, reitet er ſtolz gegen den Feind hinan, mögen ſeine Truppen ihm folgen oder nicht. Da wirft eine Kugel ihn nieder; der Schreckensruf: „Der König iſt gefallen!" ertönt; Offiziere und Krieger ſtürzen herbei; doch ſchon richtet ſich der Held wieder empor. Eine Kartätſchenkugel hatte ſeine Bruſt getroffen, aber ein goldenes Be-

ſteck, — wohl ein goldenes, einzig unſchätzbares Kleinod für Preußen! — brach die Kraft der ermatteten Kugel, ſo daß ſie an der Heldenbruſt, die ſie durchboren ſollte, liegen blieb.

Jetzt erſt entſchloß ſich der ſieggewohnte Friedrich unwillig zur Flucht. Aber faſt war es zu ſpät, denn ſchon hatten die Flügel des feindlichen Heeres ihn auf beiden Seiten überholt, ſchon ſchwärmten die Koſackenhorden wild zerſtreut über das Feld, und Laudons geordnete Reiterei brach in Maſſen in das flüchtige Fußvolk der Preußen ein und begann ein furchtbares Gemetzel. Der König mußte durch einen Hohlweg; wurde ihm dieſer abgeſchnitten, ſo war er in der Gewalt des Feindes. Kaum ſchien es möglich ihn zu erreichen, doch der Rittmeiſter von Prittwitz ſchloß ſich mit hundert Huſaren ſeinem Könige an, und da dieſer bei der ſcheinbaren Unmöglichkeit der Rettung, und im tiefſten Schmerz über das Unheil des Vaterlandes ausrief: „Prittwitz, ich bin verloren!“ erwiederte er aus preußiſcher Heldenſeele: „Nein Ew. Majeſtät, ſo lange noch ein Athemzug in uns iſt, nimmermehr!“ Mit lebensverachtender Kühnheit ſtürzte dieſe kleine Schaar ſich angreifend der feindlichen Uebermacht entgegen, und warf ſie zurück, jetzo rechts vom Wege, jetzo links, bald hier, bald dort, wie im Vogelflug das

Gefilde kreuzend. So brach sie dem Könige Bahn, und ihr bleibt der ewig unbestreitbare Ruhm: Preußens großen Beherrscher aus dieser Drangsal gerettet zu haben.

Achtes Capitel.

Alle Schrecken des Rückzuges, Erschöpfung, Verwirrung, falsch verstandene Befehle, ungünstige Auswege, trafen das sonst so tapfre, geordnete Heer. Ein Bach, das Hühnerfließ genannt, nimmt seinen Lauf durch den Wald, wohin die Flucht sich wandte. Drei Mühlen die Reetschmühle, die Beckermühle und die große Mühle, werden von dem Gewässer getrieben. Hier waren drei schmale Brücken geschlagen, die schon das vorrückende Heer lange aufgehalten hatten, vollends aber das in Massen zurückströmende hemmten. Alles drängte dorthin, weil jeder, da das Ganze verloren war, wenigstens sein einzelnes Haupt aus dem Schiffbruch retten wollte.

Werden marschirte mit der Batterie zurück; er hoffte sie zu retten, doch es war anders beschlossen. Eine düstre Stimmung hatte sich der sonst so fröhlichen Leute bemächtigt. Holm ritt schweigend wie das Grab vor sich hin; der redliche Opitz ging traurig neben den Geschützen, denn seine besten Leute waren geblieben, und seine Haubitze lag völlig demontirt bei Kunersdorf; Vulpius war erschöpft bis zum Umsinken; selbst der Riese Feuersenger fühlte seine Kräfte gebrochen und schlich matt einher. Wer noch rüstig gewesen wäre, den drückte das Gefühl besiegt auf der Flucht zu sein, nieder. — Jetzt kam man über die blutgedüngten Felder, wo tausende von Kameraden gefallen waren. Noch lagen eine Menge hülflos Verwundeter umher, und erfüllten die Lüfte mit ihrem Klaggeschrei; den wenigsten hatte man Hülfe leisten können. Das Gedränge vermehrte sich, weil alles nach der zunächst gelegenen Beckermühle strebte, um dort über die Brücke zu gelangen. Werden glaubte mit der Batterie besser bei der etwas abwärts gelegenen großen Mühle durchkommen zu können, und schlug daher diesen Weg ein. Doch bald war er auch hier von Flüchtenden aller Truppengattungen so umringt, daß er kaum vorwärts kommen konnte. Dabei stürzten die übermüdeten Pferde, und brachten die Geschütze nicht mehr vorwärts. Er ließ die Haubitze, die er noch hatte, vernageln, und die

Pferde derselben vor die drei Kanonen legen, die ihm noch übrig und minder zerschossen waren als die Haubitze. Doch während er damit beschäftigt war, erscholl rings umher lautes Geschrei, und plötzlich stürzte alles in verworrenem Getümmel übereinander hin. Es war österreichische Cavallerie, die in die Flüchtenden einhieb. An Widerstand war nicht mehr zu denken; die Stränge wurden daher wie bei Hochkirch abgehauen, und Feuersenger, Vulpius und Opitz warfen sich nur noch eben rasch auf die Geschütze, um sie zu vernageln. Doch die Cavallerie brach früher durch. Feuersenger ergriff wüthend seinen Spazierstock, wie er die mächtige Handspeiche seines Geschützes nannte, und trat abwehrend vor dasselbe. „Nagel in's Zündloch, Kanoniere!" brüllte er, „ich will indessen den Hunden die Köpfe vernageln." Sofort streckte er durch einen furchtbaren Schlag mit dem Hebebaum den nächsten Reiter nieder; aber zu gleicher Zeit führte ein andrer einen mächtigen Säbelhieb auf seinen Kopf, daß ihm der Huth herunterstürzte und das Blut über Stirn und Backen lief. Einen Augenblick taumelte er, doch dann versetzte er dem Pferde seines Gegners einen solchen Schlag über das Stirnbein, daß das Thier hoch aufbäumte, den Reiter abschleuderte, und vor Schmerz wüthend in tollen Sätzen umhersprang, und sich dann auf dem Boden wälzte. Dabei aber riß es den Cykloben Feuersenger sammt sei-

nem Baumstamme nieder, und rollte sich über ihn hin. Er war wie an allen Gliedern zerschmettert; dennoch raffte er sich wieder auf, doch ein dritter Reiter gab ihm einen Säbelhieb, der ihm den Schädel tief aufspaltete. So stürzte er, auf den Tod verwundet, neben sein Geschütz nieder, das er als ein ihm anvertrautes Heiligthum bis auf den letzten Augenblick vertheidigt hatte.

Holm hatte es gesehn, und vom Schmerz und Grimm gefoltert, warf er sich in die Feinde um ihn zu rächen. Er wollte zu ihm hinandringen, doch es war unmöglich. Von einem gewaltigen Hiebe betäubt, stürzte er vom Pferde. Ein Strom von Reitern drängte sich zwischen ihn und Werden, so daß dieser ihm nicht zu Hülfe kommen konnte. Wenige Augenblicke und die Freunde waren getrennt, ohne die Möglichkeit zu sehn, wieder zusammen kommen zu können. Auch Opitz und Vulpius hatten Feuerfenger zu Hülfe springen wollen. Doch war Opitz zu matt von seiner Wunde, um mit der Wischerstange, die er gepackt hatte, etwas zu vermögen, und Vulpius hatte gar keine Waffe. Er mußte daher, als er die Säbel der Reiter über seinem Haupte schweben sah, froh sein, daß er sich wieder unter sein Kanon retten konnte, wie bei Hochkirch.

Indessen brauste die Masse vorüber, und nach einiger Zeit wurde es ganz einsam. Man sah nur in der Ferne einzelne Trupps von Reitern hin und her schwär-

men. Jetzt wagte sich Vulpius hervor um nach seinen Kameraden zu schauen; da er sah, daß neben ihm einer den Kopf in die Höhe reckte. Es war Spitz. „Lebst Du Bruder?" fragte er freudig. „Wie steht es mit Dir?" —

„Wie es kann, noch leidlich genug!" antwortete Spitz. „Einen Hieb über's Ohr habe ich gefangen, da warf ich mich aber glatt nieder, daß der Flegel so lang er war mich nicht mehr erreichen konnte. Matt bin ich wie ein gehetzter Hirsch; aber wie mag es unserm armen Junker und Feuersenger ergangen sein?"

„Sie müssen da drüben liegen," antwortete Vulpius, indem er dem blutenden Spitz aufhalf.

„Wie" rief dieser erschrocken, „hast Du sie fallen sehn? Ich hoffte sie wären davon gekommen."

„Ich glaube es schwerlich! den Feuersenger sah ich hinstürzen wie eine umgehauene Fichte fällt, und Junker Holm — aber da liegt er ja vor uns!"

Holm lag bewußtlos am Boden. Er war nicht schwer verwundet, sondern hatte nur einen leichten Hieb in der Stirn; seine Betäubung mußte durch einen dröhnenden flachen Schlag erfolgt, oder vielleicht die Wirkung seines bis zur äußersten Anspannung aufgeregten Innern sein, der nach der langen qualvollen Arbeit um so leichter die gänzliche Erschöpfung folgen konnte. Vulpius setzte ihn mit dem Rücken gegen das Rad eines

Kanons, und rieb ihm die Schläfe mit Brandtwein. Opitz ging einige Schritte weiter; da sah er seinen alten Kameraden Feuersenger im Blute schwimmend, leblos am Boden liegen. An Hülfe war nicht mehr zu denken, denn der Schädel, bis auf die Nasenwurzel gespalten, klaffte weit auf, und schon war die Erstarrung des Todes in die Glieder gedrungen. Dennoch bückte sich Opitz mit beklommener Brust über den Freund und Kameraden hinab, und suchte ihn empor zu richten. „Es ist vorbei!" sprach er endlich mit bewegter Stimme, und die Thränen traten dem alten Kriegsmanne in die Augen und rollten ihm in den rothen Bart hinunter; „es ist vorbei, wir werden an keinem Lagerfeuer mehr zusammensitzen! Vulpius, höre doch, hier liegt Feuersenger, aber er wird sich nicht wieder aufrichten." Vulpius trat bestürzt heran. „Wahrhaftig!" rief er aus, „da liegt er still und kalt. Wie rasch hat sich das geändert! Vor einer Viertelstunde war er noch der Stärkste von uns allen, und nicht die Haut war ihm geritzt; und nun liegt er da und regt keinen Finger mehr! — Ja, es war ein guter Kamerad! Und sein Geschütz hat er geführt wie sich's gehört, — und nun muß er es doch hier stehen lassen! — Er war ja mein Rekrut, was sollte er nicht ein Geschütz führen gelernt haben!"

Opitz war indessen bei dem Leichnam nieder gekniet, und hatte ihm das blutige Haar aus dem Ge-

ſicht geſtrichen. „Komm Vulpius," ſprach er, und konnte vor Thränen faſt keinen Laut hervorbringen, „Komm Vulpius; begraben können wir ihn freilich nicht, aber wir wollen ihn wenigſtens dort auf die Seite in den Buſch tragen, daß die Koſacken ihn nicht ausplündern; auch müſſen wir ſeine Brieftaſche und Uhr und Geld nach uns nehmen, für ſeinen alten Vater in Berlin." Sie faßten beide an, hoben den Todten empor, und trugen ihn dem Gebüſch zu. Doch in demſelben Augenblicke rauſchte es in den Zweigen, und zwei öſterreichiſche Reiter ſprengten hervor.

„Ihr ſeid unſere Gefangene!" ſchrie der erſte, und hielt ſein Piſtol auf Vulpius geſpannt. Spitz war nicht gemeint ſich zu ergeben; er dachte zwei zu zweien, wenn die Gegner auch zu Pferde und bewaffnet ſind, iſt immer noch keine verlorene Schlacht. Er ließ Feuerſengers Leichnam fallen, ſprang zurück und blickte ſcharf haſtig umher ob er nicht eine Waffe raſch ergreifen könne. Vulpius aber ſtand zitternd, mit ſchlotternden Knien und rief: „Alle guten Geiſter loben ihren Meiſter."

Aber auch dem Oeſterreicher ſank die Piſtole mit der Hand matt herab, und er rief ſtammelnd: „He — He — Herr — Feu — Feuerwerker!!"

„Grü — Grü — Grützner!" ſchrie Vulpius endlich heraus und plötzlich lagen beide einander in

den Armen. „Du bist nicht todt, Du Satansbraten?“ rief Vulpius aus.

„Nein doch, Herr Feuerwerker, ich lag nur für todt da, nachher fand mich ein Bauer, der pflegte mich heran, und dann wurde ich gezwungen bei den Oesterreichern Dienste zu nehmen.“

„Du verfluchter Deserteur,“ hub Vulpius jetzo an, „und Du willst Deinen Feuerwerker gefangen nehmen? Dich soll ja die tausend Schock Pestilenz — halt! ich will nicht fluchen, aber zum Donner und Wetter, Grützner, das wäre ein malhonetter Streich! Weißt Du was, komm lieber mit uns und nimm wieder preußische Dienste!“

„Ich hab's lange gewollt, und hier mein Kamerad auch, und heut hätten wir es ausgeführt, wenn Ihr nicht die Bataille verloren hättet. Aber bei einem geschlagenen Feinde dienen, das mag ich keinem Hund wünschen!“

„Geschlagenen Feinde?“ rief Vulpius erbittert, „glaubst Du, daß mein König, Vater Fritz, Euch nicht noch sieben und siebenzig Male schlagen wird, wenn es ihm auch heute contrair gegangen ist? Da kennt ihr ihn schlecht, wer weiß, was ihr morgen schon für ein Lied zu pfeifen habt. Ihr mußtet heute schon jämmerlich genug Miserere singen, und so gut wie uns

das Kriegsglück umschlug, kanns Euch morgen wieder so gehen!"

Grützner wurde wankend. „Nun topp!" rief er endlich; „wir kommen diese Nacht, aber jetzt müssen wir zu unserem Corps, denn hier ist keine Desertion möglich." Somit sprengten beide davon, und Vulpius murmelte noch lange vor sich hin: Grützner, Grützner, Grützner.

Indessen hatte Holm sich erholt. Feuersengers Körper wurde in einen dichten Elsbusch verborgen, und dann suchten die drei unter dem Schutz der herabsinkenden Dämmerung ihre Flucht fortzusetzen. Doch dies geschah nur mit der äußersten Gefahr, denn noch immer schwärmten Reuter hin und her, und wo sie versprengte Leute fanden hieben sie sie nieder, oder machten sie zu Gefangenen. Auch waren Opitz und Holm durch ihre Wunden so matt, daß sie sich kaum auf den Füßen halten konnten, und Vulpius, dessen höheres Alter ihn schon fast untauglich zum Kriege machte, war durch die achtzehnstündige Anstrengung fast eben so erschöpft. Da sie endlich nicht mehr vorwärts konnten, und ein dichteres Gebüsch erreichten, beschlossen sie sich dort zu verbergen und die Nacht zuzubringen so gut es gehen wollte. Noch war es nicht ganz dunkel geworden, als plötzlich ein Schwarm von etwa zehn bis zwölf Kosacken

herangeritten kam, und dicht an dem Gebüsch vorbeistreifte.

Duck Dich wie eine Ente, Opitz," rief Vulpius, „Dein rother Bart leuchtet sonst durch die Zweige wie Krammetsvogelbeeren; „zugleich warf er selbst sich platt auf den Bauch, und kroch vorwärts tief in das Gebüsch hinein. Opitz und Holm kauerten sich dicht nebeneinander hin; sie spähten durch die Zweige nach jeder Bewegung des Feindes, um zu erfahren, ob man sie wohl gesehn habe. Doch die Reiter wandten sich mehr rechts gegen einen Graben zu, wo Holm als er scharf hinblickte, die Rabatten einer Infanterie Uniform schimmern sah, Es war ein todter oder verwundeter Offizier der am Rande des Grabens lag. Drei Kosacken sprangen vom Pferde, und machten sich daran ihn zu plündern. Holm schauderte, denn er hörte in's Herz schneidende Laute der Bitte; da die Reuter den Unglücklichen emporrissen, erkannte er daß es ein Major sei, dessen von Blut überströmtes, sanftes, edles Angesicht, ihn mit einem unbeschreiblichen Gefühl der Rührung und Theilnahme erfüllte. Es regte sich mächtig in ihm, dem Unglücklichen Hülfe zu leisten, doch das Unternehmen wäre ein wahnwitziges gewesen, wodurch er nichts erreicht haben würde, als für sich und seine Kameraden dasselbe Schicksal, ohne den Beklagenswerthen retten zu können. Auch drückte ihn der redliche Opitz leise am Arm und flüster-

te: „Nur still Herr Junker, so etwas muß man aus-halten, wir können vielleicht nachher helfen.“

Holm bekämpfte seinen Schmerz. Aber es war ihm als zerschnitte ein scharfer Dolch seine Brust, und er müsse dazu schweigen und lächeln. Er zitterte vor Ingrimm, und doch traten ihm zugleich die Thränen in die Augen, als er sah wie die Barbaren den Hülflosen, Blutenden mit unersättlicher Raubgier völlig nackt auszogen und ihn dann in den sumpfigen Graben hinabstießen. — Er sank todesmatt, einen Busch am Ufer erfassend, nieder mit dem Haupt in den schilfigen Rasen und seufzte nur schwer auf: „Ewiger Gott!“ dachte Holm, „zwingt mich dein Rathschluß solchen Jammer zu sehn, und versagst Du mir die Macht ihn zu hindern! Und wenn ich denke daß mein Vater, meine Schwester, meine Braut von gleichem Schicksal getroffen werden! Gott, Gott woher nehme ich den Muth das zu tragen!“

Indessen theilten die Kosacken die Beute und sprengten weiter, dicht an den im Versteck liegenden vorüber, ohne sie zu bemerken. Holm lauschte bis ihr Hufschlag verhallte; dann wollte er sich vorsichtig hervorwagen, um dem Hülflosen, dessen tiefes Seufzen noch immer herübertönte, beizuspringen. Doch indem er das Gebüsch verlassen wollte, riß ihn Opitz am Schooß der Uniform zurück, und rief: „Halt! Still! Um Got-

teswillen! Da kommen wieder welche.“ Wirklich hörten sie die Gebüsche hinter sich rauschen, und gleich darauf sprengten mehrere Reiter durch das Elsbruch. Ein glücklicher Zufall bewirkte es, daß sie sich rechts wendeten, sonst hätten ihre Pferde über die im Gebüsch Versteckten hinwegsprengen müssen.

„Das sind Oesterreicher, „zischelte Opitz, „ich habe sie deutsch reden hören.“ — Er hatte sich nicht geirrt. Es waren ihrer acht. Sie wollten über den Graben springen, wo der Verwundete lag.

Als dieser das Roß des Vordersten auf sich zukommen sah, richtete er sich mit äußerster Anstrengung empor, und rief: „Reitet mich nicht nieder, Freund, ich bitte Euch!“

„He, Holla, wer seid Ihr,“ fragte der Reiter, und hielt sein Pferd an. „Freund oder Feind, Ihr liegt so nackt unter dem Himmel, daß man Euch nicht unterscheiden kann.“

„Ich bin preußischer Offizier,“ sprach der Verwundete matt, — „Major von Kleist — Euer Gefangener; aber seid menschlich, gebt mir Kleidung, laßt mich nicht nackt in der kalten Nacht auf dem Sumpf liegen. Ihr seid Deutsche, es sind die Kosacken die mich so geplündert haben!“

„Zum Teufel vorwärts,“ rief eine Stimme aus der Schaar, „was halten wir uns hier auf bei dem

Halbtodten! Darüber entgeht uns die Beute, die wir machen könnten. Was soll uns ein solcher Gefangener? Der Henker kann wissen ob er Major ist oder nicht!"

„Schweig Du roher Kerl," erwiederte der erste, „Du würdest anders reden, wenn Du so nackt im Graben lägest! Weißt Du denn was Dir morgen geschieht? Ich hab's bei Prag erfahren was es heißt, elend und ohne Hülfe auf dem Schlachtfelde liegen." Während dieser Worte hatte er angefangen seinen vorn über dem Sattelknopf befestigten Mantel loszuschnallen, und sprach: „Wir haben nicht Zeit Sie fortzuschaffen, Herr Major; wenn Sie gehn könnten, würden wir Sie als Gefangenen zurück bringen lassen. Aber vor Frost sollen Sie doch hier nicht umkommen; hier nehmen Sie meinen Mantel, ich will mich die Nacht wohl warm reiten, und morgen einen andern finden." Damit warf er ihn dem Hülflosen zu, und rief dann: „Nun vorwärts Kinder!" sprengte über den Graben und verschwand bald wieder im Gebüsch. Die Andern folgten; Einer war noch so mitleidig, dem Verschmachtenden ein Stück Brod und Geld zuzuwerfen, indem er halb scherzend sagte: „Das ist ein Gefangener, der uns nicht mehr davon läuft; wenn er sich ranzionirt giebt er's uns wieder."

Holm war von dem Augenblick an, wo er den Na-

men Kleist gehört, in einer nicht zu schildernden Bewegung, denn er wußte jetzt, daß jener Unglückliche der sanfte, liebliche Dichter Ewald von Kleist war, der den Frühling so lieblich besungen hatte. Tausenden war er ein Wohlthäter der innersten Seele geworden, denn Tausenden hatte sein Wort das Herz beseligt und süß gerührt, und die Liebe von Tausenden wurde sein Dank — — und jetzo mit all diesem reichen Schatz von Liebe, war er hülflos und verlassen, und nur Qualen folterten ihn, der Andern nur die sanftesten Freuden bereitet hatte. Welch ein harter Beschluß der ewigen Schickung!

Das Herz schlug laut in Holms Brust, seine Thränen flossen unaufhaltsam herab, er bebte und konnte fast dem Drange nicht widerstehen hervorzustürzen und sich an die Brust eines Mannes zu werfen, dem er sich so mit innerster Ehrfurcht beugte.

Opitz bemerkte seine Bewegung, und sprach leise: „Um's Himmelswillen ruhig Herr Junker, bis Alles wieder still ist, sonst erwischen sie uns. Mit uns würden sie so viele Umstände nicht machen, wir würden zurücktransportirt."

Endlich war der letzte Reiter verschwunden, und nun wollte Holm zum zweitenmal aus seinem Versteck hervor; aber in demselben Augenblicke hörte er ganz nahe

einen Piſtolenſchuß, und gleich darauf noch einen. Faſt zugleich ſprengte ein einzelner Huſar durch das Gebüſch, ſetzte über den Graben, und jagte in geſtrecktem Lauf davon. „Kopf nieder," raunte Opitz dem ungeduldigen Holm zu, und riß ihn faſt mit Gewalt wieder hinab, „das war ein preußiſcher Huſar; der reitet nicht umſonſt ſo ſchnell.

Er hatte kaum die Worte geſprochen, als ein Koſack mit eingelegter Lanze vorüber und dem Flüchtigen nachſprengte; ihm folgten zwei andere, dann noch mehre, endlich ſammelte ſich ein ganzer Trupp, der anhielt, und der Jagd, die auf den Huſaren gemacht wurde, zuzuſehen ſchien.

„Jetzt möchte ich doch daß wir hier fort wären," murmelte Opitz, „ſie können uns gar zu leicht entdecken; im äußerſten Fall müſſen wir nur gleich hier hinter uns durch dichtes Gebüſch ſpringen. Mit den Pferden können ſie uns ſo raſch nicht nachkommen, und dann gelingt es uns, da es ſchon dunkel wird, doch wohl noch im Finſtern zu entwiſchen. So lange mein Kopf zwiſchen beiden Schultern ſitzt, gebe ich ihn nicht auf." —

„O ſieh, ſieh die Ungeheuer," rief Holm mit verbiſſenem Ingrimme, als er zwei Koſacken vom Pferde ſpringen und dem Sterbenden am Rande des Grabens die Gabe des Erbarmens wieder rauben ſah, welche ihm

der mitleidige Kriegsgefährte dargereicht hatte. Sie riſſen ihm den Mantel herunter, und gaben den an ſeinen Wunden faſt verbluteten, vor Fieberfroſt zitternden, in nackter Blöße der einbrechenden Nacht preis. Unwillkührlich drängte ſich ein halblauter Seufzer des Zornes und Schreckens aus Holms edler Bruſt — und verrieth ihn und ſeine Gefährten. Denn plötzlich wandte ein Koſack ſein Pferd herum, und ritt mit vorgerecktem Halſe und ſpähenden Blicken auf das Gebüſch zu, woher er den Laut vernommen hatte. Der ſcharf umherblickende Opitz hatte es bemerkt. Schnell riß er Holm und den ſich tief am Boden gedrückten Vulpius beim Arm auf und rief; Jetzt hilft uns nur noch die Flucht in's Gebüſch!" Zugleich war er mit einem Satz in dem Geſträuch hinter ihm verſchwunden; Holm flog ihm, faſt ohne zu wiſſen was er that, nach, und Vulpius nahm ſeinen Weg zwiſchen einigen andern Gebüſchen hindurch, aber in derſelben Richtung. Der Koſack ſtutzte einen Augenblick, dann aber ſprengte er den Fliehenden mit ſeinem kleinen behenden Pferde nach, während er ſeinen Kameraden einige unverſtändliche Worte zurief. Dieſe ſpornten ſogleich ihre Pferde, und folgten ihm in den Wald. Sie erhoben ein lautes Geſchrei, das weit durch die ſtille Abend-Luft tönte, und unter dem verhallenden Getöſe dieſes barbariſchen Kriegsrufes und dem dröhnenden Hufſchlag ihrer Roſſe,

verschwanden sie in dem dichten Gebüsch, wo sie Jag auf die Flüchtigen machen wollten.

Neuntes Capitel.

Werden war theils von den fliehenden Reiterschaaren mit fortgerissen, theils von dem nachstürmenden Feinde gedrängt, bei jenem ungeordneten Kampfe mitten im Getümmel des Rückzuges, von den Seinigen getrennt worden. Eine Escadron österreichischer Kavallerie brach bald darauf so in die verworrenen flüchtenden Massen ein, daß es kein Heil mehr gab, als welches jeder Einzelne sich zu erkämpfen wußte. Werden sah sich genöthigt, da er mit dem Pferde nicht so gut im Gebüsch fortkommen konnte, seitwärts über offneres Feld zu sprengen; doch hier umschwärmten ihn bald feindliche Reitertrupps von allen Seiten, und er machte sich darauf gefaßt, das traurige Loos der Gefangenschaft zu erfahren. Doch beschloß er das Aeußerste zu versuchen, um sich durch verwegene Vertheidigung oder Flucht

zu retten. Er bedurfte faſt keines Muthes dazu, denn in dieſem Augenblicke war ihm das Leben verhaßt; ein finſtrer Unmuth hatte ſich ſeiner edlen Seele bemächtigt. Die Schlacht, die das Vaterland, das Königshaus retten ſollte, war verloren; noch keine war ſo blutig geweſen, hatte ſo viele Tauſende von Opfern gefordert. Die glänzende Sonne des Sieges, die ſchon über dem Heere leuchtete, hatte ſich plötzlich verfinſtert, und blickte wie ein drohendes Blutauge durch die Gewölke düſtrer Verhängniſſe. Ein zürnender Gott verfolgte den großen König mit ſchwerem unerbittlichem Haß; alle Hoffnungen, die in der Mittagsſonne golden aufgeblüht waren, lagen beim ſinkenden Abendlicht vernichtet: Zu dieſem edlen Schmerz über das Unheil des Ganzen, fügte ſich das niederbeugende Gefühl unwürdiger Flucht und Schmach; er gedachte der getreuen Genoſſen, von denen die übermächtige Gewalt ihn hinweggeriſſen hatte, die vielleicht wähnten er habe ſie ehrlos verlaſſen, als er ſie noch beſchützen konnte. Darüber ſchwoll ihm ſeine Bruſt zürnend empor, und es war ihm lieber unter den Todten gebettet auf dem blutigen Felde zu ruhen, als zu entkommen. Darum ritt er totzig den Einzelnen entgegen, und wagte den Kampf und gewann ſich den Sieg; und wollte ſich eine Bahn brechen, nicht einen verſtohlenen Ausweg furchtſam flüchtend erreichen. Zwei Koſacken eilten ihm entgegen, und riefen ihm drohend

zu ſich zu ergeben. Er ſtreckte den Vorderſten mit dem Piſtol nieder, den Andern traf ſein Säbelhieb daß er vom Roß ſtürzte; zwiſchen Beiden hindurch ſprengte er weiter. Ein öſterreichiſcher Dragoner-Trupp gallopirte an ihn heran; er warf ſich mitten in die Schaar hinein, und hieb ſich durch die Stutzenden, Erſtaunten hindurch. Es erhob die geſunkenen Fittige ſeiner Seele wieder, daß ihm noch eine tapfere That gelang. Doch ſein ſchaumbedecktes Roß ermattete unter ihm. Er erreichte einen Graben; trug ihn der Sprung des Pferdes nicht hinüber, ſo war er der Gefangene der Oeſterreicher. Heftig ſetzte er beide Sporn ein; das edle Roß ſtrengte die letzte Kraft der Sehnen an, und vollbrachte den gewaltigen Sprung. Jenſeit aber ſtürzte es zuſammen, und vermochte nicht mehr ſich zu erheben. Die Verfolger wagten den Sprung gleichfalls, doch ſie erreichten das Ufer nicht und verſanken in dem Schlamm des Grabens. Werden warf einen wehmüthigen Blick auf ſein treues Thier, das ihn in ſo mancher Schlacht getragen, und eilte dann zu Fuß weiter Einen hohen Zaun überkletterte er leicht, und ſah ſich jenſeit faſt in Sicherheit auf einem verlaſſenen, halb zerſtörten Gehöft. Hier wartete er, erſchöpft bis auf den Tod, in die Ecke einer großen Scheuer hingeſtreckt, das einbrechende Dunkel ab. — Eine Stunde mochte er in jenem Zuſtande des halben Wachens und Schlafens gelegen haben, der

sich erzeugt, wenn der Kampf zwischen höchster Aufregung des Geistes und abspannendster Anstrengung des Körpers eintritt. Doch da gestatteten die schweren Sorgen um das Schicksal seines Vaterlandes, um das Loos seiner Freunde ihm keine längere Ruhe. Er beschloß das Gehöft zu verlassen um zu versuchen, ob es ihm während der Nacht gelingen würde, wieder zu der großen Masse des königlichen Heeres zu gelangen. Doch war er durchaus unschlüssig, welchen Weg er zu nehmen hatte; denn auch eine bestimmte Richtung nach Süden oder Westen, wohin der Rückzug des Königs sich gewendet hatte, konnte er nicht einschlagen, da der Himmel völlig von Gewölk bedeckt, und sonst kein Zeichen in der Nähe aufzufinden war, wonach er die Weltgegend hätte bestimmen können. Er ging also nach Gutdünken vorwärts und folgte nur seinem sonst so geübten und gewissermaßen errathenden Ortssinne. Der Weg führte ihn durch eine Niederung über Wiesen und Elsbruch. Mehrere Male mußte er über Gräben springen, und auch ein breiteres Fließ durchwaten; jenseit desselben traf er wieder auf eine Wiese, und bald darnach auf einen Feldweg, dem er zu folgen beschloß. Innerhalb einer Viertelstunde kam er hier über drei kleine Feldbrücken, deren sorgfältiger Bau anzudeuten schien, daß der Weg nach einem größeren Ort führen müsse. Nicht lange darauf sah er ein Licht durch die Nacht schimmern; bald

ein zweites, ein drittes und endlich mehrere; zugleich hörte er Hundegebell, und durfte nun nicht mehr zweifeln, daß er sich in der Nähe eines Dorfes befand. Mit Vorsicht beschloß er näher zu gehen, damit er nicht unvermuthet in die Nähe einer Vedette oder Feldwacht gerathen möchte, bevor er abzulauschen versucht hätte, zu welchem Heere sie gehöre. Unvermuthet aber ging der Feldweg, dem er folgte, eine kleine Anhöhe hinauf, und als er oben stand, sah er zu seinem Erstaunen die Oder vor sich, und diesseit und jenseit derselben so viele Lichtpunkte, daß er nicht zweifeln konnte, er sei in der Nähe von Frankfurt, und stehe auf dem Oderdamme. Als er noch zweifelnd umherblickte, hörte er etwas rauschen, und sah dicht am Ufer einen kleinen Nachen, welchen ein Schiffer den Strom hinaufruderte.

„He, Freund!" rief er diesen halblaut an, „ist das dort drüben Frankfurt?"

„Ja wohl mein Herr," antwortete der Fährmann und ließ das Ruder einen Augenblick müßig.

„Kannst Du mir sagen" fragte Werden weiter, „ob die Stadt von den Preußen oder Russen besetzt ist?"

„Von den Preußen," erwiederte der Schiffer; „sie sind heut Nachmittag unter dem General Wunsch eingerückt, davon bin ich selbst Zeuge gewesen. Wollt Ihr hinüber mein Herr, so setzt Euch hier ein, denn ich

rudre so eben zurück. Der Weg über die Brücke ist weit um."

Wie Trost des Himmels klangen Werden diese Worte; er sagte freudig ja, und stieg in den Nachen. In wenigen Minuten hatte er das jenseitige Ufer erreicht, und befand sich am Ausgang einer Gasse die auf die Oder auslief. Der Schiffer wies ihn zurecht, wie er nach dem Quartier des Generals in der Odergasse kommen könne, und nahm dann herzlichen Abschied von ihm. Werden war auch durch den Umstand innerlich glücklich, daß die Preußen Frankfurt, welches am Tage zuvor noch in den Händen der Russen gewesen war, besetzt hielten, denn er schloß daraus, daß noch nicht alle Vortheile auf Seiten des Feindes seien, sondern an diesem Ufer der Oder noch ungeschwächte Truppenkorps standen, mit denen sich binnen Kurzem der Kampf vielleicht vortheilhaft erneuern lasse. In der Erwartung unverzüglich auf preußische Soldaten zu stoßen, ging er vorwärts. Da hörte er plötzlich Trommeln; der Schall kam aus einer Gasse, um deren Ecke er so eben bog. Ein Regiment, dessen Front grade die Breite der Straße einnahm, marschirte im entgegen. Eben kam der vorderste Zug in den Lichtkreis einer Straßenlaterne; da erkannte er voll Schrecken und Erstaunen, daß es Russen waren. Er wollte seinen Augen nicht trauen; aber noch bevor er sich besinnen konnte, was er zu thun

habe, hörte er hinter sich Pferde, blickte um und sah einen Trupp Kosacken, der die Gasse von der andern Seite herabkam. So hatte er den Feind vor und hinter sich; an ein Entweichen war nicht mehr zu denken, und an seiner Uniform mußte man ihn im Augenblick erkennen. Er versuchte daher in's nächste Haus zu springen, allein die Thür war verschlossen; hastig eilte er nach dem Nachbarhause, drückte die Klinke rasch auf, und drängte mit voller Gewalt gegen die kleine Mittelpforte des Thorweges; auch sie war verschlossen, aber nur durch ein Springschloß; daher gab sie dem heftigen Stoß nach, und Werden stand in der dunklen Hausflur. Schnell warf er die Pforte wieder hinter sich zu, und schob den großen Riegel, der sich an derselben befand, vor. So war er für den Augenblick gerettet, konnte aber freilich nicht wissen, ob sich nicht schon Russen im Hause befänden. Vorsichtig fühlte er sich im Dunkeln die Wand entlang, und dann eine Treppe hinauf. Er gerieth an eine Thür, diese öffnete er, und entdeckte darauf Licht, welches durch die schmalen Spalten einer zweiten Thür schimmerte. Auch diese öffnete er, doch leise mit äußerster Vorsicht, damit ihm Zeit bliebe, sich zurück zu ziehen wenn etwa russische Soldaten in dem Gemach wären, doch plötzlich stand er wie gefesselt vor dem Anblick, der sich ihm darbot. Ein junges Mädchen von sanfter lieblicher Schönheit saß hinter einem

Tische am Fenster und las. Sie hatte die Stirn schwermüthig in die Hand gestützt, und die braunen Locken wallten schattig an dem weißen Arm hinab. Das Antlitz war sanft gesenkt, so daß man von dem Auge nichts gewahr wurde, doch blieb die holde Lieblichkeit der Wangen, und der rosige Mund sichtbar. Werden hielt das Auge unverwandt auf die holde unvermuthete Erscheinung gerichtet; er wagte sich nicht zu regen, keinen Athemzug zu thun, damit ihm das liebliche Bild nicht wieder entschwinden möchte. Da erhob das schöne Mädchen langsam das Haupt, und zeigte ein großes dunkelblaues Auge, dessen Blick sich schwermüthig gen Himmel aufschlug, während ein tiefer Seufzer ihre Brust hob. Im Lichtschimmer, der jetzt auf das schöne Augenpaar fiel, sah Werden es feucht in Thränen schwimmen, deren goldener Glanz wie zwei zitternde Sterne zu ihm herüber strahlte. War es das Unvermuthete des Anblicks nach dem langen, im wüsten Getümmel des Kampfes verlebten Tage, oder der Wechsel von dem Gefühl erschreckter Flucht, zu dem einer so holden Rettung, oder endlich die Gewalt der trauernden Schönheit an sich, die den jungen Krieger so mächtig ergriff; allein er empfand, daß das Herz in seiner Brust auf eine Weise bebe und schlage, wie es die ahnungsvollen Donner einer beginnenden Schlacht ihn noch nicht gelehrt hatten.

Ein zufälliges Geräusch bewirkte, daß das junge Mädchen leicht zusammenschreckte und den Blick nach der Thür richtete. Da sie Werdens im Halbdunkel dastehende Gestalt erblickte, überflog ein Gemisch von Staunen und Aengstlichkeit ihre Züge, und sie fragte halblaut: „Ist Jemand da?"

„Vergeben Sie mir mein kühnes Eindringen," antwortete Werden, „die Noth und der Zufall führten mich hieher."

„Mein Gott, und wer sind Sie?" fragte das junge Mädchen befremdet und noch immer ein wenig ängstlich.

„Ich bin preußischer Offizier," erwiederte Werden, „aus der leider verlorenen Schlacht versprengt, gelang es mir, mich bis hieher zu flüchten; ich wähnte die Stadt von Preußen besetzt, aber so eben stieß ich auf Russen. —" Hier unterbrach ihn das junge Mädchen, die bisher von den heftigsten Gefühlen der Angst erschüttert zu sein schien, mit dem Ausruf: „Was sagen Sie! Die Schlacht ist verloren? — Russen besetzen diese Stadt? Großer Gott, seit heut wähnten wir uns von ihnen befreit. Erst diesen Augenblick kann —"

Ein donnerndes Pochen am Thor des Hauses unterbrach ihre Worte. Es war als ob Kolbenstöße gegen den Thorweg geschähen; dergleichen Getümmel konnte nur durch feindliche Truppen verursacht werden. Wer-

den sah sich daher betroffen um, und das schöne Mädchen erblaßte und rief: „Gott im Himmel, da sind sie schon!“

Man hörte den Riegel zurückschieben, die Thür öffnen; und verworrene Tritte und Stimmen drangen näher.

„Heiliger Gott!“ rief das junge Mädchen verzweifelnd aus und rang die Hände, „es ist zu spät Sie zu retten, dieses Gemach hat keinen andern Ausgang. Doch halt,“ rief sie plötzlich, und ein Anflug der Freude wurde in ihrem Auge sichtbar. „Treten Sie hier hinein, Gott wird es gelingen lassen.“ Dabei drehte sie rasch den kleinen Schlüssel eines Tapetenschranks um, ließ Werden hineintreten, schloß hinter ihm ab, nahm den Schlüssel zu sich, eilte dann nach der Thür, drückte dieselbe schnell aber leise in's Schloß, und setzte sich wieder lesend, als sei nichts vorgefallen, an den Tisch. Kaum hatte sie indessen ihren Platz wieder gewonnen, als die Thür ungestüm aufgerissen wurde, und mehrere russische Offiziere und Soldaten eindrangen. Werden konnte durch die Spalten seines Verstecks fast das ganze Zimmer übersehen, und hörte jedes Wort das gesprochen wurde. Einer der Offiziere wandte sich in französischer Sprache zu dem jungen Mädchen, und wollte wissen, ob nicht ein preußischer Offizier hier in's Haus geflüchtet sei; sie erwiederte ihm in derselben Sprache, die sie

gewandt redete, mit einem Schein der Unbefangenheit, worüber Werden erstaunte, daß sie eben erst durch das Eindringen der Krieger in ihrer Einsamkeit unterbrochen worden sei. Zugleich forderte sie den Offizier auf, ihr den Schutz zu gewähren, den ein junges Mädchen von einem edlen und gebildeten Manne fordern dürfe. Der Offizier, sichtlich durch ihre Anmuth gewonnen, erwiederte, sie habe nichts zu befürchten. Hierauf erkundigte er sich nach den Verhältnissen des Hauses, und erhielt die Antwort: „Ich bin fremd hier, erst seit wenigen Tagen befinde ich mich mit meinem Pflegevater zum Besuch hieselbst, und kann ihnen daher keine Auskunft geben. Doch bin ich bereit, Sie zu unserm Wirth hinabzuführen."

Mit diesen Worten ergriff sie eines der auf dem Tisch stehenden Lichter, und leuchtete dem Offizier voran zum Zimmer hinaus; alle übrigen folgten; von außen hörte Werden die Thür abschließen.

Unbeschreibliche Gedanken und Gefühle wogten in seiner Brust auf und nieder, während er sich in diesem engen dunklen Versteck befand, in welchen nur ein matter Strahl des zurück gebliebenen Lichtes durch die Spalte hineinschimmerte. Wohl eine halbe Stunde mochte er harrend zugebracht haben; da hörte er den Schlüssel wieder am Schloß der Zimmerthür, seine Retterin schwebte

herein, öffnete sein Versteck, und stand in schüchterner Anmuth vor ihm.

„Erst jetzt konnte ich Sie erlösen," sprach sie schnell und leise, „aber noch müssen Sie Gefangener hier auf diesem Zimmer bleiben, denn um kein Aufsehen zu erregen, muß ich augenblicklich wieder hinunter. Verzeihen Sie nur, daß ich mir erlaube, Ihnen hier eine kleine Erquickung zu bringen, aber ich dachte mir, sie würde Ihnen nothwendig sein, denn ich weiß jetzt durch die Feinde selbst, wie fürchterlich die blutige Arbeit der Schlacht war." Mit diesen Worten setzte sie, hold erröthend, ein Körbchen, das sie am Arm trug, auf den Tisch. Werden ergriff mit einem unbeschreiblichen Gefühl ihre Hand, und drückte sie an die Lippen. „Ich bitte Sie um Alles in der Welt," sprach er, „setzen Sie sich keiner Gefahr aus um meinetwillen; kann es denn nicht anders sein, so ergebe ich mich in das für den Soldaten freilich härteste Loos, Kriegsgefangener zu sein."

„Nimmermehr!" rief das junge Mädchen, „ich bin eine Preussin, und es wird mein höchster Stolz sein, dem Vaterlande einen Krieger gerettet zu haben. Doch jetzt vergeben Sie mir, aber ich muß eiligst wieder fort, damit man nicht auf meine Spur kommt; ich werde beide Thüren, die dieses Zimmers und des Vorzimmers verschließen, damit Sie Zeit behalten, Sich in

Ihren Versteck zu retten, wenn Sie jemand kommen hören. Von diesem lasse ich Ihnen den Schlüssel hier." Hierbei übergab sie ihm den kleinen Schlüssel des Wandschrankes und wollte eiligst hinweg. Werden ergriff sie bei der Hand und rief: „Edles, schönes Wesen, wie soll ich Ihnen danken!" Doch sie entzog sich ihm mit einer raschen Wendung und verschwand mit flüchtigen, kaum hörbaren Schritten.

Zehntes Capitel.

In so vielfacher Weise die innere Welt der Gefühle in Werdens Brust aufgeregt war, so hatten doch auch die äußerlichen Gesetze des Daseins sich in ihrer vollen Unerbittlichkeit geltend gemacht. Ein, in der glühendsten Hitze des August's unter der Arbeit der Schlacht zugebrachter Tag, mußte die Kräfte des stärksten Körpers gewaltig anspannen; Durst und Hunger waren im natürlichen Gefolge solcher Anstrengungen. Und jetzo, beim Anblick von Speise und Trank, durch die

Hände des holdesten Mädchens gereicht, erwachte beides in verdoppelter Stärke bei dem gesunden, kräftig blühenden Manne. Wie Lebensbalsam benetzte der Wein seine trockenen Lippen, und goß neue Stärkung durch seine Adern; auch auf den Geist übte er unwiderstehlichen Einfluß, und gab dem Niedergeschlagenen neu ermuthigte Hoffnungen zurück. Aber auch eine süße Wehmuth bemächtigte sich seiner. Das holde Bild seiner Retterin wich nicht aus seiner Seele. „Ja," sprach er zu sich selbst, „diese liebliche Erscheinung soll mir ein Zeichen sein, daß der Himmel mit seinem freundlichen Blau die düsteren Gewölke, die jetzt mein Leben verhüllen, wieder durchbrechen werde. Wie wunderbar hat das Geschick mich bisher geführt, wie oft hat es mir aus tiefster Bekümmerniß die Blüthe der Freude und des Glücks erwachsen lassen! Und sollte ich jetzt keinen Glauben haben, wenn es mich eben durch den tobenden Sturm der Schlacht auf den brausend gehobenen Wogen des Kampfes an ein sicheres Ufer getrieben hat, wo mich der holdseligste Gruß empfängt?" — Werden kannte die Liebe noch nicht; seine in ernsten Schicksalen gestählte Brust war dem heiligen Strahl bisher verschlossen geblieben. Wohl manche anmuthige Erscheinung hatte ihm lieblich entgegengelächelt, sein Verlangen geweckt, seine Wünsche gereizt; aber nur flüchtig wie das fliegende Licht zwischen Wolkenschatten,

ſtreifte dieſer milde Glanz an ſeiner Bruſt dahin. Bis in die innerſten Tiefen hatte ihn das ſüße Geheimniß noch nicht durchzittert. Aber jetzt, wo ihm die lieblichſte Geſtalt aus dem Gewölk der Schlacht, aus dem nächtlichen Dunkel eines unheilſchweren Schickſals als Engel der Rettung entgegen trat, jetzt empfand er es plötzlich, daß in ſeiner Bruſt der goldene Schatz eines Glückes verborgen liege, den er nicht gekannt, von dem er kaum bisweilen ahnend geträumt, den er aber jetzo heben mußte, wenn er nicht in ewiger Sehnſucht danach alle Freuden, alle Hoffnungen ſeines Lebens erblaſſen, und in die dunkle Tiefe, wo ihm das höchſte Kleinod verſchwand, nachſinken ſehen wollte.

Er ging in banger Erwartung, daß die Holde wiederkehren werde, im Gemach auf und nieder. Da fiel ſein Blick auf das Buch, in welchem ſie geleſen hatte. Ihr erſtes Bild, wie er ſie ſchmerzlich, in ſich ſelbſt verſenkt, einer Betenden gleich, das feuchte Auge emporgehoben ſah, ſtand wieder vor ihm. Es war ihm, als müſſe er in ihrer Seele leſen wenn er in demſelben Buche leſe, was ſie ſo tief bewegt zu haben ſchien. Mit einem ahnungsvollen Schauer ergriff er daſſelbe; nach dem ſchwarzen mit Gold verzierten Einbande, ſchien es ihm ein Gebetbuch zu ſein. Er ſchlug den Titel auf und las: „Der Meſſias, ein Gedicht von Klopſtock.“ Zugleich aber fiel ſein Blick auf einige durch-

schimmernde geschriebene Worte, die auf dem weißen Blatt vor dem Titel standen; mit einem freudigen Erschrecken durchzuckte ihn plötzlich der Gedanke, daß er hier den Namen der schönen Unbekannten finden werde. Hastig schlug er daher das Blatt um, und laß mit erbleichendem Erstarren die Worte:

„Seiner geliebten Pflegetochter Anna Werdenberg, zu ihrem achtzehnten Geburtstage, ihr treuer Vater Karl Heimfried."

„Allmächtiger Gott! Meine Schwester!" rief er unwillkührlich aus, und sank erschöpft und wie zerschmettert von dem plötzlichen Schlage, wo Freude und Schmerz gleich zwei elektrischen Funken, in dem nämlichen Augenblick seine Brust trafen, in den Sessel nieder. „Also meine Schwester!" rief er aus, „deren Spur ich verloren glaubte, die ich im fernen Rußland wähnte mit ihrer treulosen verführten Mutter, also meine blondlockige kleine Anna ist meine Retterin! O gütiger Vater im Himmel, muß es denn also sein, daß so wie ein Glück uns seine Blüthen öffnet, ein schöneres sogleich welkend sinkt!" Schmerz und Wehmuth, weiche Rührung und die Jugenderinnerung der Liebe zur kleinen Schwester, bedrängten sein Herz zugleich. Da fiel es ihm plötzlich ein: könnte es denn nicht eine andere sein? Und hastig nahm er das Buch wieder, und blickte nach dem Datum der geschriebenen Worte: „am 12ten August 1758"

las er und erblaßte auf's Neue. „Ja, ja sie ist es selbst," rief er aus; der zwölfte August war ihr Geburtstag und — wie — mein Gott, das ist ja heut, heut hat sie das neunzehnte Jahr erreicht, also war dieser furchtbare Schlachttag ihre Geburtstagsfeier! — — O du holdes, holdes Wesen," setzte er weich hinzu, „möge Dir der Himmel künftig friedlichere Feste verleihen! Möge alles Glück Deinen Pfad umblühen, mein ganzes Bruderherz soll Dir gehören und nur Wünsche für Dich hegen!"

Er ging, in tiefes Sinnen verloren, auf und nieder im Gemach, und hörte es nicht, daß verworrene Stimmen und Tritte, Gerassel von Pferden und Waffen, im Hause und Hofe laut wurden. „Und wer ist dieser Heimfried, der sich ihren Pflegevater nennt?" fragte er vor sich hin, und betrachtete die geschriebenen Worte noch einmal. „Sollte es jener unwürdige Buhle meiner Stiefmutter sein? Nimmermehr! Aus seiner Hand konnte ein solches Geschenk nicht kommen!" — Er versank wieder in unruhiges Nachsinnen.

„Das also war Deine Geburtstagsfeier, arme Schwester," begann er nach einiger Zeit von neuem, indem er sich auf den Stuhl setzte wo sie gesessen hatte, und unwillkührlich gleich ihr das Haupt in die Hand stützte und die feuchten Blicke auf das Buch heftete, — „das also war Deine Geburtstagsfeier! Du saßest in Thrä-

nen und laſeſt, und Deine Seele betete voll heiliger Wehmuth! Biſt Du denn unglücklich? Schön und edel biſt Du gewiß," ſetzte er, ſich tröſtend, hinzu, „das haben mich die wenigen Sekunden gelehrt, wo ich Dich unerkannt und unerkennend kannte! Ich will auch ſo dem Himmel dankbar ſein! Zwar hatte ich mir ein anderes ſüßeres Glück geträumt — es war eben ein Traum! Biſt Du denn nicht Mannes genug, Werdenberg, beim Erwachen einem ſchönen fliehenden Traumgeſicht lächelnd nachzurufen: Fahre wohl? Und zumal wenn auch die Wirklichkeit dir eine ſo holde Hand darreicht!"

Doch was er ſich auch ſagen, wie er ſein wallendes Herz beſchwichtigen mochte, er fühlte es tief ſchmerzlich zerriſſen, und ſein Schmerz wuchs, je mehr er ihn als ein thörigtes Wahngebild verſcheuchen wollte. Indeſſen hatte das Getümmel in Hof und Haus zugenommen, ſo daß es auch Werdenberg auffiel. Behutſam ſah er zum Fenſter hinaus, und fand daß im Hofe viele Pferde ſtanden, und ein unruhiges Treiben von Leuten Statt fand, die er im Halbdunkel der Sommernacht für Koſacken halten mußte. Lauſchend legte er das Ohr gegen die Thür; plötzlich drang ein Getöſe lauter Stimmen in ſein Ohr. Es ſchienen ſtreitende oder hadernde Männer zu ſein; dazwiſchen aber vernahm er auch einzelne weibliche Laute. Jetzt hörte er ganz deutlich den

Angstruf einer weiblichen Stimme, und gleich darauf übertäubendes Rufen von Männern. Im Hofe erschallte der Befehl zum Aufsitzen; alles schwang sich auf und drängte gegen das Hausthor hin. Im Getöse der Pferde, Waffen, Ausrufungen, in dem durch die Hausflur dröhnenden Hufschläge, ging jeder andere Laut verloren. Werdenberg horchte mit einer unbeschreiblichen Spannung der Angst, allein es war ihm unmöglich auch nur irgend eine Vermuthung über die Vorfälle im Hause zu gewinnen. Nur so viel hörte er, daß die Russen, wenigstens die Kosacken dasselbe verließen. Amählig wurde es stiller, und endlich war das Haus wie ausgestorben. Werdenberg hoffte nun in jedem Augenblick daß seine Schwester zurückkehren werde, doch Minute an Minute verging, ohne daß sich Jemand zeigte. Jetzt bemeisterte sich eine unerklärliche Angst seiner Seele. Er versuchte die Thür des Zimmers zu öffnen, allein das starke Schloß widerstand seiner Kraft. Er hätte es lärmend sprengen müssen, und davon hielt ihn wieder der Gedanke ab, daß doch wohl noch Feinde im Hause sein könnten, und er nicht nur sein eigenes, sondern auch das Loos seiner Schwester auf's Spiel setzen würde, wenn man entdeckte, daß sie einen feindlichen Offizier in ihrem Zimmer verborgen gehalten hatte. So wartete er in tödtlichster Unruhe abermals eine Viertelstunde, in der sich kein Laut vernehmen ließ, als der

ferne dumpfe Anruf der Wachtposten und Patrouillen auf den Gassen der Stadt. Jetzt vermochte er es nicht länger zu ertragen; er beschloß den Versuch zu machen, aus dem Fenster in den Hof zu steigen, und dann mit Behutsamkeit im Hause nachzuforschen. Weil es ihm aber doch leicht möglich schien, daß er in die Gefangenschaft der Russen geriethe, bevor er seine Schwester gefunden oder gesprochen hätte, so setzte er sich zuvor an ihrem Tische nieder, und schrieb ihr folgenden Brief:

Meine geliebte Schwester Anna!

Erinnerst Du Dich wohl aus den Jahren Deiner frühesten Kindheit, daß Du einen wilden, trotzigen aber treuen Bruder Ernst hattest, der nach dem Tode des Vaters halb aus Furcht, halb aus Haß gegen die Stiefmutter entfloh? In derselben Nacht brannte unser Haus nieder, und der Entflohene galt für den Brandstifter. Aber bei dem allmächtigen Gott, Anna, heut, nach zwölf Jahren betheure ich Dir, daß ich unschuldig war, und wenn man Dich seit jener Zeit Deinen verruchten Bruder hassen gelehrt hat, so nimm den Haß zurück und vergilt ihm nun mit doppelter Schwesterliebe. Aber Du hast ihm vergolten; Du warst heute, ohne es zu wissen, seine Retterin, und ich erkannte es zu spät, erst als ich Deinen Namen und Geburtstag in diesem Buche eingeschrieben sah. An Deinem Ge-

burtstage haben wir uns wieder gefunden; vielleicht reißt uns dieser selbe Tag wieder auseinander! Dann aber wollen wir einander suchen, Anna, und wir werden uns finden. Sollte ich in die Hand des Feindes gerathen, so wird man dennoch einen gefangenen Offizier wieder auswechseln; gelingt es mir zu den Meinen zu gelangen, so richte Deine Zeilen an den Hauptmann Werden, denn so nannte ich mich seit ein fürchterlicher Verdacht meinen redlichen Namen befleckte. Anna, seit jener Herbstnacht vor zwölf Jahren, wo ich Dich zum letzten Male küßte, als Du ein liebliches blondlockiges Kind schlummernd in Deinem Bettchen lagest, habe ich Dich nicht gesehen, und alle meine Nachforschungen nach Dir waren vergebens. Heut führten uns die wunderbarsten Wege Gottes zusammen; das soll uns ein Zeichen sein, daß des Himmels Walten über uns ist, und uns einander in die Arme führen wird, auch wenn es uns jetzt noch einmal schmerzlich trennt.

Dein getreuer Bruder

Ernst Werdenberg.

Er faltete den Brief zusammen, überschrieb ihn an seine Schwester, und legte ihn auf den Messias von Klopstock; dann rückte er den Tisch vom Fenster weg, und versuchte nun, ob er in den Hof hinabkommen könne. Es schien ihm ganz leicht, denn die Höhe war

nicht beträchtlich, und eine Pappel ſtand ſo nahe am Fenſter, daß er ſie ſpringend abreichen konnte. So ſchwang er ſich denn auf die Brüſtung und von da in die Zweige des Baumes; zwar zerritzte er ſich Hände und Geſicht ein wenig, doch faßte er glücklich einen ſtarken Zweig und gleitete nun am Stamm hinunter.

Es blieb alles ſtill im Hofe; er trat in die Hausflur, kein Laut regte ſich; behutſam öffnete er das Thor nach der Straße, wo er die Thür nur angelehnt fand, und blickte hinaus. Doch zog er ſich raſch wieder zurück, denn dicht neben dem Hauſe ſtand eine ruſſiſche Schildwacht, und vom Markte her, wo ein Bivouak aufgeſchlagen war, glänzte der Schein großer Wachtfeuer ſo hell herüber, daß Niemand ſich im Dunkeln durchzuſchleichen vermocht hätte. Faſt überzeugt, daß von feindlichen Soldaten Niemand mehr im Hauſe ſei, ſuchte er ſich gegen einen plötzlichen Ueberfall dadurch zu decken, daß er das Thor von innen verriegelte. Jetzt forſchte er im Hauſe nach, ob er keinen von den Bewohnern auffinden möchte. Im unteren Geſchoß ſtanden die Thüren offen, und die Zimmer, in welche von außen her das flackernde Licht der Wachtfeuer ſchimmerte, waren leer; und doch erinnerte er ſich ganz deutlich gehört zu haben, wie Anna zu den Offizieren ſagte, ſie wolle ſie hinab zum Wirth führen. Im Umhergehen trat er auf etwas Weiches, und zugleich hörte er

ein Geräusch, wie wenn eine Schale unter seinem Fuß zerbräche. Er bückte sich, und faßte ein seidenes Tuch, unter welchem ein Kamm gelegen hatte. Als er beide am Fenster gegen das Licht hielt, erkannte er das Tuch für eines, was er um den Hals seiner Schwester geknüpft gesehen hatte, und auch der Kamm schien ihm derselbe den sie getragen, obgleich er dies nicht mit Bestimmtheit zu behaupten wagte. Dieser Umstand, verbunden mit den verlassenen Zimmern, und der Erinnerung an die seltsame Vermischung weiblicher Stimmen mit denen der Männer, das nicht Wiederkehren der Schwester in ihr Gemach, alles zusammen erfüllte ihn mit den fürchterlichsten Vermuthungen. Er stand einige Augenblicke wie betäubt, und dann packte ihn wieder eine ingrimmige Wuth. „Nein, nein!“ rief er endlich sich selbst tröstend und die Hände gefalten zum Himmel erhebend, aus, „nein so höhnisch grausam kannst Du nicht mit uns spielen, allmächtiger Lenker des Schicksals! Ich will nicht verzweifeln, ich darf es nicht; Du wirst Licht in dieses fürchterliche Dunkel werfen. Ich will Dir vertrauen, ich muß es oder ich bin vernichtet.“

Noch einmal eilte er hastig die kleine Treppe hinauf, die zum Gemach seiner Schwester führte. Auch von Außen steckte kein Schlüssel in der Thür. Ein anderer Eingang zu Zimmern, die nach vorn hinaus

gingen, war offen, doch waren auch diese leer, und weitere bewohnbare Räume bot das kleine Haus nicht dar.

Er sah nun wohl daß es verlassen war, daß die Bewohner von den Kosacken, sei es als Geißel, sei es aus Habsucht oder vielleicht noch zu anderen schrecklicheren Zwecken, die er sich nur bebend vorzustellen wagte, hinweggeführt waren. Ein düsteres Brüten und Sinnen bemächtigte sich seiner Seele; er war von Schmerz und Angst wie betäubt; so handelte er denn mehr nach einem dunklen unwillkührlichen Triebe, als nach Ueberlegung, da er durch den Hof, der an die Oder stieß, hinaus ging und am Ufer entlang einen Weg aus der Stadt suchte. Es gab nur noch ein Gefühl, für das er zu leben und zu handeln Beruf fühlte, die kriegerische Ehre. An den Pflichten, die das Vaterland ihm gebot, hielt er sich in diesem Sturm der Gefühle, der ihn in das wüste Meer der Verzweiflung hinausgetrieben haben würde, wie an einem sicheren Anker fest. Und für die Zwecke, die damit zusammenhingen, kehrte ihm allmählig Bewußtsein und Klarheit des Handelns zurück. So gelang es ihm denn, eine ganze Strecke am Flusse hinabzukommen, ohne von den aufgestellten russischen Schildwachen angehalten zu werden. Er war so glücklich einen Nachen zu finden, der am Ufer angekettet lag; nach einem leichten Versuch zog er den Pfahl, um welchen die Kette

geschlungen war, heraus. Bei dem niedrigen Wasserstande der Oder glaubte er damit das Fahrzeug für seine Absicht hinlänglich steuern zu können, da es ihm nur darum zu thun war, bis auf eine Strecke vor die Stadt hinaus zu kommen, deren Ausgänge er für wohlbesetzt halten mußte. So ließ er sich denn leise den Strom hinabtreiben, und gab dem Nachen nur so viel Nachhülfe, daß er sich nicht zu rasch wieder ans Ufer legte. Als er allmählig die Häuser mit ihren hie und da erleuchteten Fenstern verschwinden sah, und auch das Anrufen der russischen Runden immer mehr in der Ferne verhallte, näherte er sich dem Ufer wieder. Er war unschlüssig, ob er am linken oder rechten den Landungsversuch machen sollte, beschloß aber endlich das erste zu wählen, indem er voraussetzen durfte, daß, wenn gleich der König sich mit seinen gesammelten Truppen noch auf der anderen Seite befand, er doch gewiß in der Nacht oder am nächsten Morgen über die Oder zurückgehen und sein altes Lager bei Boßen beziehen werde. Auch war zu fürchten, daß mehr Russen und Oesterreicher am Rechten, als am linken Ufer des Stromes schwärmen würden. An einer buschbewachsenen Stelle schien ihm der Landungspunkt günstig; er legte an und sprang aus dem Nachen; doch konnte er sich der Rettung nicht erfreuen, sondern seine Seele wünschte sich eine erneuerte Schlacht. „Ach, armer Holm," dachte

er, „dieſen Morgen wähnte ich treues Mitgefühl für Dich zu haben, als die Unglücksnachricht Dich traf; aber jetzt verſtehe ich Dich erſt ganz mit Deinem Schmerz! Wer hätte geglaubt daß ich, der ich ſeit zwölf Jahren die Wehmuth um eine verlorne Schweſter in mir trage, erſt heut fühlen lernen ſollte, was es heißt, ein ſo holdes Weſen verlieren! Ach, und werde ich denn glücklich ſein?" dachte er weiter, „wenn ich ſie wieder finde? Es war etwas andres als Schweſterliebe, das in mir erwachte als ich das liebliche Mädchen zuerſt erblickte! — Warum muß denn eben ſie meine Schweſter ſein! — — Sei kein Thor und Träumer Werdenberg! Das überlaſſe denen, die vom Leben überhaupt nur geträumt haben, und lauter ſchöne Nebelbilder ſehn, ſtatt der rauhen Wirklichkeit. Du biſt auf dem feſten Boden der That aufgewachſen; du wirſt ergreifen was vorhanden iſt, nicht nach leeren Luftgebilden vergeblich deine Arme ausſtrecken. Sie iſt deine Schweſter, und ſo wirſt du ſie als Schweſter lieben, wenn gleich du ſie eine Minute lang mit andern Augen erblickteſt! Ach es war eine ſchöne Minute! Fort damit, es war ein Traumbild, und das darf Dich nicht wie ein Irrlicht von dem rechten Pfade der Wirklichkeit verlocken."

Eilftes Capitel.

So dachte er; und dennoch blieb ein anderes Gefühl in seiner Seele zurück, ein Gefühl der Wehmuth, das stärker war als selbst das der Besorgniß um das Schicksal der Schwester; wenigstens wollte eins vor dem andern nicht weichen, denn beide rangen wechselnd und mit gleicher Kraft um die Herrschaft in seiner Seele.

Sein eigenes Loos war ihm hierbei gleichgültiger geworden, doch die kriegerische Gewohnheit hatte ihm das richtige Benehmen in solchen Lagen, wie die seinige war, zur andern Natur gemacht. Sein Schritt war leise, sein Ohr horchte aufmerksam voraus, sein Auge spähte mit der Schärfe des Falken in die Nacht hinaus, und heftete sich auf die undeutlichen Umrisse jedes Busches oder Baumstammes, der einen Menschen verbergen, oder für einen gehalten werden konnte. Jetzt schlich er sich durch eine Wiese, auf der hier und da zerstreute Elsbüsche standen. Plötzlich stand er lauschend still, denn auf etwa dreißig Schritt vor sich, sah er et-

etwas Schwarzes, das entweder ein einzelner abgestorbener Weidenstamm ohne Laub, oder ein Mensch sein mußte. Er blickte forschend hin, ob sich die Gestalt bewege; es ließ sich nichts entdecken. Vorsichtig ging er einige Schritte näher; die Gestalt schien sich zu regen, doch wußte er nicht ob es nicht die Täuschung war, die seine eigene Bewegung hervorbrachte. Abermals stand er still, mit zurückgehaltenem Athem. Da sah er über dem schwarzen Stumpf weg die hellen Strahlen eines Sternes zittern, und diese allmählig aber doch viel zu rasch sichtbar werden und aufsteigen. Jetzt war es unfehlbar, er hatte ein lebendiges Wesen vor sich, daß vor ihm etwa so auf der Huth zu sein schien, als er es selbst war. Die Gestalt wurde kleiner und kleiner, als sänke sie in die Erde. Werdenberg blieb unbeweglich stehn um zu beobachten, doch da er die Umrisse jetzt nicht mehr auf dem helleren Himmelsgrunde wahrnehmen konnte, sahe er nur das unterschiedlose Dunkel des Bodens vor sich. Einige Augenblicke war er unentschlossen was er thun sollte; doch da er ziemlich sicher war, nur einen Gegner vor sich zu haben, der sich vor ihm eben so und noch mehr scheute, als er vor diesem, so beschloß er raschen Schrittes auf ihn zuzugehn und ihn anzurufen.

Er zog den Säbel, ging vorwärts und rief, als er etwas Dunkles auf den Boden gekauert sah: „Wer da? Gebt Antwort! Wer Da!“

„Sogleich schoß die Gestalt in die Höhe, und eine tiefe Stimme fragte: „Was ist Eure Parole? Holla! Wie heißt Euer Feldgeschrei!"

„Mein Feldgeschrei heißt: „Es lebe der König von Preußen!" erwiederte Werdenberg, und wer es nicht nachruft, dem giebt mein Säbel die Antwort!"

Aber er hatte kaum die Worte ausgesprochen, als der Unbekannte vor ihm wie jauchzend ausrief: „Viktoria! Viktoria! „Herr Hauptmann, Sie sind es!" Und in demselben Augenblick fühlte er sich auch schon von zwei kräftigen Armen umschlungen, und eine bärtige Lippe bedeckte ihm das Angesicht mit stürmischen Küssen. Es war Opitz, der redliche Soldat, das treuste Herz, dessen Liebe durch alle Schranken der Ehrfurcht und Subordination brach, als er den verloren geglaubten Hauptmann so unvermuthet wieder fand.

„Opitz! Du bist es! Du lebst? rief Werdenberg gleich erstaunt und gerührt. „Wie kommst Du hieher? Bist Du allein? Wo sind unsere Kameraden?"

Die Fragen überstürzten einander, bevor Opitz, der vor Freude nicht Worte finden konnte, eine Antwort gab. Endlich aber machte er sich Luft durch einen tiefen Athemzug und antwortete dann: „Junker Holm, Vulpius und ich, haben Kameradschaft gemacht. Die Kosacken hätten uns bald erwischt, aber wir flüchteten

in einen Elsbusch wo ihre Pferde im Morast stecken blieben. Als die Nacht anbrach, schlichen wir weiter; die Oesterreicher schwärmten aber stark über das Feld hin. So konnte uns denn nichts Glücklicheres begegnen, als die Oder zu erreichen und einen ehrlichen Kerl von Fischer zu treffen der uns übersetzte. Aber mein Herr Hauptmann, nun war der Proviant zu Ende, das heißt die Kräfte. Junker Holm ist verwundet, und konnte vor Mattigkeit nicht weiter, Vulpius ist auch schon ein Rad wo die Speichen lose geworden sind, und weder im Kranz noch in der Nabe mehr halten wollen, ich war der Einzige, der sich noch ein wenig gehalten hat."

„Aber wo sind Holm und Vulpius?" fragte Werdenberg hastig.

„Sie stecken dreihundert Schritt von hier in einem Heuschober und schlafen vermuthlich wie die Ratzen," antwortete Opitz. „Ich bin nur ein wenig patrouilliren und recognosciren gegangen, um zu wissen wo wir hinaus sollen. Wir möchten gern nach Frankfurt hinein, wenn der General Wunsch noch in der Stadt ist."

„Dort stehn die Russen," unterbrach Werdenberg, „ich komme eben daher. Wir müssen einen andern Weg nehmen, entweder nach Reitwein oder Boßen zu."

„Ja, wenn dort hinaus nicht die verfluchten Kosacken so stark schwärmten;" erwiederte Opitz, „da wäre

mir das Recognosciren aber beinahe schlecht bekommen."

„Wagen und gewinnen! heißt es hier," antwortete Werden, „so thun wir am besten uns abwärts von der Oder zu ziehn, um vielleicht auf das Corps des General Wunsch zu stoßen. Laß uns jetzo nur die Kameraden aufsuchen; dann wollen wir unsere Schleichpatrouillen beginnen."

Sie gingen. Spitz murmelte unterwegs. „Nein, es ist doch ein miserabler Dienst bei den Füselieren oder Husaren. Lauter Spionswesen, keine Kraft kein Saft! Das schleicht immer um den Feind wie der Marder um den Taubenschlag. Da lobe ich mir die Artillerie, die bricht doch noch wie der Wolf in den Schaafstall! Ich wollte ich hätte erst wieder einen Zwölfpfünder neben mir, da weiß man doch was man ist und hat. Aber so ein verwünschtes Kriechen, und Lauern und Biegen und Schmiegen! Da möchte man wahrhaftig lieber Schlagröhren schlagen, und Zünder raspeln, wozu ein altes Weib abgerichtet werden kann! — Hier links Herr Hauptmann, durch den Graben, dann den Rain hinunter, da steht jetzt unsere Batterie."

„Und weißt Du nichts vom Schicksal unsrer Kameraden?" fragte Werdenberg jetzt, der lange stumm geblieben war.

„Nicht Gutes, mein Herr Hauptmann," antwor-

tete Opitz und schüttelte den Kopf; „oben an der Buschecke, wo uns die Kavallerie in die Kanonen ritt — da liegen wohl die meisten. Ich zählte wohl ein funfzehn bis zwanzig, als Kanonier Klempert, Gabriel, Schwarz, Geschke, Schulz der Dritte, Bombardier Goddath, der immer sein Lederzeug so gut im Stande hatte, Bombardier Vließ, unser alter Feuersenger —

„Wie? auch Feuersenger!" unterbrach Werdenberg, und faßte Opitz heftig an.

„Ja, der singt und sengt nicht mehr; er liegt da in guter Gesellschaft, alle Kameraden rings herum; aber auch Österreicher genug, denn ein Paar faßte er noch mit der Handspeiche, und traf sie, daß ihnen der Schädel crepirte wie eine Granate, und das Gehirn herausfuhr wie geschmolzen Zeug. So einen finden wir nicht wieder, der zur Noth einen Zwölfpfünder allein abprotzte!"

„Feuersenger todt!" sprach Werden vor sich hin. „Es war ein braver Soldat."

„Das will ich meinen! Der Satan war eine feige Memme dagegen. Er hätte eine brennende Granate aus dem Pulvermagazin herausgeholt, wenn's Befehl gewesen wäre, wie man eine Fliege aus der Buttermilch fischt. — Aber hier, Herr Hauptmann, hier schnarcht unsre Mannschaft.'

Sie standen vor einem Heuschober, in den sich

Vulpius und Holm tief verborgen hatten; beide schliefen durch Anstrengung und Wunden erschöpft. — „Jetzt kann ich sie getrost wecken," sprach Opitz, „denn meine Wachtzeit ist um, und sie werden Augen machen!"

Opitz weckte Holm. Dieser lag sogleich in Werdenbergs Armen. Vulpius tanzte wie närrisch vor Freude, und vergaß Schwäche und Alter. Die Treue in Noth und Tod verband sie alle mit einem heiligen Bande, das sich um Jugend und Alter, Verschiedenheit in Rang und Bildung, ohne Unterschied unauflöslich fest schlang.

Erst erzählte man einander mit flüchtiger Hast seine Erlebnisse; dann wurde Kriegsrath über das was zu thun sei, gehalten. Nach vielfacher Ueberlegung beschloß man landeinwärts zu gehen, um die Straße nach Fürstenwalde zu gewinnen, weil allem Vermuthen nach der General Wunsch sich dorthin zurückgezogen hatte. Eine Stunde wurde noch zur Rast angewendet, dann machten die getreuen Schicksalsgenossen sich auf den Weg, und gingen der vorgesetzten Richtung behutsam nach. Der Tag fing allmählig an zu grauen, als sie in ein mit dunklem Gebüsch bedecktes hüglichtes Terrain geriethen. Da sie beständig mit Aug und Ohr umherspähten, entging es ihnen auch nicht, daß ihnen Reuter nachfolgten. Dieselben mußten, dem Schall der Tritte nach zu urtheilen, ziemlich nahe sein, doch waren sie,

theils wegen des Gebüsches, theils wegen der Krümmung des Weges, zwischen den Hügeln noch nicht zu sehen. Werdenberg äußerte gegen seine Begleiter: „Es ist zweifelhaft, ob wir hier auf Freunde oder Feinde stoßen; daher halte ich's für das Beste, wenn wir uns, bis wir ihrer ansichtig werden, hier in der dichten Schonung verbergen, aus der wir alles sehen können ohne gesehen zu werden. Wenn sie nicht Spürhunde bei sich haben, sollen sie uns hier nicht auswittern."

Wir stellen uns also in verdeckter Batterie auf," sprach Opitz, und war der erste, der über den zur Seite des Weges gezogenen Graben sprang, und in dem dichten jungen Tannengebüsch verschwand; die Anderen folgten.

Es war aber auch die höchste Zeit gewesen, denn kaum befanden sie sich in dem Schlupfwinkel, als hinter der Hügelspitze einige Lanzen sichtbar wurden, woran man sogleich einen Trupp Kosacken erkannte, dem man, da es schon fast heller Tag war, zwei Minuten später schwerlich entgangen sein würde.

„Kosacken" flüsterte Opitz, „Spitzbuben," murmelte Vulpius; doch Holm und Werdenberg legten den Zeigefinger auf die Lippen, und geboten durch den Wink des Auges tiefste Stille, wohlbedenkend, daß in der Morgenfrühe auch der leiseste Schall sich weit hin verpflanze. Es waren etwa sechs, acht einzelne Leute die

des Weges daher kamen; sie ritten arglos vorüber ohne etwas von den Versteckten zu bemerken. Schon wollte Vulpius wieder hervor, doch der Hauptmann hielt ihn zurück, weil er vermuthete, die Hauptmasse werde dieser kleinen Vorhut noch folgen. Er hatte sich nicht geirrt, denn wenige Minuten später wurde ein Trupp sichtbar, den man auf sechszig bis achtzig Mann berechnen konnte. Sie ritten, wie Kosacken pflegen nicht in geordneten Gliedern, sondern in einem wilden Haufen durcheinander. Als sie näher kamen wurde man gewahr, daß sie in der Mitte Gefangene führten, denn man sah mehrere Leute zu Fuß gehen. Werdenberg glaubte auch Frauenzimmer darunter zu erkennen, und eine dunkle Ahnung schärfte seine gespannte Aufmerksamkeit. Da fühlte er sich plötzlich durch Holm, der neben ihm stand, krampfhaft angefaßt, und er sah den Freund zitternd mit starren Blicken, wie er vergeblich nach Worten suchte um seiner gewaltsamen Empfindung Luft zu machen. Fast mit dem nämlichen Blick des Auges entdeckte Werdenberg aber auch, daß wirklich gefangene Jungfrauen vorüber geführt wurden, und die erste derselben war seine eigene Schwester! Fast hätte ihn jetzo die Gewalt der Ueberraschung zu einer Unvorsichtigkeit hingerissen, durch welche Alles verloren gehen mußte; doch schon im nächsten untheilbaren Augenblick erkannte er, daß die einzige Möglichkeit der

Rettung hier in der Fassung beruhe. Mit einem Alles ausdrückenden Blick, und einem Zeichen der Hand, beschwor er Holm, sich männlich zusammenzuraffen, denn er sah aus dessen furchtbarer Bewegung, daß etwas Aehnliches, Namenloses in diesem vorging als in ihm selber. Holm verstand ihn, doch seufzte er, wie schwer beklemmt auf, und lehnte sich matt gegen des Freundes Schulter. Dieser verfolgte mit unverwandtem Blick die Gefangenen. Es waren zwei ältere Männer, anscheinend Geistliche, und die drei Jungfrauen; nämlich Werdenbergs schöne Schwester, neben ihr eine schöne blondlockige Gestalt, welche die fromme Ergebung einer Heiligen in ihren Zügen trug, und eine dritte, fast noch ein Kind, kaum vierzehn Jahre alt. — Dieser strömten die Thränen unaufhaltsam über die Wangen, während jene anderen beiden bleich und stumm wie Marmorbilder, ohne zu weinen, einherschritten. Was in Werdenberg in diesem Augenblick vorging, war unbeschreiblich; alle Stürme und wilden Ereignisse seines ganzen bewegten Lebens glichen einem lächelnden Weiher gegen dieses wild empor brandende Meer. Doch verlor er die Beherrschung und Fassung nicht, sondern behielt sogar noch den Freund und die Gefährten im Auge. Endlich waren diese qualvollsten Minuten seines Lebens vorüber, und er wollte sich nun zu Holm wenden, als dieser, wie von Kräften und Besinnung

zugleich verlaſſen, ihm an die Bruſt ſank und mit ſchmerzvoll erſtickter Stimme ausrief: „O Freund, unter den Gefangenen waren meine Braut, meine Schweſter und mein väterlicher Lehrer!“

„Heiliger Gott auch Deine Schweſter!“ rief Werdenberg aus — „und Deine Braut!!“ ſetzte er plötzlich mit ſinkender Stimme hinzu, denn es fiel ihm ſelbſt mitten in dieſem Augenblick des Schmerzes wie ein neuer dumpf zermalmender Donnerſchlag auf die Bruſt, daß keine andere als ſeine Schweſter die Braut des Freundes ſein konnte. O warum mußte denn gerade das ſeinem Herzen zum bitterſten Schmerz werden, was ſeiner Erkenntniß als die ſchönſte Fügung des Glückes erſcheinen mußte! Aber, wenn er es auch in ſich überwunden hatte, jenes holde Weſen nur als Schweſter zu lieben, ſo überwand er es doch nicht, ſie von einem andern mit jener tieferen Liebe, die zum einzigen und ewigen Bündniß des Lebens führt, geliebt zu ſehn und ſie einen Andern ſo lieben zu wiſſen. — —

Zwölftes Capitel.

Auf dem brausenden Strome aufgeregter Gefühle heben sich in einem Augenblicke tausend Wellen zugleich, die wir alle wahrnehmen, ohne uns das Räthsel dieses schnellen Wechselns und Vorüberrauschens erklären zu können. So zeigten sich jetzo auch bei Werdenberg Empfindungen und Gedanken in brausender Eil.

Holm hatte in der Betäubung seines Schmerzes die Betonung die Werdenberg auf die Worte: „Also auch Deine Schwester" legte, nicht bemerkt; er hörte nur die Namen Schwester, Braut. Werdenberg nahm es sogleich wahr, daß nichts von seinem Geheimniß verrathen sei, und beschloß nunmehr, es unverbrüchlich zu bewahren, bis die Rettung der Unglückseligen gelungen sei, und er den Streit in seiner Brust versöhnt habe. Durch den innersten Drang höchster Pflichten zum Handeln berufen, fand er seine glückliche Klarheit der That schnell wieder, und schritt daher zum Werk.

„Jetzt hier müßig zu verweilen" begann er, „wäre

eben so feig und schimpflich, wie es vorher rasend gewesen wäre, blind hervorzustürzen, und das Unheil unvermeidlich zu machen. Nunmehr aber gilt es rasch und entschlossen zu handeln. Zuerst müssen wir wissen wohin diese Gefangenen geführt werden, also laßt uns der Spur folgen; dann wollen wir sehn ob eine Rettung durch List oder Gewalt möglich ist."

Sie machten sich sämmtlich auf, und schlichen an der Seite des Weges, immer halb im Gebüsch, den frischen Hufspuren nach. Etwa nach einer Viertelstunde erreichte der Weg einen Hügelgipfel, und senkte sich von dort in ein engeres Waldthal, von mäßigen buschbewachsenen Höhen umgeben. Hier lag ein Pulk Kosacken im Bivouack, zu denen die Abtheilung, welche die Gefangenen führte, eben gestoßen war. Sie schienen ganz sorglos, in der Gewißheit, daß in der Nähe an keinen Feind zu denken sei. Die Pferde waren meist abgesattelt, nur die des eben angekommenen Trupps nicht; doch fingen die einzelnen Reuter auch diese schon abzuzäumen an. Der größte Theil der Mannschaft lag entweder schlafend oder betrunken an den Feuern! Unordnung, Sorglosigkeit, Vernachläßigung jeder Vorsicht herrschte überall."

„Ha die Elenden!" rief Werdenberg aus; „nur funfzig, nur dreißig entschlossene Reiter, und dieser

ganze Bivouac ist auseinander gesprengt, und die Gefangenen gerettet."

„Entdeckst Du sie?" fragte Holm.

„Muthmaßlich sind sie jetzt dort in der Laubhütte, wo das Quartier des Führers zu sein scheint," entgegnete Werdenberg, „denn dort haben sich so viele Neugierige zusammengedrängt."

„O daß ich hinunter könnte!" rief Holm und zitterte vor Schmerz und Zorn.

„Pst! Pst! Herr Hauptmann," zupfte Vulpius diesen am Arm, ich habe dort oben auch recognoscirt." Dabei deutete er mit der Hand nach einem höheren Gipfel, etwa funfzig Schritt zur Seite, von wo man augenscheinlich die Landschaft auch nach der andern Seite übersehn mußte. „Ich habe etwas gesehn," fuhr Vulpius fort, „aber ich traue meinen dummen Augen nicht genug; da muß mein Capitain selbst kommen. Drum will ich lieber vorher gar nichts sagen."

Werdenberg folgte dem geheimnißvollen Führer eilig, denn er wußte wohl, daß der erfahrene Alte ihn nicht unnütz bemühen würde. Auf der Höhe angelangt, sah man einen Theil des freien Feldes, jenseit des Waldes. „Was meinen der Herr Hauptmann," fragte Vulpius, „was sind das für Leute die dort marschiren? Dort am Abhang, wo ich hinzeige."

„Das ist ein Kanon! Und Kavallerie, gegen dreißig bis vierzig Mann!" rief Werden.

„Daß es keine reitende Artillerie ist, darauf wollte ich auch wetten," meinte Vulpius, und Opitz, der mitgegangen war, setzte rasch hinzu: „Und ich wette, es ist ein preußisches Kanon, oder ich müßte unsere Laffeten nicht mehr kennen. So sieht kein Oesterreicher noch Russe aus! Alle Wetter, wenn wir den Brumbaß hier hätten, dann wollten wir den Russen da unten einen Tanz aufspielen!" —

„Ihr habt Recht, habt wahrlich Recht," rief Werdenberg; „es sind preußische Husaren, so eben als die Sonne so hell darauf schien, ließ sich's deutlich erkennen. Wir müssen sie erreichen! Sie sind zwar wenigstens zwölfhundert Schritt von uns, und marschiren abwärts, aber es gilt, wir holen sie ein."

Ueber Holms bleiches Angesicht zuckte ein Strahl der Freude. „Ich muß sie erreichen und hierher holen, oder ich falle todt zu Boden," rief er aus, und brach gleich gerade durch die Gebüsche.

„Ueberstürze Dich nur nicht Bruder," warnte Werdenberg, „sonst wird es trotz des mächtigsten Willens unmöglich." —

Doch eilten Alle mit hastigen Schritten dem Ziel zu.

Plötzlich blieb Opitz stehn und lauschte. „Horch!

das sind Pferde! Zwei! So war ich lebe! Sie kommen hier unter'm Busch herum!" Alle stutzten.

„Es sind Oesterreicher, ich sehe die rothen Hosen und weißen Collets durch die Büsche leuchten," flüsterte Opitz dem Hauptmann zu. — Er hatte Recht. Jetzt bogen sie um eine Waldecke und wurden ganz sichtbar.

„Die sollen uns nicht fressen," murmelte Opitz vor sich hin, „aber wie wäre es, wenn wir ihre Pferde erwischen könnten!"

Noch ehe er das Wort herausgesagt hatte, rief Vulpius, indem er aus dem Gebüsch hervorsprang: „Viktoria! Grützner! Viktoria! Holla, heda, Herr Hauptmann, nun ist uns geholfen! Das ist ja Grützner, unser alter Kanonier! — Aber ich weiß schon wo Du hin willst, Freund, zu uns, zu den Preußen! Wir wollen Dir den Weg zeigen!"

Werdenberg, der über diese Wendung der Dinge nicht wenig erstaunt war, wurde durch einige Worte bald in's Klare gesetzt. Grützner war richtig, wie er gestern vorausgesagt hatte, nebst seinem Kameraden in der Desertion begriffen. — „Das Volk dort prügelt mir zu viel," erzählte er, „und unter'm König Friedrich dient sich's doch ganz anders als unter General Laudon. Drum sind wir bei Nacht und Nebel weggeritten und statt auf Ordonnanz nach Frankfurt, hier hinaus, um ein preußisches Corps aufzusuchen." —

Und hätte auch Holm nicht jetzo beiden Reitern die volle Börse für ihre Pferde geboten, so würde sie Grützner doch aus Ehrfurcht vor Werdenberg seinem alten Offizier abgetreten haben.

Dieser und Holm schwangen sich auf. „Ihr erwartet uns jetzt ruhig im Gebüsch," befahl Werdenberg; „wir kommen schleunigst zurück, und ich denke nicht allein."

So sprengten sie fort. In wenigen Minuten hatten sie den kleinen Trupp, den sie von oben gesehen hatten, erreicht. Es waren versprengte preußische Husaren, die mit ihren Pferden durch die Oder geschwommen waren, und während sie ein Corps suchten, dem sie sich anschließen könnten, eine vom Feinde erbeutete preußische Kanone, und etliche gefangene Artilleristen, die von wenigen russischen Reitern escortirt wurden, denselben wieder abgenommen hatten, und nun ihren Marsch auf's gerathewohl fortsetzten. Ein Fähnrich von noch nicht sechszehn Jahren befehligte die Leute. Dieser war außer sich vor Freude als Werdenberg ihm die Gelegenheit zu einem verwegenen und glücklichen Streich zeigte. Augenblicks war er bereit das Unternehmen zu unterstützen, und stellte sich unter Werdenbergs Befehl. Dieser führte den Zug so eilig es möglich war in den Wald; Vulpius und Opitz, nebst den beiden Deserteuren schlossen sich an.

„Jetzt wollen wir den Sechspfünder schon bedienen," rief Spitz, „Du nimmst Nummer vier und ich Nummer drei. Die Lunte und Handspeiche her. Da hast Du die Schlagröhrtasche." —

So war man marschfertig, und nach weniger als zehn Minuten hielt man auf der buschigen Anhöhe, von wo der ganze feindliche Bivouak zu übersehn war. Werdenberg stellte das Kanon hinter dem dichtesten Gebüsch auf, doch so, daß es den ganzen Lagerplatz mit vollen Kartätschlagen übersäen konnte. „Junker Holm, Sie bleiben beim Geschütz," befahl er in dienstlichem Ton, „während ich mit den Reitern hier oben am Saum der Hügel herumreite. So wie Sie uns dort bei der Schlucht sehn, fangen Sie an zu feuern, so rasch Sie vermögen. Hier wird uns kein Schuß verloren gehn. Ich werde dann schon aus der Wirkung den rechten Augenblick entnehmen, wo ich mit meinen Reitern einhauen muß; so wie wir aber unten erscheinen, stellen Sie ihr Feuer ein, oder richten es wenigstens dahin, wo der Feind flieht, und wir nicht selbst dadurch leiden." —

„Nun leb wohl Bruder," sprach er jetzt im Tone der Freundschaft, mit einem herzlichen Händedruck; „in einer Viertelstunde denke ich sehn wir uns fröhlicher wieder. — Und hüte Dich," setzte er leise hinzu, „dort nach der Laubhütte zu feuern. Den Punkt will ich

schon in's Auge fassen, denn dort hoffe ich die zu finden, die wir befreien wollen.

Er ritt davon; alles ging auf's Glücklichste. Jetzt hielten die Reuter in der Schlucht. „Geschütz Feuer!" tönte Holms Commando, und der furchtbare Donner krachte durch die Morgenstille. „Feuer! — Feuer!" — Drei Schuß folgten einander in derselben Minute. Die Wirkung war entsetzlich. Die vollen Kartätschenladungen hatten Pferde und Menschen zugleich in Masse niedergeworfen. In blindem Getümmel stürzte alles durcheinander; die Pferde rissen sich los, und flüchteten in den Wald. Die Kosacken suchten jeder das nächste Thier zu erhaschen und sich hinauf zu schwingen. — Holm setzte sein Feuern unaufhaltsam fort. „Tapfer dran gehalten Kinder," rief Opitz den Leuten zu, denen der Schweiß von der Stirn träufte, „jetzt müssen wir die Knochen rühren, denn wenn wir uns lange besinnen kommen sie uns am Ende über's Fell. — Feuer!"

Etwa zehn Schuß hatte das Kanon gethan, als Holm Halt rief, weil er Werdenberg mit den Husaren durch die offene Schlucht brechen sah. Dieser neue Ueberfall brachte den Feind vollends in Verwirrung, und er nahm sich nicht die Zeit die Angreifenden zu zählen. In blinder Flucht stürzte alles durcheinander nach der entgegengesetzten Seite des Waldes hin, und bald konnte

man dem flüchtenden Troß neue Schüsse nachsenden, ohne die Freunde zu gefährden.

Werden hatte, mit dem Fähnrich vorwärts haltend, die Wirkung des Feuers aufmerksam beobachtet, und hielt die Husaren hinter der Anhöhe zurück, bis es ihm Zeit zum Angriff dünkte. Dann brach er hervor; im Galopp ritt er die sanft abwärts gewundene Schlucht hinab, und drang dann in geschlossenen Gliedern unter die zerstreuten Kosacken ein, seinen Weg gerade auf die Laubhütte richtend, wo er den Führer vermuthete. Dieser, tapfrer als die Seinigen, hatte sich beim ersten Schuß zu Pferde geschwungen, und die Leute zu versammeln gesucht. Doch brachte er nur Wenige dazu Stand zu halten. Mit ihnen aber warf er sich Werdenbergs Husaren entschlossen entgegen. Doch nach kurzem Kampf war er umringt, Werdenberg selbst, auf den er mit dem Pistol geschossen, ihn aber gefehlt hatte, schlug ihm den Säbel aus der Hand, und warf ihn mit überlegener jugendlicher Kraft vom Pferde. — Der Kampf war so entschieden, daß es Unsinn gewesen wäre, länger Widerstand zu leisten.

„Ich bin Ihr Kriegsgefangener," sprach der Offizier zu Werdenbergs Verwunderung deutsch, „ich hoffe Sie kennen die Gesetze der Ehre!"

„Ich kenne sie, und werde sie achten wie sie von Ihnen geachtet worden sind," entgegnete Werdenberg;

„wo sind die gefangenen Frauen, die Ihnen vor einer Stunde zugeführt wurden. Ist diesen ein Leid widerfahren, so kenne ich keine Menschlichkeit!"

„Wenn sie in der Verwirrung nicht geflüchtet sind, so müssen sie sich dort bei den Bagagewagen befinden. Es ist niemandem ein Leid geschehn, aber dies verdanken sie hauptsächlich einer Frau; meiner Frau, Herr Hauptmann, die nunmehr Ihre Gefangene ist, und für die ich auf Schonung Anspruch mache. Dort in der Laubhütte werden sie sie antreffen."

„Frauen haben unter keinen Umständen etwas von mir zu fürchten," antwortete Werdenberg. „Führt diesen Offizier nach der Hütte und bewacht ihn wohl," befahl er seinen Leuten, und sprengte dann rasch jener Stelle zu, die ihm die Gefangenen als den Ort bezeichnet hatten, wo er das Theuerste, was er jetzt auf Erden besaß, finden sollte. — „Ja, ja, sie ist es," rief er laut und außer sich vor Freude, als er seine Schwester neben jenen beiden andern Jungfrauen, und umgeben von mehreren gefangenen Männern, denen sämmtlich die Hände auf den Rücken gebunden waren, zwischen den Wagen auf dem Boden sitzend erblickte, wo sich die Mädchen, von dem Getöse des Kampfes noch erschreckt und zitternd, bleich aneinander gedrängt hatten.

„Schwester, Schwester, Anna," rief Werdenberg, indem er sich vom Pferde schwang, „Du bist gerettet!

Durch Deinen Bruder gerettet rief er mit Heftigkeit, indem er auf die von plötzlicher Freude faſt überwältigte losſtürzte, und ſie an ſein Herz ſchließen wollte; doch ſcheu erbebend trat ſie zurück und rief ängſtlich: „Sie ſind mein Retter, aber ich bin Ihre Schweſter nicht; ich habe nur einen Bruder, aber der" — „Bin ich!" unterbrach ſie Werdenberg, „ja ich bin es, Du liebes Mädchen! Ich bin Ernſt Werdenberg, Dein entflohener, aber unſchuldiger Bruder!"

In dieſem Augenblick vernahm er einen lauten Ausruf der Freude neben ſich, und jenes blondgelockte reizende Weſen ſtürzte auf ihn zu, umſchlang ihn mit ihren weißen Armen und rief in Thränen: „Ernſt! Ernſt! Mein Bruder! Ich bin Deine Schweſter Anna!"

Werdenberg wußte nicht, ob er wache oder träume; nur ſo viel war ihm klar, daß ein ganzer Himmel der Seligkeit ſeine Bruſt überdrängte, und die wallende Freude in einem Strom milder Thränen aus ſeinen männlichen Augen drang.

Jetzt ſprengte ein Reiter mit verhängtem Zügel von der Höhe herab; es war Holm. Er ſchwang ſich vom Pferde, und eilte auf die Frauen zu. „Schweſter, Eliſabeth," rief er ſchon von weitem, und eilte mit ausgebreiteten Armen auf die zu, welche Werdenberg bisher für ſeine Schweſter gehalten hatte.

„O Bruder," rief Eliſabeth außer ſich, „theuerſter

Bruder! Auch Du bist unser Retter! Und Du hast den Vater gerettet! O nun ist unser Glück überschwänglich!"

Einer der Gefangenen, ein Greis, aber stolz und hochgewachsen, trat hervor. Es war der Freiherr von Eichholm, der in seinem Retter seinen Sohn fand. „Drücke mich an's Herz Ferdinand," rief er begeistert, „meine Arme sind gefesselt."

Ferdinand küßte ihm Stirn und Lippe mit der Liebe und Ehrfurcht des Sohnes; dann zerschnitt er mit edlem Unwillen die Bande, die den Vater fesselten; als die Arme des Greises befreit waren, drückte er den Sohn zum zweitenmale und mit innigster Zärtlichkeit ans Herz.

So sehr Freude, Erstaunen Thränen, und Glück und Schmerz, der Liebe in allen Herzen überflutheten, so schnell erklärten sich die äußerlichen Verhältnisse, deren vielfach verschlungener Knoten sich hier so wunderbar löste.

Der Pfarrer Heimfried, Anna und Elisabeth waren auf ihrer Flucht nach mannigfaltigen Gefahren nach Frankfurt gelangt, wo sie bei einem Amtsgenossen Heimfrieds für den Augenblick Schutz fanden, obgleich die Stadt von den Russen besetzt war. Während der Schlacht nahmen die Preußen den Ort in Besitz, mußten ihn aber, da diese verloren ging, am Abend schleunigst wieder räumen. Jetzt drangen viele russische Truppen ein, und unter ihnen auch derselbe Obrist mit sei-

nen Kosacken, vor dem Heimfried sich geflüchtet hatte. Das Unglück wollte, daß ein Trupp dieser Barbaren, unter einem der Offiziere, die im Pfarrhause gelegen hatten, auch in diese Wohnung drang; dieser befahl theils aus Rache, weil er damals von dem Obristen heftige Vorwürfe erlitten hatte, theils aus eignem Trieb zur Grausamkeit, daß alle Bewohner des Hauses als Gefangene fortgeführt werden sollten; auch der gastfreundliche Wirth und seine vierzehnjährige Tochter theilten dieses Loos. Daher die beiden Geistlichen und die drei Mädchen im Zuge der Gefangenen. So konnte Elisabeth, denn sie war es auf welche Werdenberg bei seiner Flucht gestoßen war, nicht zu ihrem Schützling zurückkehren, und er blieb in der Täuschung, daß sie seine Schwester sei, weil er Anna's Buch in ihrer Hand gefunden hatte.

Der alte Eichholm war des russischen Obristen Gefangener, weil dieser noch immer auf das unerschwingliche Lösegeld hoffte. Man hatte sich die damals überfallenen Gutsbesitzer endlich doch getheilt, und jeder führte einen als Beute mit sich; Eichholm aber war auf des Obristen Antheil gefallen.

Nach diesen gegenseitigen Verständigungen begab man sich zu dem Gefangenen, nicht ahnend, daß sich dort neue Verkettungen menschlicher Schicksale enthüllen würden. Werdenberg ging voran. Schon zuvor hatte

er in den Zügen dieſes Mannes etwas Bekanntes gefunden, doch war ihm der Gedanke durch die ſein ganzes Herz in Anſpruch nehmenden Ereigniſſe bald wieder verdrängt worden. Jetzt aber, als er in die Hütte zu ihm trat, und auch ſeine Gattin erblickte, wurde er durch eine plötzliche Erinnerung, der er jedoch nicht ſogleich Beſtimmtheit zu geben wußte und wagte, aufs heftigſte erſchüttert. „Wie iſt Ihr Name, mein Herr?“ fragte er den Obriſten, „da ſie mein Gefangener ſind, habe ich ein Recht Sie darum zu fragen.“

„Ich bin von deutſcher Abkunft. Mein Name iſt von Schwarzeck!“ erwiederte der Obriſt.

„Gott der Vergeltung!“ rief Werdenberg, dem plötzlich das Gedächtniß auch für dieſen Namen wiederkehrte, aus, und heftete ſprachloſe Blicke bald auf den Obriſten, bald auf deſſen Gattin. „So ſind Sie derſelbe, der mich aus meinem Vaterhauſe vertrieben hat,“ fuhr er endlich mit Strenge fort, „und dort ſteht meine ſchuldbeladene Stiefmutter! — Ich bin Ernſt Werdenberg!“

Die Erſchütterte that einen lauten Schrei und ſank in einen Feldſeſſel. In demſelben Augenblicke traten Anna und die Uebrigen hinzu. „Dort ſiehſt Du Deine Stiefmutter, Anna,“ ſprach Werdenberg, „ſie, die Dich verließ, und dem Zufall Preis gab, nachdem ſie Deinen Bruder vertrieben hatte, durch die Du vielleicht in das tiefſte Elend des Lebens gerathen wäreſt, wenn jener

würdige Jugendfreund Deines Vaters Dich nicht gerettet hätte!"

Louise schluchzte und bedeckte sich das Antlitz; Schwarzeck stand finster und abgewendet.

Hier trat Heimfried gerührt hervor und sprach. „Gott ließ ihr Herz nicht böse, denn ihr verdanken wir unsere erste Rettung, ihr danken auch heut die Jungfrauen den Schutz vor unwürdiger Mißhandlung. Mein ist die Rache, spricht der Herr, wir sollen versöhnlich sein!"

„Es ist keine Rache in meinem Herzen," entgegnete Werdenberg sanft; „die Schuld rächt sich selbst. Doch eines ist mir nothwendig. Der Verdacht eines schweren Verbrechens ist mir durch diese meine Mutter aufgewälzt worden, und hat mich flüchtig durch die Welt getrieben, und bis heut meines redlichen Namens beraubt. Ich sollte mit verruchter Hand die Brandfackel in meines Vaters Haus geschleudert haben. Bei dem allmächtigen Lenker der Dinge, dessen dunkle Wege uns hier zusammengeführt haben, beschwöre ich es, ich bin unschuldig an dieser That."

Louise vermochte nicht zu sprechen. Schwarzeck aber nahm das Wort. „Der Schein war wider Sie, doch erfuhren wir Ihre Unschuld erst vor einigen Jahren, als wir in Polen von Räubern angefallen wurden, deren einer jedoch in unsere Hand gerieth, und, da er

zum Tode verurtheilt war, auch diese That bekann
Er streifte damals als Landstreicher in Pommern ur
her, und ich entsann mich nach seinem Geständniß, d
wir an dem Tage Ihrer Flucht einen verdächtigen Me
schen vom Pfarrhofe gewiesen hatten. Ich kann Ihn
die gerichtliche Bestätigung dieses Zeugnisses schaffen."

„Diese fordre ich," sprach Werden froh und fe
„Zwischen uns wäre nun nichts mehr auszugleiche
Sie sind mein Kriegsgefangener Herr Obrist; aber i
gebe Ihnen die Freiheit gegen Ihr Ehrenwort, daß Ih
Leute uns nicht mehr angreifen, bis wir das Corps d
General Wunsch erreicht haben."

„Ich wäre nicht im Stande es zu halten," spra
Schwarzeck, „da meine Leute zerstreut sind. Darum
ziehe ich es vor Sie zu begleiten, und werde bei jedem U
berfall, den wir unter Wegs erfahren sollten, meine A
torität gebrauchen, um Sie zu sichern, so beschämen
es mir sein muß, eine Niederlage durch so gering
Mannschaft erlitten zu haben."

Dieser Vertrag wurde angenommen, und man bra
auf. — Ohne Unfall erreichte Werdenberg gegen Mi
tag das Corps des Generals, wo er gesichert war, un
die Frauen und waffenlosen Männer allen Schutz, d
im Kriege möglich ist, fanden. Am folgenden Ta
gingen sie nach Berlin, das durch des Königs entschl

seine Maßregeln bereits wieder gegen jeden feindlichen Angriff gedeckt war.

Wo solche Schicksale und göttliche Fügungen gewaltet haben, da beugt sich der Mensch, und erkennt ein Größeres an, als seine kleinen Bestrebungen, seinen Stolz, seinen Werth. So auch der alte würdige Eichholm. Er wurde doppelt besiegt, oder besser, er erkämpfte einen doppelten Sieg über sich selbst. Denn er willigte in Ferdinands Verlöbniß mit Anna, und in Elisabeths mit dem edlen Werdenberg. Der Krieg mit seinen schwankenden Geschicken dauerte noch über drei Jahre, und reichte beiden tapfern Jünglingen die Lorbeere des Ruhms und des Glückes. Doch ein schöneres, grünendes Reis flocht sich ihnen in den Oelzweig des Friedens; es war die bräutliche Myrthe, die die Locken Annas und Elisabeths umwand.

Die getreuen Kampfgenossen Vulpius und Opitz, ja selbst Grützner, fanden eine Zuflucht des Alters bei ihren Offizieren, und schwatzten noch manchen vertraulichen Winterabend von ihren Kriegsthaten. So erlebten sie denn auch noch, aber nur als Zuschauer, den einjährigen Krieg. Wenn sie aber die mageren Zeitungsnachrichten darüber lasen, dann schlug Vulpius oftmals unwillig auf den Tisch und rief: „Lumperei! Als wir

noch dabei waren Opitz, da ging es doch anders her? Weißt Du wie bei Hochkirch und Kunersdorf und Torgau? Keinen ausgebrannten Zünder ist der ganze Quark von Krieg heut zu Tage werth!“

Wie man zwanzig und dreißig Jahre später Krieg führte, das erlebten die wackeren Artilleristen freilich nicht!

Osraim der Suchäer.

Frei nach orientalischen Mittheilungen.

Erstes Capitel.

Der mächtige Emir Ali Saradin zu Mekka zog mit vielen Frauen und Dienern nach seinem Sommerschloß in den Gebirgen. Ihn trug der Hengst Elhammor, schwarz wie Ebenholz, aus dem edelsten Geblüt, das nie unrein gemischt worden. Das königliche Thier schritt leicht und stolz unter seinem Gebieter hin, und ließ kaum eine Spur seines Hufes zurück in dem Flugsand der Steppe, durch welche die Karawane zog.

„Kommen da nicht Wanderer zu Fuß?" fragte Ali Saradin seinen Waffenträger Hassan, indem er die Hand über das von der Sonne geblendete Auge hielt. — „Beim Propheten! Wenigstens zwanzig! Soll-

ten sie um Buße zu thun, die glühende Barr Arab durchwandern? Und sie kommen von Südost her, wo der giftige Samum weht, und auch viele Tagereisen keine Oasis den lechzenden Wanderer aufnimmt." — „Laß uns gemächlich reiten, Hassan, so kreuzt sich unser Weg mit dem der Pilger, und wir hören, was sie uns Neues bringen aus den Ländern, woher die Sonne kommt!"

„Treibt die Kameele nicht an," rief Hassan, dem Wink seines Gebieters gehorsam, den Kameelführern zu, unser mächtiger Gebieter will mit jenen Pilgrimmen sprechen, die dort in die Staubwolke gehüllt herbei ziehn." —

Auf diesen Wink mäßigten die Führer den Schritt der Kameele, auf deren Rücken unter kühlen, dicht verhüllten Palankinen die schönsten Frauen aus Ali Saradins Harem saßen, die, seit ihr Gebieter sie zuerst berührte, nie einem männlichen Blick entschleiert waren. — —

„Bei Allah!" rief Ali Saradin nach einiger Zeit, „die Pilger müssen auf's Aeußerste erschöpft sein, denn sie nähern sich uns kaum bemerkbar; wer weiß, bedürfen sie der Hülfe. Laß uns hinüber reiten."

Er drückte dem flüchtigen Elhammor den Sporn leicht in die Seite; das edle Thier flog, ohne sich anzustrengen, pfeilschnell mit ihm über den gekräuselten

Sand. Zwei Minuten waren noch nicht verronnen, und der Emir hielt vor den Pilgern, die sich gebeugten Hauptes mühselig durch den Sand schleppten.

„Woher kommt Ihr, Pilgrimme? Ihr seid erschöpft! Eure Füße bluten! Habt Ihr keine Kameele, nicht einmal ein Saumroß? Wer seid Ihr?"

„Mächtiger Fürst!" begann einer der Pilger, und warf sich knieend in den Sand, indem er die Arme als Bittender erhob. „Wir sind Kaufleute aus Bagdad, und waren in großer Karawane nach Derajah, der mächtigen Hauptstadt der Wechhabi gezogen, wo wir für Elfenbein und Myrrhen Edelsteine, feine Wolle und indische Purpurgewebe einhandelten, die wir nach der Stadt des Propheten, nach der heiligen Medina bringen wollten. Da überfiel uns gestern eine räuberische Suchäerschaar, von dem furchtbaren Osraim geführt. Wie der Wirbelwind der Wüste stürmten sie auf uns ein, entführten unsere reichbeladenen Rosse und Kameele, raubten die Frauen und Jungfrauen die in unserm Geleit nach Mekka pilgerten, und schleppten unsere Jünglinge gefesselt mit sich fort. Wir selbst, ermüdet, gegeißelt, mißhandelt, der Schuhe und Mäntel beraubt, schleppten uns am Tage mühselig durch die glühende Wüste, und erstarrten in der Nacht fast unter dem kalten Thau des Himmels. Ohne Schuhe wandern wir nun schon den zweiten Tag, in der Hoff-

nung, bald die Grenzen der Pilger schreckenden Barr Arab zu erreichen; aber unsre Kräfte schwinden, und wenn die Mittagssonne herauf kommt, bevor wir Labung oder den Schatten und die Quelle einer Oasis finden, müssen wir verschmachten. Darum o Herr erbarme dich unser und gönne uns Schutz und Hülfe."

„Der Prophet war Euch gnädig, Pilgrimme, daß Ihr auf Ali Saradin stießet, dessen Großmuth seine Freunde eben so rühmen, wie seine Feinde vor seinem Grimm zittern. Den verwegnen Räuber soll die Gewalt meines zornigen Armes treffen, Ihr aber sollt die Milde meines Herzens erfahren. Dort drüben ziehn meine Kameele, reich mit Früchten und Brod beladen. Hassan, sprenge eilig zurück und gebiete Halt, damit diese Unglücklichen gelabt werden."

„Allah segne Dich! Großmüthiger!" riefen die Pilgrimme, und die frisch belebte Hoffnung durchströmte die Erschöpften mit neuer Kraft. Bald erreichten sie, dem Rosse Ali Saradins folgend, seine Kameele, und empfingen die verheißenen Erfrischungen.

Auf des Emirs Stirne hatten sich finstre Furchen gezogen. Sein Zorn gegen den kühnen Räuber wuchs, je mehr er an die That desselben dachte. — Er sann nach, wie er den Kampf mit dem Räuberhäuptling am geschicktesten begönne und am rühmlichsten vollführte!

„Wie stark war die Schaar, mit welcher Osraim Euch überfiel?" fragte er die beraubten Kaufleute.

„Mit zwölf Reutern flog er, dem Schatten der Sturmwolke gleich, über den gelben Sand der Wüste daher.

„Wie, mit zwölf Reutern? Und Ihr seid Eurer dreißig noch jetzt?"

„Wir waren mehr als funfzig; aber Osraim bricht wie der Tiger in die Heerde ein. Vor ihm entlaufen die Unerschrockenen und flüchten die Kühnen! Sein Arm —"

„Schweig! Unwürdiger!" rief Ali Saradin mit zornfunkelndem Auge. „Gazellen drängen sich bebend aneinander, wenn sie das Gebrüll des Tigers hören, der Löwe springt frohlockend auf, und erspäht seinen Raub. — Es ist beschlossen! Ich will den Verwegnen angreifen! Wohin wandte er sich mit seinem Raub?"

„Er zog südwestlich nach dem blauen Gebirge am Rande der Wüste!"

„Wie? In meines Schlosses Nähe wagt sich der Frevler, der bisher nur in den wilden Klüften des steinigen Arabiens hauste? — Gut denn, er soll es bereuen!" —

Ali Saradin sandte die Reisenden, die er vom Verschmachten in der Wüste gerettet, nach Mekka, und gab

ihnen einen Geleitsmann und Speise und Getränke mit. Er selbst setzte den Weg durch die Wüste fort nach seinem Sommerschloß, das in den Gebirgen lag, gerade da, wo ein Zweig derselben weit in die Wüste vorsprang, so daß der Emir den Weg dahin, der sich auch durch die Thäler zog, stets quer über das Sandmeer nahm, wie wenn er über einen Meerbusen steuerte, statt längs des Ufers zu ziehen. Denn er machte so statt dreier Tagereisen eine.

Als die Sonne sank, näherte er sich dem Saume des Gebirges, dessen Gipfel purpurn und violett hoch in die Lüfte ragten, während der Fuß sich mit dem dunklen Grün hoher Palmen und breiter Fächergewächse bekleidete. Ein kühler Hauch wehte aus den Thälern herüber in die trockene Gluth der Wüste hinein. Die lechzenden Rosse und Kameele spitzten lauschend das Ohr und beschleunigten ihren Schritt. Jetzt wehten schon laue Düfte herüber von den Rosen und Lilien und tausend gewürzigen Kräutern, die auf den Wiesenabhängen der Berge sproßten.

Horch! Hörst Du nicht schon den murmelnden Wasserfall? Elhammor, Ali Saradins edler Hengst, streckt das Haupt weit vor, und öffnet die Nüstern bei dem frischen Duft und dem Erquickung verheißenden Geräusch. Er wiehert! Stolz hebt er den Nacken und schüttelt die wallenden Mähnen! Es bedarf keines

Sporns mehr! Rascher als die fliehende Gazelle schwebt er über den Flugsand dahin, bis sein Huf die ersten grünen Halmen berührt; dann fliegt er über den Wiesenteppich, dem Bache zu, um sich aus den kühlenden Wellen zu tränken.

Ali Saradin schwang sich, obgleich schon in vollen Mannesjahren, doch mit der Leichtigkeit des Jünglings vom Sattel, streifte dem edlen Thier die Zügel ab und sprach: „Auf, Elhammor, letze Dich frei am kühlen Trunk und an der frischen Weide!“ So ließ er das dem Winke und Ruf des Gebieters sicher folgende Roß frei durch die Flur streifen, und warf sich in dem Schatten einer Palme auf den Rasen. — — Seine Gedanken waren auf Thaten des Ruhmes und der Rache gerichtet. „Schon längst erbittert es mich, daß die Pilger aus Westen und Osten nur von dem kühnen Suchäer Osraim erzählen! Wer ist er denn? Ein dunkler Name, den niemals jemand gehört! Von keinem Häuptling, keinem Scheik stammt er ab! — — Doch was spitzt Elhammor das Ohr? Er wiehert! — Kluges Thier! Du giebst Deinem achtlosen Herrn warnende Zeichen! — So thust Du, wenn ein edles Mutterroß Dir nahe ist! — Sollten wohl Wanderer unfern von hier rasten?“

Er rief den Hengst; folgsam nahete sich das Thier und ließ sich zäumen. Ali Saradin schwang sich auf.

— Spähend blickte er rings umher. „Wahrlich auf diesem Rasen haben sich mehr Rosse getummelt! Im feuchten Kiessand dort, das ist nicht Elhammors Huf! Sei auf der Hut, Ali! Wer weiß, ob nicht Osraim in der Nähe lagert. — Halt! Was ist das dort oben an der Felsecke? Ein Lanzenschaft ragt aus dem Palmengebüsch hervor! — Stände dort vielleicht eine Wacht aus? — — Beim Propheten, so ist es! Freue Dich, Ali Saradin! Die Gelegenheit zu einer kühnen und schlauen That ist da!"

Mit diesen Worten sprengte er zurück zu der Karawane, die eben im langsamen Zuge sich dem Saum der Wüste näherte. — In seiner Seele war ein verwegner Plan gereift. —

„Hassan!" rief er.

„Hoher Gebieter!"

„Du geleitest meine Frauen und die Hälfte der beladenen Kameele seitwärts durch das Felsenthal nach meinem Schloß hinauf. Die Hälfte der Reuter nimmst Du zur Beschützung mit Dir. Noch ehe die Sterne blinken, wirst Du dort sein. Dann besteige mit allen Deinen Gefährten frische Rosse, kehre auf der Stelle zurück, und noch vor Mitternacht erwartest Du mich in der tiefsten Felsenschlucht am heiligen Brunnen!"

Hassan, obwohl erstaunt, befolgte dennoch stumm die Befehle seines Herrn; er theilte die Karawane, wie

ihm geboten war, und zog das Thal zur Rechten entlang. — Verwundert sahen es die Uebrigen, doch wagte keiner zu sprechen noch zu fragen. Hierauf winkte Ali einem andern seiner jungen Bewaffneten. „Abdul! Deine Gefährten nennen Dich den Kühnen und Schlauen zugleich. Du reitest ein windschnelles Roß, das ich Dir selbst geschenkt; Deinen Dolch und Yatagan habe ich einst selbst geführt. Du bist hoch von mir geehrt worden, Abdul! Jetzt sollst Du mir zum Dank eine kühne That vollbringen helfen."

„Befiehl mein Haupt, so liegt es Dir zu Füßen, Gebieter! Fordre mein Herz und mein Dolch hat es durchbohrt."

„Dein Leben, Abdul, wird in Gefahr kommen. Doch Du kannst Ruhm erwerben"

„Abdul, Achmet's Sohn, ist geboren um zu sterben. Er lebt nur um einen rühmlichen Tod zu suchen." Bei dieser Antwort warf der Jüngling das Haupt stolz empor, zog den Zügel seines Rosses an, daß es muthig aufstieg, und schwang den Yatagan mit der Schnelle des Blitzes durch die Lüfte.

„So erfreuest Du Ali Saradins Herz! Jüngling! Jetzt höre was Du vollführen sollst." — Hierauf ritt Saradin abwärts von den Gefährten mit ihm, und sie sprachen leise mit einander. — — „Du hast mich also verstanden?" —

„Wohl, mein Gebieter," entgegnete Selim mit funkelndem Auge. „Sorge nicht, ich werde es muthig und beſonnen vollführen."

„Medul! Nureddin! Esra! Hameth!" rief Ali Saradin jetzo, Ihr folgt mir! — Doch Ihr übrigen Alle gehorcht dem Befehl Abduls!" — Er ſprengte dahin, die vier aufgerufenen Gefährten folgten ihm; bald verſchwanden ſie in dem gewundenen Felsthal, das in die Wüſte ausmündete; und nur der Staub ihrer Roſſe blieb, eine goldene Wolke, von der ſinkenden Sonne geröthet, noch lange ſichtbar.

Abdul lenkte ſein Roß das Wieſenthal aufwärts, nach der Stelle, wo Ali Saradin zuvor geruht hatte. Neben ihm ritt Tamahor, ein ergrauter Krieger, der hundert Schlachten mit dem Raubſtamm der Suchäer gefochten hatte. Dieſer begann: „Abdul! Ich errathe was hier vorgeht; es giebt einen Kampf. Sei vorſichtig, denn täuſcht mich nicht Alles, ſo werden wir es mit Osraim dem Suchäer, einem furchtbaren Gegner zu thun haben. Darum verſchmähe nicht erfahrenen Rath des Alters. — Haſt Du Deine Blicke auf die Erde gerichtet? — Haſt Du im Graſe die Hufſpuren geſehn? — Und ſaheſt Du zuvor im letzten Blick der Sonne nicht dort oben am Fels etwas Rothes ſchimmern?

„Das war ein flatternder Papagei, dessen rothe Brust im Sonnenglanz strahlte!"

„Abdul Du irrst! Tamahors Auge entdeckt den Strauß eine Stunde weit, wenn er durch die Wüste schwirrt; es unterscheidet den Tiger vom Leopard im flüchtigsten Lauf, wenn er in der Dämmerung, einem Schattenbilde gleich, pfeilschnell über die Sandsteppe dahin schießt. Tamahor irrt sich nicht. Was er sah, war ein rothes Gewand!"

„Das eines Hirten vielleicht, der auf dem Felsen heilende Kräuter sucht für seine kranken Lämmer."

„In diesen Bergschluchten wohnt kein Hirtenstamm. Dort aber jener Fels ist die beste Hochwacht, um weit in die Wüste und in die Thäler zu schauen. Ich habe ihn oft erstiegen, und kenne jede Schlucht dieses Gebirges!"

„Desto besser, Tamahor! So sollst Du uns führen, wenn es nöthig wird. — Aber jetzo laß uns hier am Bach lagern. Ali Saradin will, daß Rosse und Kameele getränkt werden. — Wir erwarten hier seine Rückkehr." — Abdul gab Befehl zum rasten. Tamahor aber schüttelte bedenklich das Haupt, und sah oftmals nach der drohenden Felsspitze über ihnen hinauf.

Die Kameele und Rosse wurden abgezäumt und gefüttert. Abdul ließ ein Feuer anzünden, und die Araber lagerten sich rings umher. Nur Tamahor

wollte nicht lagern noch sein Roß abzäumen, sondern blieb aufrecht und ging ohne die Waffen abzulegen auf und nieder. „Wer erzählt das schönste Mährchen? oder wer die tapfersten Thaten?" rief Abdul fragend. „Tamahor! Du hast die meisten Tage gesehn, Du kannst von den meisten erzählen. Komm setze Dich zu uns! Laß die Sorgen! Jüngere als Du mögen wachen! Du sollst uns erfreuen, denn Du besitzest Weisheit und verstehst sie anmuthig zu lehren. — Komm, erzähle uns!"

Der Alte war schwatzhaft, und stolz auf seine weitgerühmte Gabe, merkwürdige Thaten zu erzählen. Darum ließ er sich überreden, setzte sich in den Kreis, und war's zufrieden, daß ein jüngerer Krieger, Ibrahim, der willig und wachsam war, seinen Posten übernahm. — „Ihr habt heut," begann er, „von Osraim dem Suchäer und seinen Thaten gehört; Ihr hört vielleicht noch mehr von ihm! Aber ich will Euch von einem Jüngling erzählen, der, wäre er nicht verschwunden von der Erde, den leuchtenden Stern Osraims verdunkeln würde durch den Glanz seiner Tapferkeit. Abdallah hieß er, Haruns Sohn, der Löwenbezwinger. Von Abdallahs verwegenen Thaten könnte ich erzählen vom Untergang der Sonne bis der Morgenstern erbleicht, und Ihr würdet nicht an Schlaf denken. Wenn wir einsam durch die Wüste reiten, und

den Löwen auf der Sandscholle lauernd liegen sehn, lenken wir das Roß abwärts und flüchten pfeilschnell dahin. Abdallah aber legte die Büchse an, sandte eine sichere Kugel gegen die Stirn des Thieres, und wenn es dann voll Wuth und Schmerz auf ihn einstürzte, schwang er sich blitzesschnell vom Sattel und erlegte es mit seinem Jagdspeer. Zwei Tiger erschreckten den Muthigen nicht; denn er war gelenker, schneller und stärker als beide. Die Gazelle holte er im Laufe ein, ja den Strauß jagte er ohne Roß mitten im glühenden Sande Barr Arabs, wo wir andern matt hinsinken, wenn wir einen halben Tag langsam gewandert sind. — — Sechszig mal habe ich jetzt die Datteln reifen und die Regen bringenden Sterne kommen und verschwinden sehn. Aber nie auf dieser langen Reise sah ich einen schönern und kühnern Mann als Abdallah, nie ein schöneres Mädchen als Suleika seine Geliebte. Die Palme war nicht schlanker, die Gazelle blickte nicht frommer als sie; ihre Locken wallten schwarz um den Nacken von schimmerndem Elfenbein, und Moschus Rosen blühten auf ihren Wangen. Funfzehnmal reifte seitdem der Mais, und Ihr alle waret noch Knaben, als Abdallah sie als Braut aus ihres Vaters Salem Hause heimholen wollte. Doch unser mächtiger Emir Ali Saradin hatte die schöne Suleika gesehen, und sein Herz entbrannte in Liebe zu ihr. Er bot dem Vater

Gold und Edelsteine, Salem war habsüchtig und zugleich unserm Herrn zinspflichtig. Gewinn lockte, Drohung schreckte ihn; an dem Morgen wo Abdallah erscheinen sollte die Braut zu empfangen, übergab der Vater die weinende Tochter dem liebenden Ali Saradin. Als Abdallah mit dem Zuge der Verwandten, und schönen Brautgeschenken vor Salems Hütte erschien, war sie verschlossen und leer, denn in Angst vor dem Unbesiegbaren war er entflohen. Vergeblich tönten die Bekken und Zimbeln, vergeblich rief Abdallah seine Suleika! Das schöne schwarzlockige Mädchen antwortete nicht. Sein starker Fuß sprengte endlich die Thür des Hauses, er durchsuchte Gemächer und Garten. Da erzählte ihm Aischra die alte Sklavin, die weinend herbeikam, was geschehen war. — Habt Ihr je die Löwin gesehen, der die Jungen vom Lager geraubt sind? Sahet Ihr jemals den Tiger auf die Hyäne stürzen die ihm die Beute entreißen wollte? So funkelte der Zorn in Abdallahs Blicken. Er schwang sich zu Roß. Sein Säbel blitzte. Allein, den Gefährten voran, stürmte er der Entführten nach. Er sprengte die Thore des Schloßes zu Mekka auf, fand aber Suleika nicht. Da warf er die Feuerbrände des Heerdes nach allen Seiten aus, daß die erschreckten Sklaven und Weiber flüchteten, und die prasselnde Flamme himmelan schlug. Dann stürmte er weiter, der Geraubten nach, die nach

dem Lustschloß in diese Berge gebracht wurde. Mitten in der Wüste ereilte er die Karawane. Dreißig Reuter begleiteten sie; dazu noch die Treiber der Kameele, und die schwarzen Verschnittenen mit Dolchen bewaffnet. „Halt! rief er dem Zuge zu — — doch was willst Du Ibrahim, weshalb trittst Du hier an den Kreis der Gelagerten und bleibst nicht auf der Wacht?"

„Vater! Es ist alles still und todt ringsum. Deine Worte tönen durch die laue Nacht und locken mich. Auch ich bin Arabiens Sohn und durchwache nach der Arbeit des härtesten Tages die längste Nacht um einem Mährchen zu lauschen. Du aber erzählst Wahrheit die wunderbarer als Mährchen klingt." —

Der Alte lächelte selbstzufrieden. Dann fuhr er fort: — „So horche nur was Abdallah vollbrachte. — „„„Halt"", rief er, „„„wer einen Finger erhebt ist des Todes. Suleika! Meine Suleika! Dein Abdallah ruft Dich, bist Du hier?"" — Da ertönte eine Stimme aus dem Palankin. „Abdallah befreie mich! Rette deine Suleika!" —

Schlagt den Verwegenen nieder rief Ali Saradin. Aber niemand von uns wagte sich an ihn, weil wir ihn kannten und bewunderten; nur zwei Neulinge wagten es auf ihn zu schießen. Zwei Blitze seines Säbels zuckten und beide lagen todt am Boden. Wüthend

ſtürzte Ali Saradin auf ihn ein, doch wir warfen uns vor ihn um den Gebieter zu retten. Abdallah ſtürmte durch unſre Schwerdter und Kugeln, wie der Sturm über die Wüſte brauſt, und alles niederſtreckt ins Bett des Todes.

Der Ergrimmte erreichte Ali Saradin! Sein Yatagan flammte über des Gebieters Haupt. Ich ſtürzte mich dazwiſchen und fing den Streich auf, der mir durch den Turban in die Stirn drang, daß Blut mein Antlitz überſtrömte. Da bebte Abdallah zurück und rief: „Vater Dich wollte ich nicht tödten!“ — „Du tödteſt mich wenn Du den Gebieter tödteſt“ entgegnete ich. „So flüchte mit dem Verhaßten“ ſprach er großmüthig aber voll Ingrimm, und ich riß Ali Saradins Roß gewaltſam herum, und trieb es mit Säbelhieben zur Flucht, daß es ihn brauſend über die glühende Fläche dahin trug. Abdallah nahm die vor Freude weinende Suleika in den Arm, ſetzte ſie vor ſich auf das Roß, und ſprengte mit ihr nach Mekka zu. — Doch hat ihn ſeitdem kein Sterblicher wieder geſehn. Iſt er in der Wüſte umgekommen, vom giftigen Samum angehaucht, von hungrigen Schakals verzehrt; entfloh er in die Gebirge, oder über das Meer in ferne Länder; lebt er verborgen in tiefſter Felskluft — wer weiß es? aber zu Mekka ſah ihn niemand wieder, denn dort ſchwebte das Beil des Todes über ihm, weil er Geſetz

und Mächtige schwer beleidigt. So ging der kühnste Sohn Arabiens uns verloren, und kein Ohr hat wieder von ihm gehört."

Der Erzähler schwieg; die Hörer saßen staunend und lautlos, als wollten sie selbst den Nachhall der Worte, die im Nachtwinde verrauschten, noch erhaschen und fesseln.

Da blitzte es plötzlich leuchtend auf, wie ein flammender Wiederschein, und gleich darauf krachte es laut von prasselnden Schüssen, und das Felsthal hallte sie in tausendfachem Echo wieder.

„Beim Propheten! Ein Ueberfall des Suchäers" rief Tamahor, und schon pfiffen die Kugeln über die Häupter der Aufgesprungenen dahin.

„Zu den Waffen! Auf die Rosse!" gebot Abdul und alles stürzte dahin wo die Kameele und Rosse lagerten.

Zweites Capitel.

Abdul war der erste zu Roß, und der Yatagan flammte, blutig roth vom Wiederschein des Lagerfeuers,

in seiner Hand. Doch die Räuberschaar stürmte auf brausenden Rossen schon von allen Seiten heran. „Hieher Freunde!" rief Abdul. „Hieher! Zu mir!" — Doch plötzlich faßte ihn ein Arm aus der Finsterniß, und er fühlte seine Rechte wie von einer Eisenklammer umschlossen.

„Du bist mein Gefangener! Ergieb Dich! Jeder Widerstand ist vergeblich, denn noch nie hat sich ein Sterblicher Osraims unbesiegbarer Kraft entrungen."

Abdul zuckte ergrimmt, doch vergeblich. Die Hand mit dem Yatagan war ihm wie eingeschmiedet in des furchtbaren Osraims Faust. „Mir zu Hülfe, Tamahor!" rief er laut, „mir zu Hülfe, uns zweien widersteht er nicht!"

Osraim lachte. — Tamahor war schon zu Boden geworfen und der Dolch eines Räubers schwebte über ihm. Die flackernde Flamme des Lagerfeuers leuchtete so hell, daß Abdul den grimmigen Zorn auf dem Antlitz des greisen Kriegers sehn konnte, der vergebens, wie er, mit der überlegenen Kraft seines Feindes rang. Dieser hatte ihm die Kehle gepackt und das Haupt an den Boden gedrückt, eben zückte er den Dolch, um ihm die scharfe Spitze ins Herz zu bohren. Da rief Osraim mit eherner Stimme: „Halt, tödte ihn nicht! Ich will, daß er lebe." Gehorsam ließ der Räuber den

Dolch sinken, hielt jedoch seinen besiegten Feind mit starker Faust an den Boden gedrückt.

Abdul knirschte mit den Zähnen! Thränen des Ingrimms brachen aus seinen Augen und erstickten seine Sprache.

„Dein verwegenes Beginnen, Knabe," sprach Osraim ruhig, aber ohne ihn aus den Eisenbanden seiner Faust zu entlassen, „hätte den Tod verdient, denn Du wolltest noch feindselig gegen mich handeln, nachdem ich Dir schon Gnade verheißen. Doch ich liebe den Muth des Jünglings. Tapfre Feinde macht Osraim gern zu tapferen Freunden, und alle die Seinigen hat er so erworben. Willst Du zu ihnen gehören?"

Abdul blieb einen Augenblick stumm, dann sprach er finster: „Ja!"

„Schande und Schmach, und der Zorn des Propheten über Dich," rief Tamahor, „willst Du Deinen Gebieter, dem Du Treue geschworen, verrathen?"

Abdul schwieg. Osraim sprach ruhig: „Schont des Greises! Das Alter hat ein freies Wort. Fesselt ihn und führt ihn zu den Uebrigen Gefangenen. — Du," sprach er zu Abdul, „gieb Deine Waffen ab; Dein Roß magst Du behalten."

Abdul warf den Yatagan zu Boden, riß seinen Dolch aus dem Gürtel, die Pistolen aus dem Sattel und schleuderte alles weit von sich. Dann bedeckte er

sich mit beiden Händen das schaamglühende Antlitz, und neigte das Haupt finster auf die Brust. — Osraim betrachtete ihn mit Antheil, doch dann wandte er sich zu Tamahor, der mit zürnendem Blick und gekreuzten Armen an den Stamm einer Palme gelehnt stand.

„Weißt Du, Alter," fragte Osraim, „wer Dir das Leben gerettet hat? — Die Narbe auf Deiner Stirn. Wo hast Du sie erhalten?"

„In einem rühmlicheren Kampfe als dieser," antwortete der Greis unwillig, wo leichtsinnige Diener ihren Gebieter verrathen!"

„Wer ist Dein Gebieter?"

„Du wirst es erfahren, wenn er Dich züchtigt!"

Osraim lächelte. „Trägst Du die Narbe lange an der Stirn?"

„Sie ist noch unter braunem Haar gewachsen!" erwiederte Tamahor kurz und mürrisch.

„Du kümmerst Dich wohl um den Schnee, Freund, der auf Dein Haupt gefallen ist. Ja, mein Guter, der verschont nur die warme Erde und die warme Jugend. Der Norden, die hohen Berghäupter und das Alter müssen ihn tragen!"

„Der silberne Schnee, der auf meinen Locken liegt, ehrt das Haupt Tamahors; darum kümmert er mich nicht; wohl aber die Schaam, die sich pupurn auf meiner Stirn lagert, wenn der Verrath mir frech unter das

Angesicht treten darf. Ich wollte, meine Narbe bräche auf und dunkelrothes Blut verhüllte die brennende Röthe der Schande."

„Sei getrost, Tamahor," sprach Osraim freundlich, und legte ihm die Hand auf die Schulter. Die Röthe der Freude wird auch wiederkehren. Des Menschen Leben ist Zeit, und die Zeit wechselt mit Tag und Nacht. — Gebt diesem würdigen Alten sein Roß zurück, er soll wie ein rühmlicher Kriegsgefangener, nicht wie ein ergriffener Verbrecher gehalten werden. Gebt ihm sein Roß, und laßt ihn mit jenem Jüngling in unserer Mitte reiten."

Damit sprengte er fort, und mischte sich unter seine Leute, denen er anordnende Befehle gab, um die Gefangenen und die erbeuteten Kameele, Pferde und Waffen fortzuschaffen. Diese wurden wohlbewacht vorausgesendet auf den Pfad tiefer in's Gebirg hinein; dann folgten die Gefangenen zu Fuß, mit gebundenen Händen. Hierauf die Hälfte der Reiter Osraims, diesen Tamahor und Abdul, ihnen der Ueberrest der Feinde.

Tamahor blickte Abdul nicht an, sondern that als bemerke er ihn nicht, so hatte ihn dessen Bereitwilligkeit, als Räuber in Osraims Dienste zu treten, erzürnt. — „Kennt mich Tamahor nicht?" fragte Abdul leise. — Tamahor schwieg. — „Tamahor hat sechszig Jahre gesehn daß der Schein trügt; doch vertraut er dem

Schein.“ — Der Alte erhob den Kopf und richtete einen verwunderten Blick auf Abdul. — „Unser Gebieter wird zufriedener mit mir sein als Du!“ flüsterte dieser, und Tamahor öffnete sein staunendes Auge noch weiter. „Was sagst Du, Abdul?“ fragte er laut. — „Still, man könnte uns belauschen!“ Sie ritten schweigend am Ufer des Baches entlang. Jetzt bogen die Vorderen ein, und die Rosse durchschritten eine breite Furth. „Hm,“ dachte Tamahor, „Osraim ist auch schlau; wer ihm folgen wollte, würde Mühe haben, denn bisher sind wir auf dem kurzen Rasen geritten, jetzt wendet er seine Pferde gerade bei der Steinplatte in den Bach, daß man nicht sehen könnte, wo der Uebergang geschehen ist.“ — „Du hast Dein Messer im Gürtel behalten, Tamahor,“ begann Abdul nach einigen Augenblicken. Gieb es mir heimlich!“ — „Wozu?“ — Gieb Alter, und glaube, daß Abdul weiß was er thut.“ Tamahor gab es. Abdul fuhr sich rasch damit am rechten Schenkel hinab, ohne daß Tamahor sah was er that. „Hier nimm Dein Messer wieder, Alter,“ sprach Abdul, und gab es ihm zurück. — „Die Klinge ist ja naß; ist das Blut?“ fragte Tamahor erstaunt. — „Still!“ erwiederte Abdul leise. — So kamen sie bis an den Fluß und setzten durch die Furth, aber nicht quer hinüber, sondern erst, nachdem sie eine lange Strecke im seichten Bach entlang geritten waren,

und sich am Ufer wieder eine steinige Stelle zeigte, wo man den Huf der Rosse nicht hätte bemerken können. — „Ein schlauer Gesell, dieser kühne Osraim," dachte Tamahor; „er versteht den Krieg, das ehrt ihn. Tapfer und stark ist er auch, und gegen mich war er milde und großmüthig. Beim Propheten, es ist zu bedauern, daß er ein Räuber ist."

Sie waren jetzt an eine Stelle gekommen, wo sich das Felsenthal dreifach spaltete. „Was reißest Du Dir den goldenen Gürtelknopf vom Kaftan," fragte Tamahor erstaunt. „Kaftan und Gürtel sind mir längst zu eng geworden," erwiederte Abdul gleichgültig, und riß auch den Gürtel ab, der den Kaftan knüpfte, behielt ihn aber in der Hand.

Sie ritten in das Felsenthal zur Linken hinein. Abdul zerrte unwillig an seinem Gürtel und nahm ihn zwischen die Zähne. Er zerriß ihn in zwei, in vier, in acht Stücke. Tamahor betrachtete sein Beginnen verwundert, doch schweigend. Dann sprach er leise: „Wähnst Du, Tamahor sei ein blöder Neuling im Kriege? Ich that Dir Unrecht, Abdul! Jetzt ahne ich, was Du willst und sollst. Reich mir die Hand, Jüngling! Du bist wacker und schlau. Strafe immerhin den Greis, der Dich so leicht beschuldigte, durch Schweigen. Er erräth doch was Du thun sollst, und wird Dir hülfreich sein, so viel er vermag. Doch höre

vorsichtigen Rath des Alters. Osraim ist schlau, geübt, erfahren. Errege keinen Verdacht, sonst bist Du verloren, und Ali Saradin stürzt vielleicht in sein Verderben."

Abdul nickte freundlich. „Sei nicht bange, Alter, ich werde nicht meinen Kaftan oder Turban auf den Weg werfen den wir nehmen, denn ich weiß, wer nach Zeichen spähet, dem braucht man nicht Mühlsteine oder Kürbisse an den Pfad zu streuen, er achtet auch auf Dattelkörner, und findet sie bei mattem Mondenschimmer."

Eben zitterten die ersten Strahlen des heraufsteigenden Mondes zwischen den tiefgespaltenen Felsen hindurch; Tamahor blickte hinüber, freute sich dessen, und wurde wieder frohen Herzens. — Noch eine Stunde weit zogen sie durch wildes Felsgeklüft und düstre Waldung auf unwegsamen Pfaden dahin. Da leuchtete ihnen der röthliche Glanz von Lagerfeuern entgegen. Zelte waren aufgeschlagen, Weiber bereiteten Speisen an den Feuern, Knaben und Mädchen spielten umher, es war Osraims Lager, das sie erreicht hatten.

Die Gefangenen wurden auf die Seite geführt, Osraim und seine Krieger lagerten sich um die Feuer. Nach einiger Zeit ließ er Abdul rufen. Er führte ihn aus dem Kreise der Genossen hinweg in sein Zelt. „Du hast Dich bereit erklärt, in meine Dienste zu treten,"

begann er dort, „doch Osraim weiß, daß das Geschlecht der Menschen falsch und treulos ist. Worte genügen ihm daher nicht, sondern er fordert Thaten, er wird Bürgschaft für Deine Treue verlangen; gieb sie jetzt zuerst durch warhaften Bericht. — Weshalb theilte sich Eure Karawane und wohin zog die Hälfte, welche weiter wanderte?“

„Unser Gebieter hatte uns befohlen, wegen der Ermüdung der Rosse und Kameele zu rasten, während er selbst mit den kräftigeren weiter zog.“ —

„Und wohin zog er?“

„Auf sein Schloß El Sahammit, wo er stets den heißen Theil des Jahres zubringt.“

„Es ist gut. Du hast Wahrheit gesprochen. Ich kenne Deinen bisherigen Gebieter Ali Saradin, und ich denke, er wird mich auch wiedererkennen, wenn wir aufeinander treffen, Jetzt gehe zu Deinen Gefährten zurück. Die Tüchtigen können in Osraims Dienst Ruhm und Geld gewinnen, die Untüchtigen müssen sich durch Gold lösen. Morgen werde ich weitere Bürgschaft in Thaten von Dir fordern.“

Mitternacht war nahe. Die Krieger ermüdet. Alles sank in Schlaf. Auch Osraim hüllte sich in den Mantel und schlief in seinem Zelte.

Ali Saradin hatte am heiligen Brunnen geharrt. Noch vor Mitternacht kehrte Hassan mit seinen Beglei-

tern dahin zurück. Er fand den Gebieter bereits von mehr als hundert Männern mit Dolchen und Büchsen bewaffnet umgeben, denn Ali hatte drei seiner Begleiter nach allen Ortschaften und einzelnen Hütten gesendet, um die wehrhaften Männer aufzubieten, während der vierte auf andere Kundschaft gesendet war. Mit dieser Schaar zog er bei hellem Schein des Mondes aus, um Osraim aufzusuchen, den er in seinem eigenen Lager überfallen wollte, um seiner und aller von ihm geraubten Schätze habhaft zu werden.

Eine Stunde waren sie still durch's Gebirg gezogen, als ihnen im wilden Felsgeklüft ein Mann hastigen Schrittes entgegen kam. Es war Nureddin. „Herr," begann er, als er Ali Saradin erkannte, „Dein Diener hat Dir traurige Kunde zu bringen. Unsere Freunde sind von den Räubern überfallen worden, aber sie blieben nicht Sieger, wie Du hofftest, sondern wurden alle gefangen hinweg geführt. Von dem Felsgipfel, den ich, wie Du mir geheißen, bestiegen hatte, sah ich ihren kurzen Kampf bei den Lagerfeuern, und wie sie sammt Deinen Kameelen und Rossen eine Beute der Räuber wurden."

Ein Schrei des Zorns und Schrecks ertönte, als die Gefährten Ali's diese Botschaft vernahmen. Er aber lächelte und sprach: „Ich wußte, was geschehn würde, und hoffe es soll uns zum Ruhm gedeihen."

— So zog er weiter. Nach einer Stunde, als der erste Schimmer des Morgenroths schon den Rand der Wüste zu säumen begann, erreichten die Krieger Abduls Lagerplatz. — Aufmerksam blickte Ali umher, und zog dann den Bach entlang. Er heftete seine scharfen Blicke auf den Boden. — „Sieh, Hassan," sprach er, „hier entdecke ich eine Blutspur. Gewiß die eines unserer Gefährten, der im Kampfe verwundet worden. Laßt uns diesem Zeichen folgen, so viel Dämmerung und Mondlicht gestatten. — Halt! hier hört die Spur auf; aber die Tropfen wenden sich nach dem Fluß. Hier wird Osraim hinüber gezogen sein." — Er ritt quer durch die Fluth. Jenseit fand er die Spur nicht mehr. Aber er dachte sich wohl, daß ein schlauer Räuber wie Osraim, der stets die verfolgenden Feinde zu täuschen wußte, nicht quer durch den Fluß setzen würde. Darum ritt er spähend am Ufer entlang. — „Was blinkt dort im Schimmer der Morgenröthe und des Mondes? — „Es ist der Sporn eines Kriegers. Hassan, lange ihn mir herauf. — Beim Propheten, es ist Abduls Sporn, den ich ihm selbst geschenkt zum Lohn für den erlegten Leopard auf der Jagd nach dem Bairamfeste! — Hier finde ich wieder Blutspuren. Jetzt, Hassan, laß unsere Freunde durch den Fluß gehn." —

Der Tag wurde lichter, wenn gleich die Sonne noch tief unterm Horizont stand. — Ali Saradin eilte,

um vor Sonnenaufgang am Ziel zu ſein. Er entdeckte den blitzenden Gürtelknopf Abduls auf dem Raſen, fand die Stücke ſeines Gürtels, die ihm den Pfad weiter bezeichneten. „Allah ſei mein Zeuge," rief er fröhlich aus, „daß ich den Wackeren würdig belohnen will. Die ſchönſte Sklavin meines Harems und das beſte Roß nächſt meinem Elhammor ſei ſein Eigenthum! — Doch von jetzt an laßt uns leiſe und behutſam vorwärts ſchleichen, wie der Jäger, der den Schlafenden Leopard im Lager überfallen will."

In Osraims Lager hatte der tiefe, ſicher gewähnte Schlaf alles in ſeine Bande gehüllt; auch die ausgeſtellten Wachen hatte die Müdigkeit, die kurz vor Tagesanbruch immer am ſtärkſten iſt, überwältigt, denn ſie wähnten, alles ſei ſicher, und die Bewachung des Lagers geſchehe nur der hergebrachten Gewohnheit halber. Nur Abdul wachte und harrte auf ein Zeichen. Da ſah er von der Waldhöhe einen Falken aufſteigen, der bald über dem Lager ſchwebte, und ſich in weiten Kreiſen in der bläulich durchſichtigen Luft der Morgendämmerung bewegte. Das war Ali Saradins Falk! Das kluge Thier ſenkte ſich herab und flog auf Abduls Schulter, der ihn oft gewartet. Er riß eine goldene Schnur von ſeinem Kaftan und gab ſie dem Falken in den Schnabel, der mit dem Zeichen zu ſeinem Herrn zurückkehrte. Jetzt weckte Abdul leiſe ſeinen Nachbar

Tamahor, und erzählte ihm was geschehen war. Nach wenigen Minuten wurden Rosse auf den Höhen sichtbar. Abdul riß den Turban ab, und warf ihn hoch in die Lüfte. Mit der Eile des brausenden Sturmwindes flogen jetzt die Freunde vom Hügel herab, und der Schall der Hufe auf dem Felsboden weckte die Schläfer in Osraims Lager. Sie fuhren empor, griffen zu den Waffen, eilten nach den Rossen. Doch die wenigsten konnten sich noch aufschwingen, so schnell brach Ali Saradin schon in ihre verworrenen Reihen ein. Abdul stieß Tamahors Messer dem Krieger, der die Gefangenen bewachte, in das Herz, und zerschnitt darauf die Bande seiner Genossen. Diese warfen Feuerbrände in die Zelte, und erschreckten die Kameele und die Rosse. Alles stürzte im wilden Getümmel durch einander. Doch flohen die kampfgewohnten Suchäer nicht, sondern fochten Mann gegen Mann mit Ali Saradins überlegener Schaar. Nur die Weiber und Kinder flüchteten in die Bergschluchten und an den Felsen hinauf, wohin die Krieger zu Roß nicht dringen konnten. Schüsse krachten, Dampf und Staub wallte auf, Säbel blitzten durch die wolkige Nacht, wildes Kriegsgeschrei der Männer schallte durch einander.

Auf den ersten Ruf war Osraim aus seinem Zelt gesprungen. Sein schönes Weib mit fliegenden schwarzen Locken und seine zwei Knaben folgten ihm. „Sen-

dor, birg mir Weib und Kind!" rief er einem seiner Getreuen zu, denn sein Falkenblick erkannte sogleich die Gefahr. Dann warf er sich mit raschem Schwunge auf den ungesattelten und ungezäumten Hengst, den er nur durch die Kraft seiner Schenkel lenkte, und stürzte sich mitten in die dichteste Reiterschaar. Vier Pistolen im Gürtel, eine Büchse über dem Rücken, in der Rechten den Säbel, in der Linken den Jagdspeer; so focht Osraim, der furchtbare Führer der Suchäer um sein Leben und seine Freiheit.

Wie eine scheue Heerde der Berggemsen stoben die Kämpfer Ali Saradins aus einander, als er in ihre Reihen einbrach. Den ersten Feind durchbohrte Osraim mit seinem Jagdspeer; mit einem Schuß aus dem Pistol, das er rasch aus dem Gürtel riß, streckte er den zweiten nieder und schleuderte dann die Waffe so gewaltig nach einem dritten, daß dieser, am Schädel getroffen, betäubt, als hätte ihn der Blitz erschlagen, vom Pferde stürzte. Jetzt schwang er den funkelnden Säbel in seiner Rechten über das Haupt der Flüchtigen, und drang ihnen nach. „Hieher zu mir! Zu Osraim!" rief er mit eherner Löwenstimme den Seinigen zu. „Heran! Beim Propheten, ich verheiße Euch Sieg!"

Diese Worte hörte Ali Saradin und stürzte mit geschwungenem Säbel auf den Gegner ein, um Ruhm

an ihm zu erwerben. Doch ein Hieb Osraims schlug ihm die Waffe aus der Faust, und der Blitz seiner Klinge zuckte über des Feindes Haupt. Ali Saradin war verloren. Da traf eine Kugel Osraims Roß in die Stirn, daß es sich wüthend emporbäumte und mit dem Reiter überwarf. In wilden Zuckungen des Todes wälzte sich das edle Thier über seinen am Boden liegenden Herrn hin; die Getreuen Ali's sprangen hinzu, warfen sich über ihn her, und packten ihn an Händen und Füßen, so viel ihrer Raum um ihn fanden. Der Gewaltige rang mit allen, und gab sich noch nicht besiegt. Da warf ihm einer der Schergen eine Schlinge um den Hals und zog sie zusammen. Jetzt erst, als er halb erstickend, das Bewußtsein verlor, verließen ihn die Kräfte und die Arme sanken ihm matt herab. Sieben Dolchspitzen zuckten gegen seine Brust. Doch Ali Saradin rief: „Tödtet ihn nicht! Fesselt ihn! Er muß den Räubertod sterben."

So banden sie dem Starken Hände und Füße mit Seilen und Ketten, und lösten dann die erstickende Schnur. Als er die Augen wieder aufschlug, blickte er voll Ingrimm und Verachtung umher.

„Weißt Du, wer Dich besiegt hat, Du übermüthiger Suchäer?" fragte ihn Ali Saradin.

„Verrath und Mißgeschick!" antwortete Osraim stolz.

„Elender! Ali Saradins Kühnheit vernichtete Dich; doch seine Klinge ist zu edel, sich mit Deinem Blut zu beflecken. Du stirbst den Martertod der Verbrecher am Pfahl.“

Osraim zuckte ergrimmt zusammen und rüttelte wild in seinen Ketten und Banden, daß Alle ringsumher vor dem Gefesselten erbebten. Dann lachte er ingrimmig auf. — — Andere Gefangene wurden herbeigeführt. Unter ihnen war ein blondgelockter Jüngling. Dieser warf sich flehend zu Ali Saradins Füßen und rief: „Herr, schenke mir das Leben! Ich verschaffe Dir Osraims Schätze dafür.“

Osraim sah sich mit einem verächtlichen Blick nach dem Flehenden um. „Ich rettete Dein Leben dreimal, Achmet,“ sprach er, „Du verräthst mich nur einmal dafür, das ist löblich. Aber was weißt Du Knabe von meinen Schätzen?“

„Ach vergieb mir,“ rief der Jüngling, „Dein Leben hätte ich nie verrathen, doch mit Deinen Schätzen rette ich mich für meine Fatime, die um meinen Tod verzweifeln würde.“

Osraim schwieg verachtend. — „Rede Jüngling,“ sprach Ali Saradin, „Dein Leben soll Dir geschenkt sein.“

Osraim würde Dir niemals verrathen, wo er seine Schätze verborgen hat. Keine Marter besiegt ihn. Doch Du kannst sein Weib noch erreichen. Sie flüchtete durch das Felsgeklüft dort bei jenen Palmen. Sie entdeckt Dir Alles."

Osraim erblaßte und zitterte.

„Wie erkenne ich sein Weib, an welchem Zeichen —"

„Es giebt keinen edleren Wuchs kein schwärzeres Lokkenhaar in Arabien als Suleika's."

„Suleika?" rief Ali Saradin und erbebte ahnungsvoll.

„Suleika, Osraims Weib," erwiederte der Jüngling.

„Ibrahims Weib!" rief Osraim und knirschte in seinen Banden. Mit jeder Muskel arbeitete er, sie zu sprengen. Doch vergeblich, sie umschmiedeten ihn zu fest. Da verließ ihn die Kraft, und besinnungslos sank der Gewaltige zu Boden.

Drittes Capitel.

Osraim lag siebenfach mit Ketten umwunden im tiefen, dunkeln Gefängniß. Zehn bewaffnete Männer, unter ihnen Hassan, Abdul und Tamahor, bewachten ihn, vor dem verriegelten Thor des Kerkers gelagert. Alle waren sie traurig, denn Osraims Loos bewegte sie; zumal aber Tamahor, der ihn einst als Freund geliebt, und Abdul, der Großmuth von ihm erfahren hatte. Und anstaunen mußten sie ihn alle, den Tapfern, Kühnen, Gewaltigen. Nur scheu blickten sie durch das Eisengitter des Fensters in die schwarze Höhle zu ihm hinunter. Er lag stumm und starr, wie versteinert. Keinen Laut hatte er von sich gegeben, keine Sylbe gesprochen, seit ihn die Feinde als Gefangenen hinwegführten und auf Ali Saradins Schloß brachten. Denn ihm nagten Grimm und sorgender Schmerz an der Seele, weil er noch keine Kunde von dem Schicksal seines Weibes Suleika und seiner Kinder hatte, welche Ali Saradin, von dem Verräther Achmet geführt, verfolgte.

Die Krieger sprachen leise untereinander, damit er sie nicht hörte; denn sie wußten, was Ali Saradin beschlossen hatte, und wollten's ihm verbergen. An den Pfahl gespießt, sollte er den langsamen Tod der Marter, des Hungerns und Verschmachtens sterben, wie gemeine Räuber ihn erleiden. Das empörte Abduls und Tamahors Seele, denn sie waren als Kriegsgefangene edel von Osraim behandelt worden. Und gehörte er gleich zum Räuberstamm der Suchäer, so galten diese doch nicht für Entehrte, Nichtswürdige, sondern für ein kriegerisches Volk, das mit der Lanze sein Dasein gewinnt und vertheidigt, und von den Vätern her nur wie eins betrachtet wurde, das im offnen Kriege mit den Nachbarn lebte. Deshalb hätten sie Osraims Geschick gern abgewendet, wenn sie es vermocht hätten, ohne ihrem Herrn untreu zu werden.

Indem sie so gelagert untereinander sprachen, kam ein Derwisch des Weges daher, den Koran in der Hand, bald lesend, bald für sich Gebete murmelnd. Ein langer weißer Bart hing ihm bis auf den Gürtel hinab und weißes Haar bedeckte sein Haupt. Doch war er noch nicht im Greisenalter, sondern sein Antlitz zeigte kräftig männliche Züge.

„Allah behüte Euch!" sprach der fromme Vater, als er näher trat, und machte das Zeichen des Segens.

Die Krieger kreuzten die Arme auf der Brust und neigten demuthsvoll das Haupt.

„Reichet einem ermüdeten Wanderer einen Becher Wassers, Freunde," sprach der Derwisch und blieb stehn. „Ich bin durch die Wüste gekommen, meine Füße brennen und meine Zunge lechzet."

„Setze Dich zu uns, frommer Vater," sprach Abdul freundlich, „und theile unser Frühmahl. Aber wie kamst Du zu Fuß durch die schreckenvolle Barr Arab."

„Der Diener Allahs wird durch Gelübde gebunden," sprach der Derwisch fromm, „ich darf mich nicht von dem Rücken des Kameels tragen lassen. — Aber sprecht, Freunde! Weshalb liegt ihr in Waffen vor diesem Thurm? Erwartet Ihr Eure Feinde?"

„Wir bewachen sie. Osraim der Suchäer liegt gefangen in diesem Thurm!"

„Allah sei gelobt!" rief der Derwisch freudig aus, „so ist es möglich, daß ich meine Gelübde löse! Ihn wollte ich aufsuchen in den Klüften des Gebirges und die Milde des Furchtbaren erflehen! — Ein reicher Mann hatte, als er starb, große Schätze bestimmt, um ein Haus zur Pflege kranker Waisen und Wittwen anzulegen. Diese Schätze sollten nach der heiligen Medina geführt werden, allein Osraim überfiel die Karawane und raubte sie. Jetzt schmachten viele Unglückli-

che ohne Hülfe in bitterſter Noth, die ſchon Hoffnung auf die ſichre Ruheſtätte für Kummer und Alter hatten. Deshalb that ich das heilige Gelübde, ſo lange zu wallfahrten, bis ich auf Osraim ſtieße, um ſein Herz zu rühren; denn er ſoll auch großmüthig ſein, und hat niemals arme Pilger beraubt, die nach der heiligen Stadt wallfahrteten, ſondern nur die Reichen und Mächtigen gebrandſchatzt. Jetzt iſt er zwar gefangen, und ſeine Auslöſung wird er gewiß theuer bezahlen müſſen, dennoch hoffe ich, mein Flehen werde ihm das Herz ſo rühren daß er meine Bitte gewährt!"

„Du irrſt," frommer Derwiſch, ſprach Abdul, „Osraim bedarf nicht des Goldes zu ſeiner Auslöſung. Denn ſein Tod iſt unwiderruflich. So wie Ali Saradin, unſer Gebieter, hier auf dem Schloſſe eintrifft, wird er auf den Pfahl geſteckt!"

Beim Propheten!" rief der Derwiſch, „das wäre ein ſchweres Verbrechen, denn heut iſt ja ein heiliger Tag, an dem ſelbſt der ſchwerſte Verbrecher nicht gerichtet werden darf!"

„Wahrlich," rief Tamahor, „ſo iſt es; heut darf niemand die Hand an Osraim legen!"

„Sind denn auch ſeine Schätze in Eurer Gewalt?" fragte der Derwiſch. „Osraim beſitzt unermeßlichen Reichthum, aber er pflegt ihn tief zu verbergen und zu vergraben."

„Unser Gebieter hofft sein Weib Suleika noch zu erreichen, und sie soll ihm verrathen, wo ihres Gatten Schätze liegen," versetzte Abdul.

„Das vermag sie nicht," sprach der Derwisch, „denn selbst seinem Weibe vertraute Osraim niemals, wo er seine Reichthümer verbarg. Dies weiß ich von einem Waffengefährten des kühnen Suchäers, der auf den Tod verwundet in der Wüste liegen blieb, und den ich wallfahrtend auffand, ihn erquickte und heilte. — Aber hört mich: führt mich zu dem Gefangenen hinab. Die Seele des Verbrechers ist reuig, wenn er den Tod nahe sieht; ich werde sein Herz mit frommen Reden bewegen; vielleicht daß er mir entdeckt, wo seine Schätze verborgen sind; Ihr werdet ein heiliges Werk thun, wenn Ihr mir beisteht, den Dürftigen, Beraubten ihre fromme Spende wieder zuzuwenden."

„Das wollen wir thun," sprach Tamahor, „aber es wird Dir nichts helfen, denn Osraim, der niemand anders ist als der starke Ibrahim von Mekka, ist so voll Ingrimm, daß er niemandem Antwort giebt."

„Laßt mich es versuchen," antwortete der Derwisch, vielleicht daß es mir dennoch gelingt, denn auch der finsterste Böswicht hört in der Stunde des Todes ein frommes Wort gern." — Sie öffneten die Thür des Kerkers und führten den Derwisch hinab. Tamahor

und Abdul begleiteten ihn. Osraim lag starr, wie von Erz, und heftete das glühende Auge auf die Eintretenden. Der Derwisch ging bis zu seinem Lager heran, und machte das Zeichen des Segens über seinem Haupt, während er zugleich ein leises Gebet unverständlich murmelnd sprach. Da wurden Osraims Züge plötzlich milde, und er blickte den frommen Vater wehmüthig an.

„Siehe," sprach Tamahor zu Abdul, wie der Anblick des heiligen Mannes den Gewaltigen erschüttert. Mein Herz wehrt sich, ihn zu tödten, ihn, den tapfersten Sohn Arabiens," Abdul nickte stumm mit dem Haupt.

„Ich bin Sendor, Derwisch von Medina, der einst Deinen Waffengefährten pflegte und heilte. Ich komme Dir eine Bitte zu thun —"

Osraim hatte sich bei den ersten Worten emporgerafft, und aufrecht sitzend blickte er dem Derwisch starr ins Antlitz. Man sahe, daß seine Brust im Tiefsten erschüttert war. — Der Greis legte ihm jetzo seine Wünsche ans Herz. Osraim horchte so scharf auf, wie der Wanderer in der Wüste, der einen verborgenen Quell rauschen zu hören glaubt; seine Blicke hafteten an den Zügen des Derwisch wie das Auge des Sperbers an der Bergtaube, auf die er stoßen will. Als der Greis geendet hatte, sagte Osraim „Nun? Und

was soll ich thun, um Euch das Gold zurückzugeben, das ich geraubt? Soll ich diese Felsen in Demanten verwandeln? Diese Eisenbanden zu glühendem Gold zerschmelzen? — Was spottest Du meiner, da ich in Banden liege und nicht Herr bin einer verdorrten Dattel!"

„Ich weiß, Osraim, daß Du Deine Schätze vergräbst — zeige mir an, wo sie liegen."

Osraim warf einen furchtbaren Blick auf Tamahor und Abdul. Dann rief er hohnlachend: „Rufe doch auch Ali Saradin herbei; dann braucht er mein Weib und meine Kinder nicht foltern zu lassen, um zu erfahren, in welche Höhle der Löwe der Suchäer seine Beute trug! Fort!"

Mit diesen Worten wandte er sich finster ab, und warf sich auf's Antlitz nieder.

Der Derwisch schüttelte mißbilligend und betrübt das Haupt, und stand eine Zeit lang in tiefes Nachsinnen verloren da. Endlich wandte er sich zu Abdul und Tamahor und sprach leise: „Ihr seht, er mißtraut uns! Dennoch hoffe ich, durch sanfte Worte und heilige Sprüche des Korans das starre Herz des Verbrechers zu wenden, und ihn zu überzeugen, daß kein arges Trachten, einer verborgenen Giftpflanze gleich, in meinem Busen keimt. Aber schon die Gegenwart des Fremden, noch vielmehr die des Gehaßten, und vollends

die eines frohlockenden Siegers erschwert dem Schuldigen die Rückkehr auf den Weg der Reue, denn er scheut die Beschämung. Lasset mich daher allein mit Osraim und Ihr werdet erfahren, daß der Spruch wahr ist: „Mildes Wort dringt tiefer als scharfes Schwert."

Tamahor und Abdul sahen einander forschend an. Abduls Jünglingsauge sagte: „Hier sehe ich nur Gutes," der greise Blick Tamahors erwiederte: „Hier fürchte ich nichts Arges." So gingen sie, und ließen den Derwisch mit dem Gefangenen allein.

Die Schatten der Palmen waren kaum um ein Merkliches gerückt, als der Derwisch aus dem Gefängniß zurückkehrte. Sein Auge leuchtete freudig; er zog Abdul und Tamahor auf die Seite und sprach: „Es ist geglückt! Der starre Grimm Osraims hat sich, da der Tod unvermeidlich vor ihm steht, zur milden Versöhnung geneigt. Er will uns anzeigen, was er an Schätzen hier am nächsten verborgen hat, und was wir bis zum Anbruch des morgenden Tages ausgraben können. Kommt denn eilig mit mir hinab und hört seine eigenen Worte." — Sie stiegen wieder in den Kerker zu Osraim hinunter. Osraim saß aufrecht an einem Pfeiler und blickte umher wie ein König.

„Ich will," sprach er, „thun, was der fromme Derwisch von mir begehrt. Zwar sollte ich Dich ewig

haſſen, Abdul, denn Du haſt Verrath an dem geübt, der Großmuth an Dir übte; allein Du haſt es aus Treue gegen Deinen Gebieter gethan, und ſo vergebe ich Dir. Und auch Dich müßte ich haſſen, Tamahor, denn Du haſt den, der Dir viele Jahre ein Freund war, nicht gewarnt, als der Verrath auf ihn lauerte. Doch Du haſt es nur aus Treue gegen Deinen Gebieter gethan, und ſo vergebe ich auch Dir. Denn nahe über mir ſchwebt der gewiſſe Tod, und ihm beugt ſich das ſtolzeſte Herz, welches ſein gefährlichſtes Drohen verachtete. Darum iſt Sanftmuth in meiner Bruſt, nicht Ingrimm, und ſo will ich Euch zu Willen handeln. Doch dreierlei bedinge ich mir aus. Was ich von dem für Wittwen und Waiſen beſtimmten Gute geraubt, gebt Ihr dieſen ganz zurück. Mein Weib erhält die Hälfte des Uebrigen was Ihr ausgrabet, und es wird viel ſein. Den Ueberreſt mögt Ihr drei Euch theilen, doch unter der Bedingung, daß Ihr mir ein giftiges Kraut, eine Frucht oder eine Schlange zuſteckt, damit ich nicht die Schmach des Todes am Pfahl erlebe. Zu der Qual hätte ich gelacht, doch meines Feindes Frohlocken, wenn Schimpf und Martern auf mir laſten, will ich nicht ſehn. Dies müßt Ihr mir mit dem Schwur beim heiligen Barte des Propheten betheuern. Wollt Ihr?“

Ja, sprachen sie alle drei und schwuren diesen höchsten Eid der Moslemin.

„So hört! Schon seit drei Wochen hause ich in diesen Bergen, die sonst meinen Namen niemals gehört, seit ich das Raubschwert des Suchäers führe. Ich wollte Ali Saradin, meinen Todfeind, überfallen; funfzehn Jahre sparte ich meine Rache auf für den Raub und die Entehrung Suleika's; denn jetzt erst wähnte ich mich stark genug, seine Macht zu bezwingen. Des Propheten Gunst wandte sich von mir, ich fiel in die Hand meines Feindes, und Suleika bleibt ungerächt!"

„Wie?" fragte zitternd Tamahor, „so entrissest Du die Jungfrau nicht unberührt der Hand Ali Saradins?"

Osraims Auge funkelte wild. „Die Blüthe war vergiftet! Ein Jahr harrte ich, ob eine Frucht des Fluches reifen würde aus der Saat des Verbrechens! Allah hat es verhüthet! Da erst nahm ich Suleika zum Weibe. — Doch was schwatze ich thöricht zu Euch, die Ihr meine Rache hemmtet! Ich wollte Ali Saradins Schloß El Suhammit zerstören, alle seine Frauen verbrennen! Darum hause ich hier, und verbarg die Schätze, die ich mit hergeführt, oder hier gewonnen, rings umher in Klüften des Gebirges oder im Sand der Wüste. Drei Orte sind so nahe, daß Ihr sie er-

reichen könnt. Am heiligen Brunnen unter den Wurzeln der großen Palme liegen tausend Goldstücke. Kennt Ihr die Schlangenhöhle im schwarzen Felsthal? Dort in tiefster Spalte verbarg ich ein Granat-Geschmeide, dreitausend Goldstücke an Werth. Noch einen dritten Ort könnt Ihr erreichen in der Wüste, wo das scharfe Felsriff hineinläuft. Dort liegt, aber tief unterm Sande, an Perlen und Diamanten ein Schatz, dreimal das werth, was den Wittwen zu Medina bestimmt war. Ich habe mit äußerster Anstrengung der Kraft einen Stein unweit davon hingewälzt, den keines andern Menschen Arm zu bewegen vermag, damit ich die Stelle wiederfinde; ostwärts davon, zehn Männerschritte entfernt, ist der Ort, wo Ihr nachgraben müßt. Gehet denn hin, sobald die Sonne sinkt, und holet die Schätze. Dann aber gedenkt Eures Schwurs!" So sprach Osraim der Suchäer. —

Abdul und Tamahor hörten es begierig, denn ihr Herz war lüstern nach den Schätzen. Der Derwisch hob das Auge zum Himmel auf, und sprach fromm: „Dank sei dem Propheten, mein Gelübde ist erfüllt."

Mit Sonnenuntergang kehrte Ali Saradin zurück, die Brust voll Grimm und Rachsucht. Denn Achmet, der Verräther Osraims, hatte ihn nicht zu Osraims Weib Suleika geführt, sondern die Reue war in seine Brust zurückgekehrt, und so leitete er den Verfolger in

die öde Wildniß. Ali Saradin aber erkannte den Verrath, und ließ den Jüngling vom höchsten Felsen in den Abgrund stürzen; so büßte er das Unrecht, das er schon in tiefster Seele bereut hatte.

Ali Saradins zürnender Grimm wollte Osraims Leben sogleich opfern, nur des Derwisches ermahnendes Wort, daß er nicht frevle an dem heiligen Tage, hielt ihn zurück. Doch befahl er Schlangen und Molche in Osraims Kerker zu werfen, damit Schauder und Grausen ihn die Nacht hindurch quäle. Abdul und Tamahor aber tödteten die Thiere, preßten ihnen das Gift aus, um es Osraim heimlich zu geben, und warfen sie dann in tiefe Felsspalten.

Als es Nacht wurde, machten sie sich auf, um die Schätze zu heben; den Gefährten sagten sie, sie gingen hin, um mit dem Derwisch am heiligen Brunnen zu beten, weil sie es so gelobt, wenn sie aus Osraims Gefangenschaft errettet würden. „Bewahrt ihn indessen wohl," ermahnte Tamahor, „und lasset niemand mit ihm sprechen."

Am heiligen Brunnen angelangt, gruben sie unter den Wurzeln der großen Palme eines Mannesarmes Länge tief. Da stießen sie auf einen wohlverwahrten Beutel, der die Goldstücke enthielt. „Osraim hat redlich gesprochen," rief der Derwisch aus; „er sei gepriesen." — Sie gingen weiter zur Schlangenhöhle. In

den tiefſten Spalt der Kluft leuchteten ſie mit der Fakkel hinein und fanden das koſtbare Geſchmeide! — Jetzt eilten ſie froh der Wüſte zu. Tamahor kannte das Felsriff, das in das Sandmeer hinein ſpringt; er fand den ſchweren Stein. Zehn Schritte maß er oſtwärts, und begann mit Abdul rüſtig zu graben. Der lockere glühende Sand aber ſtürzte immer wieder hinab. Auch der Derwiſch nahm eine Schaufel zur Hand und half; doch gruben ſie eine Stunde und fanden nichts.

„Wehe uns!“ rief der Derwiſch aus, „Osraim hat uns getäuſcht, oder wir ſind nicht am rechten Platz!“

„Die Nacht verfliegt, wir müſſen eilig zurück zu ihm,“ rief Abdul. — Sein Rath war der beſte, er wurde befolgt. Nach Mitternacht waren ſie wieder zu El Suhammit, und ſtiegen in den Kerker hinab.

„O Ihr Thoren! Ihr Raſenden!“ rief Osraim, und knirſchte mit den Zähnen! „So habt Ihr Weichlinge mit ſechs Armen nicht einmal die Tiefe aufgraben können, die ich in einer halben Nacht allein ausgrub? Wähnt Ihr, man beſtreue einen ſolchen Schatz mit leichtem Flugſand, daß ihn der nächſte Hauch des Samum zu Tage bringt? Fort! Grabt, daß Euch die Sehnen reißen! Fort und eilt, denn der nächſte Wanderer, der die kühle Nacht wählt um den Weg durch die Wüſte zu machen, wird die aufgegrabene Stelle fin-

den, und Euch den Schatz rauben, den Ihr verließet als Eure Hand ihn schon berührte."

Alle drei schwiegen betroffen. Osraim wandte sein Antlitz gegen die Kerkermauer und verstummte.

„Aber waren wir auch auf der rechten Stelle?" fragte der Derwisch, und beschrieb den Ort, wo sie gegraben, genauer. — Da lachte Osraim höhnend hell auf und rief: „O Ihr Schatzgräber! Ihr blöden Schwächlinge! Den Stein, der dort lag, hieltet Ihr für den ächten? Den sollte Osraim mit Mühe gewälzt haben? Mit solchen Steinen würfelt er zur Kurzweil!" Damit wandte er sich zürnend wieder abwärts. —

Der Derwisch sprach leise mit beiden Gefährten. Sie schüttelten das Haupt zu dem was er sagte. „So geht alle zehn mit," sprach der Derwisch; „dann werdet Ihr doch den gefesselten Mann nicht mehr fürchten. Es ist doch besser, daß wir unserer zehn theilen, als daß keiner etwas bekommt."

„Es sei," sprach Abdul! Wir nehmen alle Wächter mit. Vor Sonnenaufgang können wir zurück sein. Sind wir alle dabei gewesen, so verräth uns keiner an Ali Saradin, dem unsere That nicht schadet, während sie uns reich macht und dürftigen Wittwen und Waisen zum Segen gereicht. — Wir haben einen Beschluß gefaßt, Osraim! Du selbst sollst uns führen. Wir

lösen die Fesseln Deiner Füße so, daß Du gehen kannst. Zeige uns die Stelle, wo Dein Schatz liegt." —

Osraim schwieg. „Nun wohl denn, ich will's," sprach er nach langem Zaudern; „ich will's um meiner trauernden Wittwe Suleika willen. Kommt denn!"

Sie lösten ihm die Fesseln der Füße. Tamahor vertraute das Geheimniß den übrigen Wächtern, und verhieß ihnen reichen Antheil an dem Schatze. So machten sie sich auf; die Bewaffneten mit geladenen Büchsen blieben dicht um und hinter Osraim, der stolz wie ein gefesselter Löwe dahin schritt. Sie erreichten die Wüste auf dem nächsten Pfade; Osraim blickte auf den leuchtenden Sirius, und schritt dann quer durch das Sandmeer. An einem mächtigen Felsblock, den vier Männer nicht gewälzt hätten, stand er still. „Hier," sprach er, „grabt; aber wacker, denn der Schatz liegt tief."

Die Männer begannen. Sie arbeiteten mit aller Kraft der Muskeln, doch der trockene, durchglühte Sand stürzte fast reichlicher in die Tiefe nach, als sie ihn herausschafften. Jetzt leuchtete das erste Morgenroth am Rand der Wüste. Osraim stampfte ungeduldig mit dem Fuße auf. „Die Hyäne hätte ein Aas tiefer ausgescharrt als Eurer Zehne den Schatz; aber der Morgen kommt herauf und er fällt in Saradins Hände!" — Die Männer arbeiteten mit verdoppelter Kraft. Einer

sank erschöpft hin, dann ein zweiter, ein dritter, endlich auch Tamahor. „Hoher Prophet" rief Osraim gegen die erblassenden Sterne hinauf, „gönne meinem Feinde nicht diesen höhnenden Sieg über mich! — Löset mir nur einen Arm," rief er heftiger, „und ich wälze Euch den Schatz herauf, ehe dort der sinkende Tomahand an den Rand der Wüste streift."

„Ja, löset seine Fesseln, daß er uns helfe!" riefen die Krieger erhitzt von Begierde durch einander. „Unsere geladenen Büchsen bürgen dafür, daß er uns nicht entkommt!" — Tamahor wollte bedenklich einreden. Doch Abdul rief; „Was fürchtest Du? Es ist das einzige Mittel! Wird der Wehrlose zehn Bewaffneten entrinnen?" Zugleich trat er zu Osraim heran, und löste ihm die schwere Eisenkette, die über den neuen Seilen, mit denen Osraims Hände gebunden waren, beide Arme umschnürte.

Kaum aber sank die Kette, da zerriß Osraim, stark und ergrimmt wie Simson, die Seile wie Fäden eines Spinngewebes. Schneller als Abduls Gedanken hatte er diesen mit grimmigen Fäusten gepackt und schleuderte ihn unter die übrigen, daß vier, wie von einem herabrollenden Felsblock niedergerissen, zu Boden stürzten. Zugleich hatte der Derwisch den weißen Bart und das Faltengewand weggeworfen, und schmetterte mit der Linken Tamahor auf's Antlitz in den Sand, während

er mit der Rechten den Dolch in seines Nachbars Nakken stieß. Da ergriff grausendes Entsetzen die drei letzten, und sie flüchteten wie gescheuchtes Wild den Bergen zu. Osraim aber brauste, dem Tiger gleich, in die dämmernde Nacht der Wüste hinein, und bevor einer der Niedergeschmetterten das Haupt erhob, waren er und sein getreuer Retter Sendor verschwunden.

Aber sie blieben nicht lange verborgen, denn in der nächsten Mitternacht schlugen die prasselnden Flammen hoch aus dem prächtigen Schloß El Suhammit auf, und Osraim des Suchäers Rache leuchtete weit durch die Nacht in die Wüste und in die Berge hinein.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Digitized by Google

Sommerfrüchte.

Gesammelte Erzählungen

von

Ludwig Rellstab.

Zweiter Theil.

Die Venetianer.
Drei Tage an den Ufern des Orinoko.
Der Pflegesohn.

Leipzig,
Verlag von Karl Franz Köhler.
1838.

Digitized by Google

Die Venetianer.

Novelle von Ludwig Rellſtab.

Digitized by Google

Seit zwei Monden erregte in Venedig ein Mädchen eben so durch ihre unerklärten ganz eigenthümlichen Lebensverhältnisse, wie durch ihren Geist und ihre Schönheit, allgemeines Aufsehen. Sie nannte sich Rosaura, war auf einem griechischen Schiffe aus Constantinopel gekommen, und hatte sich Venedig zum Wohnorte gewählt. In ihrer Begleitung befand sich eine Alte, die man, außer in der Frühmesse von San Marco, nirgends zu sehen bekam, und eine artige Zofe, Namens Lucie, welche nicht abgeneigt war, ein Geschenk anzunehmen, um den jungen reichen Nobili von Venedig, die von dem Reize Rosaurens gefesselt waren, den Zutritt zu ihrer Gebieterin zu verschaffen. Dies war Alles, was man in der Stadt wußte; desto mehr aber wollte man wissen, desto seltsamere Gerüchte trugen sich umher. Nach einigen war Rosaura eine griechische Fürstin, die ihrem grausamen Gemahl entflohen sey; Andere behaupteten, sie sey nicht vermählt,

sondern habe nur die Flucht ergriffen, um einem verhaßten Ehebande zu entgehen, zu dem ihr Vater sie zwingen wollen. Noch Andere hatten die Vermuthung aufgestellt, sie sey dem Harem des Großherrn entflohen, wohin sie, von Corsaren geraubt, verkauft gewesen sey. — Es schien ihr selbst darum zu thun, diese Gerüchte unbestimmt und dunkel zu lassen, denn sie wich jeder noch so entfernten Frage, welche ihre früheren Schicksale berührte, entschieden, doch mit Gewandtheit aus, und wollte die auffallende Erscheinung, daß ein so junges, wahrscheinlich unvermähltes weibliches Wesen ganz als eigene Herrin ihres Thuns dastehe, und sich eine Freiheit der Lebensverhältnisse gebildet habe, auf die nur der Mann Ansprüche zu haben glaubt — durch nichts erklären, als durch die Natur ihres Wesens, die oft noch räthselhafter war als ihre äußerliche Lage.

Von dem ersten Tage an, wo sie lustwandelnd auf dem Molo erschien, hatte der ganz eigenthümliche Reiz ihrer Erscheinung unzählige jüngere und ältere Nobili gefesselt. Alle hatten sich ihr zu nähern versucht, sie aber mit ungebundenster Willkür diesen aufgenommen, jenen zurückgewiesen, jenem Freundliches gesagt, diesen verspottet, mit einem nur ernst, und wie es schien tief bewegt, gesprochen, mit dem anderen nie etwas anderes gethan, als gescherzt und gelacht. Doch hatte ihr Scherz oft etwas Bitteres, nicht gegen einzelne Perso-

nen, sondern gegen die Welt überhaupt. Auf jede Weise aber lockte und zog sie unwiderstehlich an wen sie wollte, und es war weniger ihre Schönheit, durch welche sie so viele Verehrer fesselte, als dieses wunderbar phantastische Wesen, das sich auch in ihrem ganzen äußern Erscheinen, am zartesten aber in den Zügen ihres Antlitzes, in dem wechselnden Strahle ihres Auges aussprach, welches bald lächelnden Glanz der Heiterkeit, bald zarten Schimmer der Wehmuth zurückspiegelte, oft aber auch in dunkler schwärmerischer Gluth, ja im tiefbrennenden Feuer der Leidenschaft aufflammte. So schien es Jedem, der mit ihr umging, als sey das, was man von ihr hörte und sah, nur ein einzelner, geringer Theil ihres Selbst, und als halte sie noch viel holdere Zauber und wunderbarere Kräfte tief verschleiert und in sich verborgen.

Von den Vielen, die sie umringten, ihr schüchtern oder verwegen nahten, hatte keiner ihre Gunst in dem Maße gewinnen können, daß er sich mehr als einer leichten Höflichkeit oder Freundlichkeit, die stets mit der feinsten Sitte in dem Einklange blieb, hätte rühmen dürfen. Weder die Gluth zärtlicher Blicke und überredender Worte, noch die Pracht reicher Geschenke gewannen ihr einen nähern Antheil ab. Auch war sie hierin so willkürlich wie in Allem, denn oft wies sie die reichsten Gaben wie beleidigt zurück; dann nahm sie

wieder die geringste Kleinigkeit mit Freundlichkeit auf, und wußte reicheren Bewerbern sogar durch eine Art anmuthigen Zwanges große Geschenke abzugewinnen, zumal wenn sie bemerkte, daß der Geber zwar den Schein der Freigebigkeit hatte, aber es nicht wirklich war. Meist pflegte auch ein solcher Ritter, der sich nun durch ein mit schlecht verhehltem Verdruß gebrachtes Opfer einen sichern Platz in ihrer Gunst und ihrem Besuchzimmer erkauft zu haben meinte, von Stunde an schnöde behandelt, verspottet, wohl gar vor der Thür abgewiesen zu werden, als sey Rosaura nicht zu Hause, bis er, aufs äußerste gekränkt, ganz wegblieb. Daß die eigenwillige Schöne daher, trotz ihrer Reize und Liebenswürdigkeit, doch nachgerade eine Menge Feinde in Venedig hatte, daß namentlich die Frauen, die auf ihre Siege eifersüchtig waren, solchen Anlaß eifrigst benutzten, um die schmähendsten Gerüchte über sie zu verbreiten, ist begreiflich. Rosaura erfuhr es, und auf ihre Weise spottete sie bald darüber, bald fühlte sie sich tief beleidigt und vergoß Thränen; niemals aber kam es ihr in den Sinn, ihre Lebensweise auch nur im mindesten zu ändern. — Dazu wäre es aber auch zu spät gewesen; denn die stolzen Frauen der Nobili, welche sie schon von Anfang an als eine unbekannte Abenteuerin über die Schulter angesehen, und die Sagen von ihrer fürstlichen Geburt und Aehnliches spöt-

tisch belächelt hatten, betrachteten sie jetzt als eine öffentliche, aber schlaue und geistvolle Buhlerin, die ihr unwürdiges Gewerbe mit tausend Künsten zu verschleiern wisse, und vielleicht nur aus Klugheit, um die Waare im Preise, die Lust darnach rege zu erhalten, mehr versagte, als sie zu gewähren schien. —

Rosaura saß hinter großen Blumenstöcken, die auf dem nach der See hinausgehenden Balcon ihres Saales standen, und Lucie flocht ihr das Haar, weil sie baldzum Abendspaziergange nach dem Molo fortwollte. — Das Meer in tiefster Ruhe glich einem krystallenen See; der dunkle italienische Himmel, und am äußersten Rande die Abendröthe, spiegelten sich darin ab. Kein Hauch des Windes bewegte die Fläche; nur der plätschernde Ruderschlag von den vorübergleitenden Gondeln brachte hier und da einen leichten Wellenschlag hervor, dessen dunklere Spuren sich in langen Streifen durch die ruhige Fluth zogen. — Rosaura hatte einige Male ungeduldig das Haupt bewegt, ein Zeichen, welches Lucie schon kannte, und sich daher beeilte, mit ihrem Geschäfte fertig zu werden. — Der Abend ist schön, begann sie, um ihre Gebieterin zu zerstreuen — der Molo wird sehr besucht sein. Wohl hundert Gondeln sah ich schon hier vorbei kommen. Auch der junge schöne Offizier, — fuhr sie scheinbar gleichgültig fort —

der die Nachricht von dem Siege der Flotte gebracht hat, fuhr eben vorüber. Habt Ihr ihn gesehen, Signora?

Nein! Wer kann nach allen den jungen Thoren sehen? — erwiederte Rosaura fast unwillig.

Er hat auch nicht nach dem Balcon heraufgesehen, — fuhr Lucie fort; — es ist unhöflich von ihm, denn Ihr warfet ihn doch neulich einen so schönen Lorbeerkranz in die Gondel hinab, als er vorüberfuhr!

Rosaura bewegte das Haupt noch ungeduldiger. Schwäzerei! spute Dich statt zu plaudern! — Dem Tone dieser Worte gab Lucie eine ganz andere Erklärung, als darin zu liegen schien, beobachtete aber ihre Gebieterin genauer. Da sah sie einen Silbertropfen auf ihren schönen nachlässig im Schooße liegenden weißen Arm fallen, und gleich darauf einen zweiten, die Rosaura beide hastig mit dem Tuche verwischte.

Gewiß ist Euch eine der unausstehlichen Seemücken ins Auge geflogen, — sprach Lucie, indem sie die letzte Nädel im Haare befestigte, mit dem angenommenen Tone der Unbefangenheit; — sie verleiden mir den Aufenthalt in Venedig ganz und gar!

Du bist unerträglich, Mädchen! — rief Rosaura und sprang auf — Du weißt recht gut, wie Du mich quälst, aber Du hast Deine Freude daran. — Dabei

brach sie in Thränen aus, verhüllte sich das Antlitz und sank wie erschöpft in einen Lehnsessel. —

Signora! — bat Lucie und näherte sich schüchtern — wie konnte ich glauben, daß ich Euch so tief verletzen würde? — Daß Ihr den schönen tapfern Jüngling gern gesehen, ließ sich zwar errathen; Eure Thränen erkläre ich mir auch, aber nur aus Verdruß über seine unritterliche Gleichgültigkeit. — Rosaura schwieg und seufzte. —

Lucie hatte durch den Schmerz ihrer Gebieterin ihre heitere Stimmung noch nicht verloren. — Ich begreife nicht, was Ihr fürchtet, Signora, — sprach sie — wenn der junge Mann Euch auch ein oder zwei Mal unbemerkt gelassen hat, so ist vielleicht daran nur der Zufall schuld. Ihr habt ihn einige Male im Gedränge auf dem Molo gesehen, ihn angelächelt, und er hat Euch nicht begrüßt! Je nun, es ist auch möglich, daß er zerstreut war, und Euch zwar zu sehen schien, aber doch nicht sah; denn wie oft heften wir unser Auge starr auf einen Punct und sehen doch nicht, was daselbst vorgeht.

Weil unsere Seele und unser Herz nicht bei dem Blicke sind! — seufzte Rosaura.

Nun freilich, weil sie eben zufällig wo anders weilen, also auch durch das Auge nichts in sie eingehen konnte? Wenn aber —

Und vergiſſeſt Du den Kranz?

Ihr warfet ihn vom Balcon in ſeine Gondel, tratet aber viel zu raſch hinter die Blumenſtöcke zurück. — Ich ſah doch, daß er ſich oft nach dem Balcon umſchaute. Wie nun, wenn er Eure That für einen Zufall gehalten hätte, und aus Beſcheidenheit nicht hinauf blickte, Euch nicht zu beſchämen? — Und wenn auch nicht! Wenn er auch ganz kalt und gleichgültig wäre, doch ſollte er mir nicht entgehen, wenn ich Eure Reize beſäße. Welcher Mann widerſtände dem Reize der Jugend, der Schönheit und vollends ſeiner Eitelkeit? Ich würde mich getrauen, den Stolzen zu umgarnen, vollends Ihr! So viel wird den Männern nicht geboten, daß ſie ſo ſchwierig in der Auswahl ſeyn ſollten!

O ja, wir vermögen jeden zu feſſeln, mit dem wir ſpielen, der uns gleichgültig iſt; nur den nicht, der uns ſchon gefeſſelt hat. — Bei dieſen Worten füllten neue Thränen Roſaurens ſchönes Auge.

Wenn Ihr mir folgen wollt, Signora, — ſprach Lucie lebhaft — ſo will ich Euch meinen Kopf zum Pfande ſetzen, daß der junge Held in wenigen Tagen der Eurige iſt.

Ja, zum flüchtigen Genuß des Augenblicks, um mich dann deſto kälter zu verſtoßen! Wenn ich mich

so Preis geben will, dann freilich auf solche Bedingung ist er mein, wie Jeder in Venedig,

Führt ihn nur erst so weit, so wird das Uebrige sich leicht finden, — fuhr Lucie dringender fort.

Ja, die Verachtung nach dem Genusse, — sprach Rosaura empört und stand auf — ich will fort ins Freie, in das Gedränge des Molo.

Lucie ließ die Gebieterin nicht so leicht davon. In Eurer Stelle, — sprach sie — besuchte ich morgen das Fest, welches der Doge auf seiner Villa zur Feier des Sieges über die Türken gibt, denn ich weiß, Signor Ludovico wird dort seyn.

Du bist eine Rasende, — entgegnete Rosaura — ich auf dem Feste des Dogen! — Ich, der die stolzen Frauen der Nobili ausweichen wie einer Verpesteten.

Wer will Euch in der Maske erkennen, — fiel Lucie rasch ein, — in Venedig geht alles in Larven zum Feste, eine Freiheit, die Euch eben so gestattet ist. Dort könnt ihr Ludovico sehen, sprechen, ihn durch Geheimniß reizen, Euch endlich von ihm besiegen lassen, versteht sich, nur so, daß er selbst sich den Besiegten glaubt, und den Preis des Kampfes noch in unerreichter Ferne vor sich sieht.

Rosaura hatte nachsinnend mit gesenktem Haupte dagestanden, dann sprach sie schon halb überredet: Und vergissest Du, daß ich Foscari's Anerbieten, sein kleines

Landhaus am Brenta zu beziehen, angenommen habe, — daß ich morgen hinaus will?

Deſto beſſer, die Villa des Dogen liegt noch über Meſtre hinaus. Um ſo weiter wird der Weg, auf dem Euch Ludovico in der Gondel begleiten darf, bevor Ihr ihn entlaßt, — oder noch beſſer, Ihr beſcheidet ihn zu einem Frühbeſuche, wenn Alles ſich dem Schlummer übergeben hat, und wandelt im Roſendufte des Morgens am Ufer des Brenta auf und nieder mit ihm. Vielleicht wählt Ihr auch die dunkle Laube —

Schweig, — unterbrach Roſaura ſie heftig — ſchweig, ich will nichts weiter von Deinen Vorſchlägen hören, ſie führen alle nur zum Verderben. — Bei dieſen Worten hüllte ſie ſich in den dunkeln türkiſchen Shawl, den ſie aus Conſtantinopel mitgebracht, und trat ihren Weg nach dem Molo an.

Kaum erſchien ſie daſelbſt, ſo verſammelten ſich wie gewöhnlich die jungen Nobili um ſie her und umſchwärmten ſie von allen Seiten. Dieſer ſagte ihr etwas Schönes, jener überreichte ihr einen Strauß der ſeltenſten Blumen, — der warf ihr brennende Blicke zu, ein Vierter ſuchte ihre Gunſt durch einen koſtbaren Ring zu erwerben, den er ihr an den Finger ſteckte, und es dabei wagte ihr die Hand leiſe zu drücken. Stolz und unwillig zog Roſaura ſie zurück, ſtreifte raſch den Ring wieder ab und ſprach, zu Lucie gewandt.

Ich verſprach Dir geſtern ein Geſchenk; hier nimm es. — Glühend vor Unwillen wandte ſich der Beleidigte ab und verlor ſich in der Menge.

Da trat aus dem Gewühle ein Mann von hohem Wuchſe und ſtolzem Anſehen, doch ſchon in reiferem Alter, hervor. Es war der reiche, mächtige Marcheſe Foscari, der ebenfalls zu denen gehörte, welche die Gunſt Roſaurens ſuchten. Doch that er es nicht demüthig, bittend, ſchmeichelnd, — ſondern mit Würde, ja mit einem gewiſſen Adel; freigebig mit Gold, karg mit ſüßen Worten, dreiſt, aber gemeſſen in dem, was er that. Er war der Einzige, den Roſaura nicht mit Willkür behandelte, wiewohl ſie ſich ſpröder gegen ihn zeigte, wie gegen viele andere; das machte, ihn fürchtete ſie, denn er kannte ſie — halb. Ein Zufall hatte ihn nämlich zu der Entdeckung geführt, daß Roſaura nicht reich war, ſo daß es ihr, ſo glänzend der Schein war, der ſie umgab, bisweilen an dem Nöthigſten fehlte. Zwar koſtbare Gewänder, indiſche und türkiſche Tücher, Schmuck beſaß ſie im Ueberfluß, weil ſie dergleichen Dinge als Geſchenk erhielt; doch gemünztes Gold fehlte ihr oft. In einer dringenden Verlegenheit dieſer Art hatte ſie die Alte in ihrer Begleitung zu einem jüdiſchen Wechsler geſchickt und ſich von dieſem auf ein Stirngeſchmeide eine Summe in Zechinen geliehen. Nach Verlauf der Zeit löſte ſie es nicht ein und der Jude

bot es Foscari zu Kauf an, der es einmal in einem rothen Sammetkäſtchen bei Roſaura geſehen hatte Er zahlte die Dukaten und brachte es heimlich mit zu Roſauren, wo das Käſtchen noch immer, als enthalte es den Schmuck, auf dem Putztiſche ſtand. Unbemerkt öffnete er es, fand es leer, that den Schmuck hinein, der genau in die ausgezackten Räume paßte, und war nun ſeiner Sache völlig gewiß.

Roſaura bemerkte, was geſchehen war, und eine dunkle Gluth der Scham färbte ihr Angeſicht. Foscari war großmüthig genug, nicht eine Sylbe zu ſprechen, allein von dieſem Augenblicke an ſuchte er ſeinem Ziele durch Freigebigkeit näher zu kommen. Roſaura aber fühlte ſich durch ihn beängſtigt und konnte nicht den freien, ſtolzen Uebermuth gegen ihn üben, den ſie gegen Andere geltend machte, ja ſie gewann nicht einmal in ſeiner Gegenwart den Muth dazu. So erſchrak ſie auch jetzt, da er ſo unvermuthet hinzutrat, als ſie eben eine jener Handlungen des Uebermuths und der Verſchwendungen begangen hatte, die ihr Laune und Leichtſinn ſo oft eingaben. Er hatte jedoch nichts bemerkt oder wollte nichts bemerkt haben, grüßte mit ritterlicher Feinheit, aber frei und ungezwungen, und nahm eben ſo den Platz an ihrer Seite ein, als ſey er dazu berechtigt. So verloren ſich ſich im Gedränge des Molo. —

Zweites Capitel.

Das Fest, welches der Doge Andrea Cornaro allen Edlen Venedigs zur Feier des Sieges gab, versprach eins der glänzendsten zu werden, die man seit langer Zeit erlebt hatte. Die weitläufigen Gärten, welche die Villa Cornaro umgaben, waren zauberisch beleuchtet. Blumenkränze zogen sich von Baum zu Baum; Musik erscholl aus den Tanzsälen und aus den Gebüschen. — Bereits waren die Lagunen mit unzähligen geschmückten Gondeln bedeckt, die ihren Weg nach der Villa nahmen, den Fluß hinaufruderten und dann an den Gärten Cornaro's anlegten, um die geschmückten Edlen und Frauen ans Land zu setzen. Wie es die venetianische Sitte jener Zeit gebot, war es im Belieben der Gäste gelassen, ob sie in Masken erscheinen wollten oder nicht, ob sie zu dem venetianischen Mantel eine ganze oder halbe Larve brauchten, oder eine eigenthümliche Tracht wählen mochten. Der allgemeine Sinn für die Maskenfreuden, das Geschick, die Uebung der Venetianer und Venetianerinnen, diese Art der Belustigung geistvoll zu erhöhen, endlich auch die Sicherheit, welche das strenge Gesetz Venedigs ge-

rade den Masken gewährt, bewirkten, daß bei diesem Feste, so wie bei allen ähnlichen, fast Niemand in seiner gewöhnlichen Tracht erschien, sondern jeder wenigstens auf kurze Zeit eine Maske wählte, um irgend einen Scherz auszuführen oder ein artiges Abenteuer anzuknüpfen.

Ludovico Terno, der tapfere junge Krieger, den der Befehlshaber der Flotte, Marchese Dandolo, mit der Siegesbotschaft nach Venedig geschickt hatte, um ihn dadurch für seine eigene Tapferkeit in der Schlacht zu ehren, und ihn der Quelle der Belohnung näher zu führen, Ludovico war von dem Dogen zu dem Feste geladen worden.

Ludovico hatte indessen die Ehre nicht eben mit großer Freude angenommen; denn erstlich war ihm das Gewühl glänzender Feste an sich zuwider, und zweitens fühlte sich der Jüngling, der weder Ahnen noch Gold besaß, sondern als ein früh verwaister und in die Welt verstoßner Knabe, was er war, allein seinem wackern Schwerte zu danken hatte, unter den stolzen reichen Nobili von Venedig, nicht frei und wohl. Mancher mißgönnte ihm auch wohl die Auszeichnung, die er so jung erfahren hatte, und ließ es ihn fühlen, zumal da er nicht einmal ein Citadino oder Bürger von Venedig, ja sogar nicht in der Stadt selbst geboren, sondern der Sohn einer armen Gärtnersfrau zu Campo alto, mithin von der geringgeschätztesten Herkunft war. — Mißmuthig und stumm ging er daher zwischen den glänzen-

den Masken auf und ab, und suchte, so oft es möglich war, dem Gedränge zu entkommen, um einen einsamen Platz im Garten zu wählen. Junge Paare, die ebenfalls gern die stilleren Lauben aufsuchten, verscheuchten ihn jedoch oft wieder von einem solchen Zufluchtsorte, und er mußte dann wider Willen unter das Drängen und Treiben der Masken zurückkehren, das ihm um so verdrießlicher war, als er selbst keine Larve trug, und daher oft seinen Namen mit scherzenden Anspielungen hören mußte, die er nicht erwiedern konnte. Ein ähnliches Unglück dieser Art schien ihm bevorzustehen, denn eine schlanke Schöne, in der Tracht einer Zigeunerin, heftete ihre schwarzen brennenden Augen auf ihn und fragte: Signor, soll ich Euch wahrsagen? Was gilt's, ich errathe den Grund Eures düstern Aussehens!?

Leicht möglich, schöne Donna, — antwortete Ludovico gezwungen lächelnd — er liegt weder so tief, noch ist er so geheim.

Ich sehe aber auch in die Zukunft; wollt Ihr mir Eure Hand vertrauen?

Ludovico reichte sie lächelnd dar. Hm! — sprach sie, indem sie sie aufmerksam betrachtete und hin und wieder befühlte — eine Hand, die viele Abenteuer weissagt! — Die Mitternachtsstunde wird Euch auf die Probe setzen! — An der großen Cypresse dort dürftet

Ihr leicht ein Kleinod finden und verlieren! — Sucht nur dort, was Ihr verloren. — Pfeile und Schwerter schneiden vergeblich durch Euren Lebensfaden; wenn ihn nur die Flamme nicht verzehrt! — Haltet fest, was ich Euch in die Hand drücke!

Ludovico fühlte einen ziemlich starken Druck, als würde ihm eine kleine Münze in die Hand gepreßt, und die artige Prophetin suchte ihm die Finger zur geschlossenen Hand zusammenzubeugen. Er leistete willig Folge, um das, was er zu halten glaubte, nicht zu verlieren. Sie zog darauf ihre beiden weichen Hände zurück und sprach: Schließt das Auge, zählt zwölf nicht rascher, als die Uhr auf dem Thurme von San Marco schlägt, und dann betrachtet den Talisman, den ich Euch geschenkt!

Ludovico that, wie ihm geboten war; als er jedoch das Auge öffnete und zugleich nach der Zigeunerin und seiner Hand blickte, war jene verschwunden und diese leer. Er war betroffen; eine röthliche Stelle in der Handfläche zeigte ihm, daß ihm zwar wirklich etwas hineingedrückt worden, aber nicht gelassen war. Mit Erstaunen aber erblickte er, daß sein eigner Siegelring ihm fehle. Er sah sich rings nach der Zigeunerin um: vergebens; er drängte sich durch die Masken: eben so vergeblich. An der großen Cypresse, die am entlegensten Theile des Gartens stand, hatte er zuvor, dessen

erinnerte er sich ganz deutlich, in Gedanken versunken, mit dem Ringe gespielt. Die Worte der Wahrsagerin: Sucht nur dort, was ihr verloren, fielen ihm jetzt wieder ein. Er eilte dahin; es war Niemand zu sehen, sein Ring nicht zu finden. — Seltsam, — rief er unwillkührlich aus — solltest Du wirklich hier ein Abenteuer erleben? — Um Mitternacht, — hauchte eine Stimme neben ihm. Er sah sich. um; die dunklen Tarusgebüsche rauschten, ein weißes Gewand schimmerte durch das Laub und verschwand im Dunkel der Nacht. Ludovico eilte nach, doch alle Bemühung, die räthselhafte Schöne zu finden, war umsonst. Der Garten hatte so verschlungene dunkle Irrgänge, daß man nur wenige Schritte vor sich sehen und durchaus nicht errathen konnte, welchen der sich kreuzenden Pfade ein flüchtiger Fuß genommen hatte. —

Wunderliches Abenteuer, — sprach Ludovico für sich, und blieb sinnend stehen. — Je nun! Vielleicht löst die Mitternachtsstunde Dir das Räthsel! — Du mußt Dich bis dahin gedulden. — Um sich zu zerstreuen, begab er sich jetzt mitten in das Gewühl der Masken, entschlossen, Alles aufzubieten, um die geheimnißvolle Zigeunerin wieder aufzufinden. Allein wie er auch aus einem erhellten Laubengange in den andern schweifte, wie er die Tanzsäle und den Garten rings durchspähete, er entdeckte die Verschwundene nicht. Endlich, indem

er eben aus einer dunklen Platanenwölbung auf einen freien Platz trat, den das Licht des Mondes bestrahlte, sah er zu seinem freudigen Erstaunen jenseit desselben das rothe goldgestickte Gewand des Zigeunermädchens leuchten, wie es eben in einem erhellten Laubgang, wo sich viele Masken drängten, verschwand. Hastig wollte er nacheilen, doch in demselben Augenblicke kam ihm zu seinem Verdrusse der Doge, der mit Foscari Arm in Arm ging, in den Weg, und redete ihn mit der freundlichen Höflichkeit des Wirthes und in jener herablassenden Weise an, welche dem milden wohlwollenden Greise eigen war. Ludovico mußte Rede stehen; doch war er so zerstreut und verwirrt, daß er kaum wußte, was Cornaro ihn gefragt und er ihm geantwortet hatte. Hinzutretende Nobili gaben ihm Gelegenheit, sich loszumachen, und er setzte nun seine Nachforschungen fort, aber nicht glücklicher als zuvor.

Die ungeduldig erwartete Mitternachtsstunde war endlich herangekommen, ein Theil der Gäste hatte sich schon entfernt, der Garten war einsamer geworden. Ludovico schlich mit pochendem Herzen auf Nebenwegen der großen Cypresse zu. Als er in den abgelegenern Theil des Gartens gelangt war, hörte er, in einem dunklen Gebüsch vor sich, murmelnde Stimmen; er stand still, horchte auf und blickte spähend durch die Zweige. Da sah er im Dämmerscheine des Mondes

einen Mann von hohem Wuchs, der seine glänzende Festkleidung eben abgelegt und sich von einem Mohren einen weiten schwarzen Mantel überwerfen ließ. Hierauf zog er die Schuhe ab und ein paar Reiterstiefeln an, die ihm der Mohr gleichfalls reichte; endlich übergab er demselben seinen zierlichen Degen und ließ sich dafür ein gewichtiges Ritterschwert umgürten. — Ist Dein Bündel fertig?— fragte er den Mohren, der die abgelegten Kleidungsstücke zusammenpackte und in ein Tuch band. — Ja, Herr! — So laß uns fort, ehe es zu spät wird. Du bist doch aber aller Deiner Leute sicher, und gewiß, daß der Alte fort ist? — Pah! fragt Ihr doch, gnädigster Herr, als ob ich ein Schulbube wäre! Ich dächte doch, ich hätte Euch schon sonst gezeigt, daß man sich auf mich verlassen kann! — — Gib mir die Larve! Wir können sie hier und dort brauchen! — Der Mohr reichte seinem Herrn eine schwarze Larve, welcher dieser anlegte und dabei sagte: Also die Zigeunerin glaubst Du erkannt zu haben? — Ludovico lauschte mit angehaltenem Athem: So sicher wie mich selbst! Da wir einmal Verdacht hatten, schlich ich ihr so lange nach, bis ich —

Weiter konnte Ludovico nichts verstehen, denn der Nobile, wenigstens mußte man ihn dafür halten, war eben mit dem Festbinden der Larve fertig geworden und drehte sich abwärts, worauf der Diener ihm folgte und

die letzten Worte so abgewendet sprach, daß trotz der Stille der Nacht nicht zu hören war, was er sagte. Behutsam ging Ludovico nach, doch sie nahmen ihren Weg gleich darauf völlig abwärts von der großen Cypresse, so daß ihm nur die Wahl blieb, sie oder sein Geheimniß weiter zu verfolgen, und da zog er denn natürlich das Letztere vor.

Unter der Cypresse angelangt, fand er alles rings umher einsam. Er wartete wohl eine halbe Stunde. Mitternacht war längst vorüber; Niemand ließ sich sehen. Nur in der Ferne hörte er verworrene Stimmen, das Geräusch der abstoßenden Gondeln, das Rufen der Gondoliere, das Singen anderer. Eben wollte er ungeduldig und mißmuthig sein Abenteuer aufgeben, überzeugt, daß nur Zufall, Scherz und Muthwille ihn getäuscht hätten, als er im dichten Buschwerke flüsternde Laute hörte, und bald auch ein weißes Gewand durch die Nacht schimmern sah. Es waren zwei Frauen, beide trugen lange weiße Schleier, waren aber sonst in dunkle weiße Mäntel gehüllt.

Du gehst gewiß fehl, — sprach die eine; wir kommen so ganz von der Gesellschaft ab.

Nein, nein, es ist schon richtig, — erwiederte die zweite; — ich habe unsere Gondel hier weiter hinauf bestellt, damit wir nicht so im allgemeinen Gedränge einzusteigen nöthig haben.

Ludovico glaubte in der Stimme der letztern die seiner Zigeunerin erkannt zu haben. Doch hielt er sich still, um nichts Unvorsichtiges zu thun, was sein Abenteuer stören könnte, zumal da er zwei Schönen statt einer erblickte. Er drückte sich hinter den Stamm der Cypresse und hielt den Athem an.

Die Frauen traten auf dem dunklen Pfade auf den Platz vor der Cypresse hinaus. Sieh, hier steht eine Bank, — sprach die erste, indem sie umherblickte. — Ich bin müde, ich werde mich hier niedersetzen. Geh' Du indessen hinab und sieh, ob die Gondel bereit ist; ich werde Dich hier erwarten. — Sie setzte sich, ihre Begleiterin ging. — Ludovico wußte nicht, was er glauben sollte, ob der Zufall dieses Zusammentreffen füge, oder ob es in Verbindung mit der Prophezeihung der Zigeunerin stehe. Da die letztere nicht zugegen war, davon hatte er sich wenigstens überzeugt. Er beschloß, zu warten, bis die nach der Gondel Gesendete weit genug entfernt und alles einsam wäre. —

Jetzt trat er hervor, ließ sich leiße auf ein Knie nieder, und ergriff unvermuthet die Hand der Sitzenden. Diese schreckte auf und wollte flüchten. Er aber ließ ihre Hand nicht los und sprach: Fürchte nichts, schöne Unbekannte; allein eine Prophezeihung sagt mir, ich solle hier ein Kleinod finden, und diese Stunde werde prüfen. Beides scheint sich jetzo zu erfüllen, und

in Frevler wäre der, welcher ſolcher Orakel ſpotten wollte.

Signor, ich verſtehe, ich begreife Euch nicht, — ſprach die Dame; — laßt meine Hand los, und, ich bitte Euch, ſteht auf! Wenn uns Jemand überraſchte!

Der Ton dieſer Worte verrieth die Bewegung der Sprechenden. Ludovico ſtand auf, ließ aber ihre Hand nicht. Sagt mir erſt, ſchöne Donna, ob Euch die Zigeunerin ähnlich prophezeiht hat als mir!

Ich weiß von keiner Zigeunerin, — erwiederte ſie, doch ihre Stimme bebte und auch ihre Hand fühlte Ludovico in der ſeinigen zittern. Die Stille des Orts, das Seltſame des Abenteuers, die reizende Geſtalt der Verſchleierten, und vor allem der ſüße Ton ihrer Worte, webten ein mächtiges Bündniß von Empfindungen, wodurch alle Ahnungen und wunderbaren Geheimniſſe der Liebe plötzlich in Ludovico's Bruſt geweckt wurden. Er preßte die ſchöne Hand, die in der ſeinigen ruhte, feurig an ſeine Lippen.

Mögen wunderbare Künſte und Prophezeihungen, oder mag der wunderbare Zufall uns hier zuſammengeführt haben, — rief er aus — ich fühle, daß eine höhere Beſtimmung darin waltet. Darf ich den Schleier, der mir die Lippe verbirgt, von der ein ſo ſüßer Klang in mein Herz gedrungen iſt, nicht heben?

Stumm ſchlug die Fremde den Schleier zurück, und wandte ſich gegen den freundlich ſtrahlenden Mond. Doch nur ein halb ſchmerzliches Lächeln roſiger Lippen und den Glanz zweier ſchwermüthig dunklen Augen gewahrte Ludovico, denn eine ſchwarze Larve bedeckte die obere Hälfte des Angeſichts.

Wie? — rief Ludovico aus — Ihr woltet grauſam meiner ſpotten? Um Enthüllung flehte ich Euch, und Euer Enthüllen iſt nur ein tieferes Verſchleiern.

Fürchtet Ihr denn nicht, — ſprach die Unbekannte lächelnd und halb ſcherzend — daß Ihr Eure Hoffnungen getäuſcht findet? Wer kann ſo viel Reiz beſitzen, wie die geſpannte Einbildungskraft ſich zu malen weiß! Laßt mir die Larve!

Ludovico war im Anſchauen der lieblichen Formen des Kinnes und des reizenden Spiels der Lippen verloren, das durch die ſchwarze Larve und das ſilberne zauberiſche Halblicht des Mondes noch gehoben wurde. Es ergriff ihn eine unbegreifliche Sehnſucht, die Züge des ganzen Angeſichts zu erblicken. Mit einer Kühnheit, über die er ſelbſt erſtaunte, löſte er das Band, welches die Larve feſthielt. Die Schöne wehrte ihm zwar, indem ſie ſeine Hand mit ihren beiden ergriff; doch nur ſanft, nicht heftig, wies ſie ihn zurück und ſprach bittend: O, laßt es! Ich zittre wahrlich davor! laßt es — und das Lächeln ihrer Lippen war

verſchwunden und verwandelte ſich in ein leiſes Beben. Ludovico bat dringender. — Nein, nein, — flehte ſie. — Er drückte einen brennenden Kuß auf ihre Purpurlippen und rief: Ich erſticke dieſes Nein, bis ein Ja daraus wird.

Seine Hand hatte das Band gelöſt, die Larve fiel, ein Antlitz voll der ſüßeſten Reize wurde ſichtbar, aber ſank ſchnell, verſchämt, auf Ludovico's Schulter hinab. Er drückte die Zitternde feſt an ſich, und ſeine Lippen glühten auf ihrer Stirn. —

Plötzlich riß ſie ſich los, wandte ſich ab, bedeckte das Antlitz mit beiden Händen und rief: O Gott, o Himmel, was ſoll aus mir werden!

Ludovico umſchlang die ſüße Geſtalt aufs neue. Mein ſollſt Du ſein, mein mußt Du ſein! Wer biſt Du, Liebliche, mit welchem Namen nenne ich Dich!

So kennt Ihr mich nicht? — ſprach ſie und ſtand mit geſenktem Haupte vor ihm. — O, laßt mich ungekannt bleiben! — rief ſie ſchmerzlich aus und verhüllte ſich in ihren Schleier.

Nimmermehr, Du Holde, Unwiderſtehliche! — Hier lege ich die Hand an mein Schwert und betheure Dir, nicht von Deiner Seite zu weichen, bis Du Dich mir genannt haſt! —

Roſaura — nennen mich die Einwohner Vene-

digs, — hauchte sie mit verzagender Stimme, gleich als spräche sie ihr eigenes Todesurtheil.

Rosaura, — und — und weiter schöne Rosaura?

Sie schwieg; ein heftiger Kampf war in ihren Zügen zu lesen, große Thränen traten ihr ins Auge. Rosaura, — wiederholte sie. — Ihr kennt diesen Namen nicht? Und seyd doch schon fünf Tage in Venedig? — Ach, so soll ich Euch nicht nur sagen, wer, sondern auch was ich bin? — Wisset keine edle Venetianerin reicht Euch mehr die Hand zum Tanze, wenn Ihr Rosaurens Freund seyn wollt!

Was kümmern mich alle die stolzen Thörinnen Venedigs! — rief Ludovico unwillig. — Du, die köstlichste Perle dieser Fluth, sollst auch die einzige seyn.

Versprich nichts, bevor Du mich nicht kennst! — sprach Rosaura und wandte den Blick zu Boden. — Du sollst mich kennen lernen — ich will mich Dir ganz und wahrhaft zeigen, und Du wirst milde seyn. — Willst Du?

Wer könnte Dir hart begegnen, — sprach Ludovico sanft; doch schlich sich ein unerklärbares Ahnen und Fürchten in sein Herz, als er das reizende Wesen so sprechen hörte. Die reine Flamme, die sich in seiner Brust an ihrer Schönheit entzündet hatte, loderte

plötzlich verdunkelt, als habe eine feindselige Macht giftige Stoffe hineingeworfen. — Beide schwiegen einige Augenblicke. Da rauschten die Gebüsche; Lucie, denn sie war die Begleiterin Rosaurens, kehrte zurück. —

Morgen! — sprach Rosaura leise. — Morgen will ich Dir mein ganzes Innere voll Schmerz und Schuld enthüllen. Nur laß mich heute, es hat mich zu tief erschüttert! Willst Du morgen? —

Ludovico drückte sie statt der Antwort stumm an sein Herz. Nur wenige Stunden will ich ja, — sprach sie beruhigter, aber doch noch mit dem Tone fürchtenden Bittens — bis ich selbst begriffen, was mit mir geschehen ist, bis ich weiß, was ich Dir bekennen muß, — wenn Du mich lieben könntest! — setzte sie mit bebender Stimme hinzu. — Komm mit der Morgenröthe, wenn alles still ist, nach der kleinen Villa an der Brenta, neben Foscari's Gärten — dort im kühlen Schatten der Ulmen und Reben — dort — — hier versagten ihr die Worte, und sie schied mit einem stummen Gruße,

Ludovico stand gefesselt, träumend, bebend vor Wonne und Ahnung. Er blickte ihr nach, er wollte ihr folgen, er zögerte — endlich verschwand ihr weißer Schleier in den Gebüschen des Gartens. Da war es ihm, als müsse er sie noch einmal sehen; er eilte ihr

nach; doch ſie war verſchwunden in den irren Gewinden der dunklen Pfade. Auf verſchlungenen Wegen gerieth er nach langem Suchen an den Fluß, wo noch viele Gondeln lagen und der Gäſte harrten. Bald fand er einen Gondolier, der ſich erbot, ihn nach Venedig zurückzuführen; er ſetzte ſich in das Fahrzeug, das ihn ſanft gleitend über den Rücken des Kühlung athmenden Meeres dahintrug.

Geſang der Gondoliere und munterer Ruderſchlag ertönte ringsumher; ein laues, leiſes Lüftchen ſpielte über die Wellen hin; Fackeln und bunte Lampen glänzten fern und nah, und ſpiegelten ſich in der Fluth. Das ſüdliche Nachtleben entfaltete alle ſeine romantiſchen Schwingen und Farben und wiegte den Sinnenden in immer ſüßere Träume und Hoffnungen ein. —

Drittes Capitel.

Die Morgenröthe dämmerte kaum am Rande des Meeres, als Ludovico nach einem kurzen unruhigen

Schlummer voll seliger Träume durch die stillen dunklen Gassen Venedigs schritt, um sich nach dem westlichen Ende der Stadt zu begeben, wo ein Gondoliere wohnte, bei dem man die Ueberfahrt nach den Ufern der Brenta um ein Billiges haben konnte, weil er die Marktleute hin- und herwärts überzusetzen pflegte, die ihm nur einen ganz geringen Fährlohn bieten konnten. Solche Vortheile mußte Ludovico aufsuchen, da er nichts hatte als seinen spärlichen Sold, und es nicht verstand, wie seine Kameraden, im Kriege Beute zu machen. Und zumal jetzt befand er sich in fast drükkender Lage, da die weite Reise und der Aufwand, den er, des nothwendigen Anstandes halber, zu Venedig mit seiner Kleidung machen mußte, seine Baarschaft erschöpft hatten. Er beeilte sich daher, das Häuschen des Gondoliers zu erreichen, weil er wußte, daß dieser mit der ersten Dämmerung überzusetzen pflegte, um die drüben am Ufer harrenden Landleute in den Nachen zu nehmen. Unweit von dem Häuschen kam er an einer kleinen Capelle vorbei, wo ein einziges Lämpchen flammte. Die heitere Stille des Morgens, der blaßrothe Schimmer des Lämpchens vor dem Muttergottesbilde, die milden Züge der Madonna, alles drang plötzlich mit seltsam bewegender Kraft in sein Herz. Es war ihm zu Muthe, als bedürfe er des Schutzes der Himmlischen bei dem Abenteuer, dem er entgegen-

ging; mit unwiderstehlichen Banden zog es ihn in die Capelle. Er ließ sich auf die Knie nieder und betete inbrünstig. Als er das Auge wieder erhob, sah er mit Erstaunen, ja halb erschreckend, im Halbdunkel einer Nische eine Alte knien, deren ernste, scharf gefurchte Züge, graue Locken und fremdartige Tracht einen seltsamen Eindruck auf ihn machten. Sie glich sonst einer alten Zauberdrude oder Zigeunermutter, wie Mährchen und Erzählungen diese schildern. Ein blutrothes Tuch umwand ihr Haupt, einem Turban ähnlich; ein paar dunkle Augen blickten altersmatt, aber doch noch feurig genug, zur heiligen Jungfrau auf; die gebogene Nase, das scharfe Kinn deuteten auf orientalische Abkunft. Ludovico betrachtete sie schweigend und staunend; sie schien ihn nicht zu bemerken, sondern murmelte ihre Gebete vor sich hin.

Was thust Du so früh hier, Alte, — redete er sie aufstehend an.

Gott grüß' Euch, edler junger Ritter, — erwiederte sie; — Ihr seht eine arme Alte vor Euch, die, von bösen Menschen verfolgt, zwanzig Jahre im Elende der Sklaverei der Türken zugebracht hat, und erst vor wenigen Minuten nach Venedig zurückgekehrt ist. Ich ging in diese Capelle und betete zur heiligen Jungfrau um Schutz und Gnade. Sie hat mein Gebet erhört, denn sie sandte Euch zu so früher Stunde, wo noch

Niemand wacht, hierher, und Ihr werdet einer armen Alten gewiß ein Almoſen nicht verſagen.

Ludovico gab ihr ein kleines Geldſtück. Nimm, alte Mutter; viel habe ich nicht, aber ich gebe Dir's gern.

Die Alte wollte ſeine Hand küſſen und ſprach tauſend Segenswünſche über ihn aus. — Ludovico entzog ſich ihrem Danke und eilte ſeinem Ziele zu. —

Noch nicht hundert Schritte war er gegangen, als er plötzlich einen lauten Angſtruf von weiblicher Stimme hörte. Er horchte auf. Wahrlich er täuſchte ſich nicht! Eilends ſtürzte er der Gegend zu; das Rufen ſchien verſtummt, vielleicht war es nur erſtickt. Die Gaſſe ſchlug eine Ecke; als Ludovico umgebogen war, ſah er auf einem freien Platze das Meer und die Hütte des Gondeliers vor ſich. Vor derſelben rang ein Mädchen mit zwei Männern, die ſie ſchon auf den Boden geworfen hatten und binden zu wollen ſchienen. Vollen Laufs, doch mit möglichſt leiſem Schritte, ſtürzte Ludovico auf die Räuber zu, um ſie ſo unvermuthet als möglich zu überraſchen. Doch war er bemerkt worden; denn plötzlich ſprang einer derſelben auf und rief: Signor! Ans Schwert! Wir ſind überfallen! — Nicht Furcht, ſondern Staunen feſſelte Ludovico's Schritte einen Augenblick, denn er ſah denſelben Mohren vor ſich, den er im Garten des Dogen getroffen,

und ein Blick auf den Gefährten desſelben belehrte ihn, daß dieſer Niemand anders ſey, als jener Nobile, der im Gebüſche die Kleider gewechſelt hatte. Doch blieb hier keine Muße zum Verwundern, denn der verlarvte Nobile war blitzſchnell aufgeſprungen und drang auch zugleich mit dem Schwerte auf Ludovico ein. Er war kein verächtlicher Gegner, denn gleich ſein erſter Streich zeigte eine ſeltene Kraft und Gewandtheit des Armes; doch auch Ludovico wußte die Waffe zu führen und ſo zuckten ihre Klingen wie Blitze durch die Luft. Stürmend drang er auf den Räuber ein und drängte ihn rückwärts; ſchon glaubte er des Sieges ſicher zu ſeyn, als er ſich plötzlich von hinten gepackt und zu Boden geriſſen fühlte. Es war der Mohr, der ihn niederwarf. Des andern Räubers Schwert war ſchon zum Todesſtreich geſchwungen; Ludovico glaubte ſich verloren. In dieſem Augenblicke warf ſich die Geſtalt eines reizenden Mädchens mit blondem, fliegendem Haare zwiſchen ihn und den Mörder, fiel dieſem in den Arm und hing ſich feſtgeklammert an ihn.

Schont ſeines Lebens! — rief das Mädchen. — Erbarmt Euch! — Ludovico wollte ſich emporringen; doch der Mohr packte ihn mit beiden Händen an der Kehle, um ihn zu erdroſſeln.

Hund! — rief er wüthend, — Du hätteſt ſchon aufgehört zu leben, wenn ich nur meinen Dolch zur

Hand hätte; so will ich Dich denn halten, bis Du erwürgst.

Ludovico sträubte sich im Todeskampfe mit Händen und Füßen, doch vergeblich. Das junge Mädchen hemmte noch das Schwert des Nobile, doch schon ermatteten auch ihre Kräfte, da der Mörder sie mit aller Gewalt zurückdrängte und rief: Rasende, laß mich, oder ich muß Dich niederstoßen! — Dabei packte er sie in die fliegenden Locken, um sie so zurückzureißen. In diesem Augenblicke ertönte eine Stimme aus der Gasse. Hierher! Hülfe, herbei! Leute kommt heran!

Bei diesem Laute sprang der Mohr auf. Er warf einen Falkenblick umher, dann rief er: Signor, ich glaube die Häscher kommen. Fort, es ist keine Zeit zu verlieren! Ohne eine Antwort abzuwarten, rannte er in vollem Laufe dem Meeresbusen zu am Quai entlang. Der Nobile riß sich jetzt gleichfalls mit aller Anstrengung seiner Kraft aus dem umklammernden Arme des Mädchens und schleuderte sie rückwärts zu Boden, daß sie über Ludovico, der noch halb betäubt war, hinstürzte. Eiligst entfloh er hierauf, und ehe sich die beiden am Boden Liegenden aufraffen konnten, waren die Mörder verschwunden. —

Doch hörte man Waffengeklirr und Tritte; es war eine Streifabtheilung des Dogen, die auf den Lärmen und Hülferuf eiligst herbeikam, um dem Unheile zu

wehren. — Der Befehlshaber derselben fragte, was vorgehe. Ludovico hatte noch nicht Athem genug, um antworten zu können. Das junge Mädchen, noch vor dem Schrecken zitternd, aber dadurch nur um so reizender, nahm daher das Wort: Dieser edle Herr ist mein Retter, — sprach sie — ich heiße Biondina und bin die Enkelin des alten Vater Bernardo, des Gondoliers, der hier in dem Häuschen wohnt. In der Morgendämmerung kamen zwei Männer an das Fenster der Hütte, und wollten meinen Großvater herauspochen, um sie nach Fusino überzusetzen. Allein er war schon gestern Abend spät von einigen Leuten zu einer Fahrt gemiethet worden, von der er noch nicht heimgekehrt ist. Ich wollte die fremden Männer nicht übersetzen; sie baten aber sehr und sagten, es sey ihnen dringend, und boten mir auch einen vollen Beutel an. Ich schlug ihn aus, versprach aber, ihnen Ruder zu bringen und eine Gondel von der Kette loszuschließen. Allein in dem Augenblicke, wo ich aus der Thüre trat, packten sie mich, warfen mich zu Boden, verbanden mir den Mund und wollten mich knebeln. Da sandte die heilige Jungfrau, zu der ich inbrünstig betete, diesen edlen Herrn, der mich errette, was er fast selbst mit dem Leben gebüßt hätte.

Ludovico konnte sich leicht als Officier zu erkennen geben; der Führer der Wache hatte daher weiter keine Bedenklichkeiten, und ließ sogleich durch einige Mann-

schaft den Räubern nachforschen, ob man ihrer vielleicht noch habhaft werden würde.

Aber wo ist die Alte, die uns herbeirief? — fragte er und sah sich rings um. — Sie weiß vielleicht etwas Näheres, das uns auf die Spur des Verbrechens bringt.— Es war Niemand zu sehen. Hm! Wunderlich; — sprach der Kriegsmann. — Sie muß noch hier in der Nähe wo seyn; geht Ihr rechts am Strande hinauf, ich werde hier links durch die Gasse gehen, dann müssen wir sie treffen. Wenn Ihr sie findet, muß sie gleich nach dem Wachthause, denn es muß Anzeige gemacht und sie verhört werden. — Er ließ sich hierauf Ludovico's Nahmen und Wohnung bezeichnen und ging mit seinen Leuten ab.

Indessen hatte sich Ludovico erholt und fühlte sich wieder ganz frisch und leicht. Sein Blick heftete sich mit Rührung und Erstaunen auf die gerettete Biondina, die sich mit liebender Sorgfalt um ihn beschäftigte, und mit ihrem Busentuche das Blut einer Wunde in seinem linken Arme, die er bis jetzt noch nicht bemerkt hatte, zu stillen suchte. Meine liebe Kleine, — sprach er freundlich — willst Du mein Wundarzt seyn?— — Sie erhob ihre reinen blauen Augen unschuldig zu ihm und sprach: Ihr habt ja Euer Blut für mich vergossen! Soll ich es nicht stillen? Ich will Tag und Nacht zur gebenedeiten Jungfrau beten, daß sie Euch

allen Segen zuwende, mein edler Herr! — Bei diesen Worten richtete sie den Blick so fromm und andächtig gen Himmel, daß man sah, ihr ganzes Herz war in dem Gebete; das Auge glänzte unter der hervordringenden Thräne so rein, als sey es der Spiegel des blauen Aethers, zu dem es gewendet war. — Ludovico fühlte sich wunderbar bewegt von der Schönheit des Mädchens. Kein irdisch sinnliches Verlangen drang in seine Brust; es war ihm, als stehe ein unschuldiger Engel vor ihm, dessen Nähe zugleich beselige und heilige.

Ihr seyd so ernst — leidet Ihr Schmerzen? — fragte sie mit innerster Theilnahme, und ein Zug der Bangigkeit umschwebte ihre Lippen. Nein, nein, — erwiederte er — ich bin ja kaum geritzt. Ich gestatte Dir Deine Sorglichkeit nur, weil sie mir so wohl thut. — Ein Sonnenblick der Freude glänzte auf Biondinens Antlitz; das lieblichste Roth überhauchte ihre Wangen, die vom Schrecken und der Besorgniß noch bleich waren.

So mußt Du das nicht machen, mein Kind, — tönte unvermuthet eine rauhe, heisere Stimme, als Biondina das Tuch wieder auf das hervorquellende Blut drückte. Beide schreckten zusammen. Es war die Alte aus der Kirche, die neben ihnen stand. Ich will Euch verbinden helfen, Herr Ritter, und Eure Gabe vorhin verdienen, — fuhr sie fort; — denn ich weiß mit

Wunden umzugehen, und kenne heilende Kräuter und Säfte. Wenn Ihr den Arm sofort gebraucht, könnte er sich leicht heftig entzünden, und Ihr kämet darum, bevor Ihr es dächtet!

Nicht doch, Alte, — sprach Ludovico fast unwillig, da er sah, daß Biondina sich erschreckte — die Wunde ist nicht der Rede werth.

O, seyd doch ja vorsichtig, — bat Biondina ängstlich — es könnte doch schlimm werden!

Gewiß! Hole eine Schale mit Wasser, Kind! Das Wams muß herunter; wir müssen die Wunde auswaschen.

So sprach die Alte fast befehlend, und machte auch sogleich Anstalt zur Ausführung. Biondina eilte in das Häuschen, um Wasser zu holen; die Alte zog dem etwas verdrießlichen Ludovico den Aermel herunter und streifte das Hemde auf. — Plötzlich fuhr sie zurück, als erschrecke sie.

Nun, was ist? — fragte Ludovico verwundert. — Was hast Du? —

Nichts, nichts! Es durchbebte mich nur so ein Schauer — entgegnete sie. —

Komm rasch mit dem Wasser her, Kind, und halte die Schale! rief sie der eben aus dem Hause tretenden Biondina zu, und machte sich dann eifrig daran, die Wunde zu waschen und zu verbinden. —

Herr, — ſprach ſie — da habt Ihr ja ſchon eine ältere böſe Narbe? Gewiß im Kriege erhalten.

Nein, Alte! Als kleiner Bube fiel ich einmal in Glasſcherben, davon rührt das rothe Kreuz her! —

Das muß ſchon lange her ſeyn, — brummte die Alte.

Zwanzig Jahre; ich war damals fünf alt; es geſchah in einem Garten, wo meine Mutter für Tagelohn arbeitete.

Wie, Signor? Um Tagelohn? Eure Mutter! Ihr ein Nobile —

Nichts von Nobile, Alte, ein Tagelöhnersſohn, deſſen Mutter, eine Witwe, früh verſtarb, und ihn ſich ſelbſt überließ. Ein Schweſterchen von zwei Jahren, das ich hatte, nahm eine Baſe zu ſich; mich lehrte man betteln und ſingen. Ein Schiffscapitain, dem ich gefiel, nahm mich mit zur See; ich lernte den Seedienſt, ging dann auf die Flotte, war brav und wurde Officier. Das iſt mein ganzer Lebenslauf. — Aber, biſt Du fertig? —

Gleich Herr! — erwiederte ſie. — Allein ſagt mir doch, wie hieß Eure Mutter. Ich habe zu Campo alto eine arme Frau mit zwei Kindern gekannt, ſie hieß Regina Terno —

Ganz recht, das war ſie, — fiel Ludovico erfreut ein.

Und Eure Base, wo Eure Schwester lebt, war das nicht die Spinnerin Filippa? —

Dieselbe, Alte; so kennt Ihr wahrhaftig meine ganze Sippschaft! Aber Ihr würdet nichts mehr davon antreffen, denn schon vor sechzehn Jahren ist die Base nach Triest gezogen, aber dort ganz verschollen, wahrscheinlich gestorben. Ich habe mich oft, wenn ich drüben war, nach ihr erkundigt, aber Niemand mußte von ihr zu sagen. Dieser meinte, sie sey todt, jener, sie sey nach Deutschland ausgewandert, ein Dritter wußte dies, ein Vierter das, und das Ende vom Liede war, — sie sey nicht wiedergekehrt. Mein Schwesterchen habe ich seit ihrem zweiten Jahre nicht mehr gesehen, und der Himmel weiß, ob ich sie jemals wiederfinde! So bin ich denn vor der Hand allein auf der Erde, und habe für Niemanden zu fürchten oder zu sorgen als für mich selbst.

Unter diesen Gesprächen war der Verband fertig geworden. Biondina blickte Ludovico mit einiger Freude an; plötzlich aber wurde sie traurig und sagte: Ihr werdet uns nun wohl verlassen wollen, Signor? — Möchtet Ihr nicht eine Schale Milch trinken und von den Pfirsichen kosten, die wir dort am Spalier ziehen?

Ich danke Dir, mein gütiges Kind, — sprach Lu-

dovico, — aber einen großen Dienſt könnteſt Du mir leiſten. Ich muß nach der Villa Foscari an der Brenta.

Foscari? — fragte die Alte ihn haſtig unterbrechend mit dem Tone des höchſten Erſtaunens. — Zum Marcheſe Foscari?

Nun? Was befremdet Dich dabei ſo ſehr?

Das iſt ein ſtolzer Herr, der Marcheſe, — brummte ſie kopfſchüttelnd und ſah Ludovico mit durchbohrenden Blicken an.

Du meinſt, weil ich kein Nobile bin, was ich bei ihm zu thun haben könnte? — ſagte Ludovico. —

Freilich wohl! — erwiederte die Alte verwirrt, und ihre Züge drückten eine immer wachſende Spannung aus. — Auch Biondina heftete ängſtliche Blicke auf ihn, weil ſie glaubte, es ſey vielleicht von einer gefährlichen Unternehmung die Rede.

Es hat nichts auf ſich! — fuhr Ludovico fort — mein Beſuch gilt nicht dem Marcheſe. Aber die Zeit verſtreicht. Könnteſt Du, liebſtes Mädchen, mir alſo wohl eine Deiner Gondeln geben, damit ich mich hinüberfahre, da Dein Großvater nicht daheim iſt? —

Ich ſelbſt will Euch hinüberfahren! — rief Biondina mit dem Ausdrucke der innigſten Freude und ſprang auch ſchon flüchtig wie ein Reh nach dem Häuschen, um ein Ruder zu holen.

Ludovico ſah dem reizenden Mädchen in ſinnendes

Träumen verſenkt nach; das reine Heiligthum ihrer Jungfräulichkeit und Unſchuld ergoß eine Reihe der Empfindungen in ſeine Seele, die ihm neue unbekannte Wunder des Herzens eröffnete, ſo daß er ahnend in ihre geheimnißvolle Tiefe blickte. — So in Betrachtungen verſenkt, merkte er nicht auf die Alte, welche indeſſen nachſinnend umherging; ihr ſpähender Blick fiel dabei auf die Stätte des Kampfes. Etwas Glänzendes am Boden hinter der Thür des Hauſes wo Biondina wohnte, zog ihre Aufmerkſamkeit auf ſich; ſie ging dahin und fand einen Dolch. Aufmerkſam betrachte ſie ihn; ein zuckendes Erſtaunen überflog plötzlich ihre Züge, und ſchnell ſteckte ſie die Waffe zu ſich.

Biondina trat jetzt, einen leichten Strohhut auf den Locken, mit dem Ruder in der Hand heraus, und ſprach mit einem Tone und Antlitze, in dem die hellſte Freude lebte, zu Ludovico: Jetzt, Signor, bin ich bereit.

Er erwachte aus ſeinen Träumen. Wie eine Nymphe des Meeres ſtand das liebliche Weſen vor ihm. Wollt Ihr nun? — fragte ſie. — Einige Augenblicke zögerte er ſtumm. In ſeiner Bruſt bewegte es ſich wie Zwieſpalt und Kampf, aber doch ſo ſüß! Es war ihm, als wenn unſichtbare Mächte ein zwiefaches Verlangen in ſeine Bruſt legten, um ihn nach zwei Sei-

ten ſchmeichelnd zu verlocken. Aber in der Tiefe lauerten geheime Schrecken!

Plötzlich raffte ſich Ludovico entſchloſſen zuſammen. — Komm denn, komm, liebe Biondina, ich habe Eile! —

Mit dieſen Worten wandte er ſich zum Ufer; ſie ſtiegen in den Nachen und ſchwebten über die Wellen dahin.

Die Alte ſah ihnen lange nach. — Alſo wäre es möglich, — ſprach ſie für ſich. -- Gleich der erſte Schritt an das Ufer führte Dich auf die Spuren alter und tiefverſchlungener Gewebe? — — Dieſer Dolch trägt Foscaris Wappen! — Der junge Mann kennt ihn nicht, aber will hinüber nach ſeiner Villa! — Wie hängt das zuſammen? Sollte — — Behutſam Priscilla! Du dachteſt Dich durch Deine alten Künſte zu ernähren, wollteſt wieder Zaubertränke machen, wahrſagen, großen Herren ſchöne Mädchen gefällig machen — — hm! hm! Jetzt könnteſt Du aber das Garn nach einem Fiſchzuge auswerfen, der Dir mit Eins eine zehnfach reichere Beute brächte, als Du in den alten Jahren Deines Lebens mühſam zuſammenraffen kannſt! Gedacht habe ich wohl daran, aber wer hätte die Möglichkeit der Ausführung ſo leicht und nahe geglaubt! Leicht? Wenn Du ſicher gehen willſt, muß Mancher Dir zur Hand gehen, Priscilla! Je nun! — Ich

habe doch wohl noch ein paar alte Freunde in Venet
die mir wenigſtens näher auf die Spur helfen! —

Ein ſeltſames Lächeln überflog bei dieſem Gedan
ihr tiefgefurchtes runzlichtes Geſicht. Sie wiegte
Kopf murmelnd hin und her, und ſchlich dann in
enge dunkle Gaſſe hinein, wo ſie den Blicken bald e
ſchwand.

Viertes Capitel.

Roſaura hatte eine unruhige Nacht gehabt. Ka
einige Stunden hatte ſie dem Drängen, ja dem Bef
Luciens nachgegeben, und ſich auf das Ruhebett
legt, um den Verſuch zum Schlaf zu machen, da
ſie dem, der ſie, die Stolze, Alle Verſchmähende
Verſpottende, gefeſſelt hatte, nicht überwacht und kra
haft erſcheinen möchte. — Ueberhaupt hatte Lucie
ſchmält. Die Gebieterin war ihr viel zu raſch, zu h
gebend geweſen; ſie ſollte zum Kampfe reizen, ſich
lagern laſſen, aber ſie hatte ihr Herz nicht nur wie e

ſſe Stadt unvertheidigt Preis gegeben, ſondern ſich
werzüglich der Großmuth des Feindes unterworfen.
ch ſagte Dir's ja zuvor, — erwiederte Roſaura —
m gegenüber werde ich alle meine weiblichen Künſte
geſſen; ich übe ſie ſpielend an Jedem, den ich beſiegt
be, bei deſſen Flehen oder Drohen ich jeder meiner
mpfindungen Herr bleibe. Doch bei ihm, der mich
ſiegte, verliere ich alle Kraft, anders zu ſcheinen, als
bin. Ihn kann und will ich auch nur durch meine
be gewinnen; jeder andere künſtliche Sieg würde
r doch kein Glück, ſondern nur tödtliche Qualen der
gſt bereiten; denn ich wüßte, alles ſey doch nur
chein, und ewig würde mir der Anbruch des Tages
hen, wo meine leeren Traumbilder an der Sonne
Wahrheit in ihr bleiches Nichts zurückſinken müß-
! — Geh, laß mich gewähren! Kann ich nicht
ligkeit trinken, ſo will ich das herbſte Gift einſaugen
ſterben! — Aber lege die Zigeunerkleidung dort
ich will nicht, daß er ahnen ſoll, Du ſeyſt die
berin geweſen, die ihn lockte. —

Lucie gehorchte lächelnd, fragte aber doch: Und ſoll
uch den Ring, den ich ihm vom Finger ſtreifte,
lten?

Gib her! — rief Roſaura unwillig — ich will ihn
Andenken bewahren! — Sie ſteckte den Ring ein,
ging mit unruhigen Schritten in den Gartenſaal,

deſſen Fenſter von dunklem Rebenlaub umſponnen wa-
ren, auf und nieder. Oft trat ſie hinaus auf den Al-
tan, von dem ſie den gekrümmten Lauf der Brenta,
die ſilbern zwiſchen den Gärten hindurchblitzte, bis in
das ferne blaue Meer verfolgen konnte. Die Mor-
genröthe flammte über den Wellen, die purpurn, blau
und golden ſchimmerten; — Einzelne Segel zogen wie
Schwäne durch die Fluth. Manche Barke wiegte ſich
auf dem breitem Meeresſpiegel, oder auf der Silber-
bahn des Fluſſes, doch ſie waren zu entfernt und ſo
oft durch das Laubgitter der Bäume bedeckt und ver-
ſteckt, daß man ſie nicht genau zu unterſcheiden, vol-
lends Jemanden darauf zu erkennen vermocht hätte. —

Plötzlich rauſchte es in den Gebüſchen, welche das
Roſenhalbrund vor dem Altan umſchloſſen; Ludovico
trat heraus. Roſaura ſchreckte zuſammen; ſie blickte
hin, ein leiſes Ach entfloh ihren Lippen, ſie fühlte, daß
ſie zitterte, ſich kaum erhalten konnte. Roſen und Li-
lien wechſelten auf ihrer Wange; das ſchöne ſchwarze
Auge ſtrahlte zwiſchen dem Glanze der Thräne und der
Freude, und ihre Lippe lächelte Schmerz und Luſt zugleich.

Willkommen, — grüßte ſie mit ſanfttönender Stim-
me den Erwarteten — willkommen, es iſt ſchön, daß
Ihr Wort gehalten habt.

Ludovico grüßte befangen. Das aufgeregte Gefühl
der Nacht war verflogen; ſonſt wäre er heftig, verlan-

gend ihr entgegengeeilt, hätte ihre Hand an seinen Mund gepreßt.

Rosaura empfand oder errieth es, und es drang ein kalter, lähmender Hauch in ihre liebezitternde Brust. Doch faßte sie sich und ging dem Kommenden die Stufen hinab entgegen, und bot ihm schüchtern, jedoch zutrauend, die Hand dar. Er ergriff und küßte sie; dann sah er zärtlich zu ihr hinauf und sein Herz schlug höher. Aber er fühlte, es war nicht die reine Gluth der Liebe, die es läuternd erfüllte, sondern eine unruhig lodernde Flamme. Biondinens unschuldige, heilige Schönheit hatte ihn mit himmlischen Strahlen berührt; ihr Anblick, ihre milden Worte ebneten den verworrenen Wogendrang der Begierden in seiner Brust zur klaren, himmelabspiegelnden Fluth. Rosaurens brennende Lippe, ihr flammendes Auge durchströmte ihn mit heißer wallender Gluth, und alle Wellen der Leidenschaft schlugen hoch und brausend empor. Sie zog ihn mächtig zu sich hinan, wie eine Zauberin, eine süß fesselnde Armida; — Biondinens reines Bild schwebte wie die Gestalt eines Engels vor ihm, der ihm die Brust mit höheren Verheißungen erfüllte. Sein kämpfendes Herz pochte heftig; plötzlich aber wurde der innere Sieg ihm gewiß. — Ja, zu ihr, zu der reinen holden Unschuld will ich mich wenden, sie beut mir ein höheres Glück. — So beschloß er in sich. Denn durch den Gegensatz, in

den Rosaura in ihrem ganzen Wesen und Treiben jetzt zu der kindlichen Biondina trat, keimte in ihm die Ahnung auf, daß sie die Last einer schweren Schuld trage, die sie reuig zu empfinden begann. Edelgesinnt, wie er war, faßte er den Vorsatz, denn plötzlich blitzte dies wie ein erhabener Beruf in ihm auf, ihr die Rückkehr zur reineren Bahn des Lebens dringend ans Herz zu legen, sie selbst dahin zu führen, wenn sie ihm ihr Vertrauen schenken wollte.

Lucie war verschwunden; Rosaura, die Unsicherheit ihres Sieges dunkel fühlend, von Liebe und Angst gequält, stand stumm, gesenkten Hauptes vor ihm. Wie ermüdet lehnte sie sich sanft gegen Ludovico an, senkte das Haupt und ihrem schönen Auge entflossen leise, aber reichströmende Thränen.

Du weinst? — fragte Ludovico gerührt. — Warum? Was bewegt Dich so tief?

Daß ich liebe, und der Liebe nicht würdig bin, — sprach sie matt, — aber doch vergehen muß, ohne sie! — Ach, Ludovico, liebst Du mich denn, liebst Du mich ganz und feurig und groß, — daß Du mir das Schwerste vergeben kannst? Liebst Du mich, wie ich Dich liebe? O, wenn Du mir jetzt gestündest, daß Du mit dem schwärzesten Verbrechen beladen wärest, ich würde Dich dennoch lieben, mehr lieben als zuvor, Dich durch meine Liebe entsühnen!

Ludovico gerieth in Verwirrung; dieſe Tiefe der Leidenſchaft hatte er nicht in ihr geahnt, noch daß ſie ſeine Liebe ſo feſt vorausſetzte. Doch konnte er ſich nicht verhehlen, daß er ſelbſt in der Aufregung und Spannung dieſer Nacht die ganze Flamme heftiger Leidenſchaft empfunden und bekannt hatte, daß ſie jetzt noch höher auflodern würde, wenn in dieſen kurzen Raum der Stunden ſich nicht jenes andere, neue Ereigniß eingedrängt hätte. So fühlte er ſich im Unrecht gegen Roſaura; er hatte ſie getäuſcht, hatte ihr, im ſtrengeren Sinne, die Treue gebrochen, die er ihr kaum gelobt. — Was ſollte er thun? Die feurig ausgeſprochenen Liebesworte dieſer Nacht kalt zurücknehmen? Und vermochte er es denn? Wandten nicht Roſaurens Reize, ihre räthſelhafte Erſcheinung, ihre Bekenntniſſe, ihre Reue und Liebe tauſend mächtige Banden um ſein Herz? — Er ſprach daher mit Worten der Liebe zu ihr, doch mit ſanfteren als in der Aufwallung der Nacht. Sie zog ihn liebend mit ſich, und ging, auf ſeinen Arm geſtützt, durch die Laubdunklen Gänge des Gartens, wo tiefſte Morgenſtille und Einſamkeit ſie umfing. Hier öffnete ſie ihm ihre ganze Seele; denn das erſte Bedürfniß wahrer großer Liebe iſt das, dem geliebten Gegenſtande jedes Verſchulden der Bruſt reuig zu enthüllen und büßend ſeine Vergebung zu erhalten. — Dies that Roſaura. — Sie erzählte die

die Geschichte ihres Lebens. Zu Triest war sie geboren, aber von dort nach Livorno gezogen, wo ihre Mutter einen Verwandten hatte. In Armuth und Stille war ihre Kindheit vergangen, — mitleidige Klosterfrauen unterrichteten sie in weiblichen Künsten. Als sie zur Jungfrau herangeblüht war, suchte ihre Mutter die Schönheit der Tochter zu einem Mittel zu machen, ihrer dürftigen Lage abzuhelfen. Sie hatte sie mit dem Tambourin tanzen, die Zitter spielen und artige Liederchen singen gelehrt. Diese Künste mußte Rosaura, wo reiche Leute bei festlichen Gelagen versammelt waren, zeigen und erhielt dann ansehnliche Geschenke, wenn sie mit dem Tambourin herumging, um einzusammeln. Doch die Mutter beobachtete scharf und nahm Alles, was die Tochter an Gold und Goldeswerth gewann, zu sich; nur die kleinen Geschenke ohne Werth ließ sie ihr, und sorgte für einen reicheren Putz und besseren Tisch des Mädchens. Damit war Rosaura ganz zufrieden, und mit ihrer Lebensweise auch. Denn obwohl sie immer in Obhut gehalten wurde, ließ die Mutter es doch geschehen, daß vornehme Leute sie liebkosten, ja ihr auch einen Kuß von den frischen Lippen raubten. Nur sträuben sollte sie sich dabei, hatte die Mutter ihr eingeschärft, denn dies sey so Sitte, und man werde gering geschätzt, wenn man einer Liebkosung entgegenkomme. Rosaura that arglos, was man ihr hieß;

etwa wie sie als Kind auf das Geheiß der Mutter sich verneigt oder der Frau Abbatissin ihres Klosters den Saum des heiligen Gewandes geküßt hatte.

Indessen war ihre habsichtige Mutter keineswegs darauf bedacht, die Tugend der Tochter zu bewahren, sondern sie wollte die schöne Rosaura nur um einen möglichst hohen Preis losschlagen. Ein alter Duca aus Palermo sah sie bei einem Gastmahle tanzen. Er faßte eine solche Leidenschaft zu dem Mädchen, daß er eine bedeutende Summe an ihren Besitz wenden wollte. Geübt in solchen Händeln, sah er bald, daß er sich an die Mutter wenden müsse. Diese war erstaunt über sein hohes Gebot, aber doch besonnen und schlau genug, um zu sehen, daß sie noch mehr gewinnen könne, wenn sie scheinbar Schwierigkeiten mache. Deshalb zögerte sie, wollte sich besinnen, Antwort sagen. Dies war Rosaurens Rettung, denn ein junger aber armer Maltheser, Namens Antonio, der eine edlere Neigung für sie gefaßt hatte, belauschte eifersüchtig die Schritte des Duca, und setzte Rosaura davon in Kenntniß.

Als sie in ihrer Erzählung so weit gekommen war, stockte sie, und unaufhaltsame Thränen hinderten sie weiter zu sprechen. Sie senkte das Haupt; lange versuchte Ludovico es umsonst, sie zu beruhigen. Endlich blickte sie mit dem rührenden Ausdrucke der Bitte zu ihm auf und sprach: Wirst Du mir's vergeben können,

Geliebter, wenn Jugend, Dankbarkeit, Liebe, — Schauder vor dem, dem ich Preis gegeben werden sollte, mich besiegten? — Antonio gewann mein Herz, — ich flüchtete mit ihm, wir lebten eine Zeit lang verborgen, bis es uns gelang, auf ein Schiff zu kommen, das nach Smyrna segelte. Er gab sich für einen Kaufmann aus, der nach dem Oriente reise, um Waaren einzuhandeln; ich galt für das, was ich vor dem Ewigen war, — für seine Gattin. —

Ludovico trat einen Schritt zurück. Er empfand, troß seines Mitleids und Schreckens bei diesem Geständnisse, doch zugleich ein Gefühl der Freude, weil er dadurch gewissermaßen seine Freiheit von Rosaura erhielt. Die Gefallene konnte nicht fordern, daß seine Liebe zu einer beständigen Fessel werde. Indessen sprach er ernst, aber mild zu ihr, denn eine tiefe Rührung über das Geschick, und mehr noch über die Reue des reizenden Wesens, erfüllte seine Brust.

Mir folgte eine bittere Strafe nach, — fuhr sie fort. — Das Schiff wurde von Corsaren angefallen; die Männer vertheidigten es tapfer, Antonio führte sie zum Kampfe an, die Räuber mußten ablassen von der Beute, doch mein Geliebter erkaufte unsre Rettung mit dem Leben. — Er blutete aus vier tiefen Wunden; wenige Stunden nach dem Kampfe hauchte er an meiner Brust seine Seele aus. — Ich glich einer Verzwei-

felnden! Einsam, von aller Welt verlassen, ohne Schutz, ohne Rath, mit geringer Baarschaft wurde ich unbekannten Gestaden zugeführt. Wir erreigten Smyrna; ich stieg ans Land, ohne zu wissen, was ich beginnen sollte. Bei venetianischen Handelsleuten, die mit ihren Frauen in der Stadt wohnten, fand ich ein vorläufiges Unterkommen. Zwei Wochen blieb ich dort, als sich eines Morgens die Thür meines Zimmers öffnete, und — meine Mutter eintrat. Sie hatte die Art meiner Flucht entdeckt, war mir gefolgt. Ich erwartete Vorwürfe von ihr, ich zitterte vor ihrer Strenge ihrer Rache. Doch sie zeigte sich gütig, vergab mir Alles, und wollte mich trösten. Ich war glücklich, wieder Jemand zu besitzen, dem ich zutraute, daß er für mich sorgen würde, und versprach ihr willig Folge zu leisten, nur nicht für den einen Fall, wo sie mich dem Duca übergeben wolle. Sie versprach mir volle Freiheit, und so vereinigte ich mich wieder mit ihr. — Die Nothwendigkeit drängte mich, zu meinen alten Künsten zu greifen. Ich gewann vieles Gold. Nach und nach lernte ich, — denn der unbesorgte Sinn des Kindes war dahin — wie man reichere Gaben durch künstliche Zurückhaltung herauslocke. Ich wurde vergnügungssüchtig, eitel, — ich lernte alle verführerischen Künste des Gefallens, und sie gelangen mir, weil ich selbst kalt und gleichgültig gegen Alle blieb, die mir

huldigten. Bald merkte ich, daß es des Tambourins und des Tanzes nicht mehr bedürfe, daß ich durch mich selbst gelten könne. Ich änderte meine Lebensweise, nahm die vornehmerer Frauen an. Je höher ich mich stellte, je reicher flossen die Gaben. Der Tänzerin mit dem Tambourin hatte man ein Silberstück zugeworfen; die Dame mit Seite, Gold und Perlen geschmückt erhielt für ein Lächeln kostbare Juwelen.

O, wie schnell lernte ich es, Jedem Hoffnungen zu machen, und sie Keinem zu erfüllen; doch zu lange durfte ich nicht an demselben Orte verweilen. — Ich verließ Smyrna und ging nach Constantinopel, wo der gewühlvolle Markt des Orients alle reichen Europäer und Asiaten zusammenführt. Hier begann ich die Lebenseinrichtung, die ich jetzt führe. Meine Mutter wollte nicht mehr dafür gelten, weil sie, ohne die Bildung der Sitten, die ich mir im Umgange mit Vornehmen leicht angeeignet hatte, meine niedrige Abkunft leicht verrathen haben würde. Sie galt jetzt für meine alte Wärterin; dagegen nahm ich eine jüngere Begleiterin als Zofe zu mir. Sorgfältig wachten wir darüber, meinen Stand zu verhehlen, und suchten selbst die seltsamsten Gerüchte deshalb zu verbreiten. Ich wollte frei meiner Neigung leben, aber doch für etwas anderes gelten als ich war. Diese abenteuerliche Lebensweise verschaffte mir den reichlichsten Unterhalt; nach

und nach drängten die wechselnden Erscheinungen des Lebens auch meinen Kummer um Antonio, der mich freilich in einsamen Stunden und Nächten oft schwer heimgesucht hatte, zurück, und ich wäre glücklich gewesen, hätte ich nicht die innere Unzufriedenheit, die das Sträfliche meiner Lebensweise erzeugte, mit mir herumgetragen. —

Meine Mutter schien ebenfalls bisweilen innere Vorwürfe zu empfinden, die sich freilich bei ihr auf eine andere Weise äußerten. Sie hatte Gewissensbisse, daß wir so lange in einer unchristlichen Stadt zubrachten, wo sie der Buße und Beichte entbehren mußte. So drang sie also darauf, daß wir nach Italien zurückkehren sollten, aber nicht nach einem Orte, wo man mich in meinen früheren Verhältnissen gekannt hatte. Wir hatten eine bedeutende Summe Goldes gespart, die uns ein sicheres Auskommen gewährt haben würde; mit dieser wollte meine Mutter nach Neapel mit mir gehen; doch ich stimmte für das reichere Venedig, wogegen sie einen Widerwillen zu haben schien. Ich beharrte indessen auf meinen Willen, und der Tag unserer Abreise war festgesetzt; da fand ich, als wir eines Abends von einer Wasserfahrt zurückkehrten, die mehrere junge reiche Kaufleute als eine Art Abschiedsfest veranstaltet hatten, die Schränke und Läden in unserer Wohnung erbrochen, alles Gold und den kostbarsten Schmuck ge-

raubt. Ich gerieth in große Bestürzung und fragte nach meiner Mutter, allein sie war ausgegangen, um auf dem Bazar noch einige Einkäufe zu besorgen. Als sie wiederkehrte, brach sie in ein lautes Wehklagen aus, so daß ich meine Fassung wiederfand, weil ich derselben bedurfte, um sie zu beruhigen. Der Diebstahl mußte im Hause geschehen seyn, denn ein Fremder hätte nicht gerade das Werthvollste aus Vielen herausfinden können. Doch blieben unsere Nachforschungen vergebens, und wir mußten endlich abreisen, froh, noch so viel Geld zusammenzubringen, um die Reise zu machen.

Auf das Drängen meiner Mutter gingen wir dennoch nach Neapel, denn ich hatte es ihr versprochen, es wenigstens mit einem Aufenthalte daselbst zu versuchen; doch es mißbehagte mir dort so, und eine innere Stimme — hier blickte sie Ludovico zärtlich an — trieb mich so mächtig nach Venedig, daß meine Mutter endlich nachgab. Hier — —

Rosaura hatte bisher mit gesenktem Haupte und schwacher Stimme erzählt und Ludovico ihr aufmerksam zugehört. Jetzt versagte ihr die Stimme; sie schwieg, zitterte, blickte zur Erde.

Ludovico zog sie leise an sich und fragte: Nun, Rosaura? Hier?

Hier lebte ich, wie zu Constantinopel; ich hätte es aufgegeben, doch der Mangel, das Drängen meiner

Mutter, meine eigenen Schwächen, die Gewohnheit üppiger Fülle, der ich plötzlich zu entsagen nicht die Kraft hatte, alles hielt mich in dem Netze fest. — Da sah ich Dich, — mein Herz empfand wieder Liebe, — nein es empfand zum ersten Male Liebe, denn Antonio hatte mich durch Dankbarkeit, durch den mich damals blendenden höhern Lebensrang, durch meinen kindlichen Glauben, ihm müsse ich gehören, endlich durch die Verkettung der Verhältnisse gewonnen. Du gewannst mich nur durch Dich selbst, durch Deine männliche Würde, Deine tapferen Kriegsthaten, von denen ich hörte, durch Schönheit und edle Worte. Willst Du mich nun verstoßen? Ich sagte Dir Alles! Bei der Heiligen, schlimmer bin ich nicht, als ich mich Dir geschildert! Aber wenn Du mich von Dir stießest? Wenn — — O, Ludovico, laß mich's nicht denken! Das Meer ist nicht so tief, so unermeßlich wie der Abgrund von Qualen und Schrecken, der sich vor meinen Füßen öffnet!

Mit krampfhafter Angst sank sie an seine Brust, hielt ihn umfangen, und vergoß einen Strom heißer Thränen.

Ludovico war im Innersten gerührt, doch erfüllte ihn zugleich eine peinliche Angst und Unruhe. Seine Liebe zu ihr war so schnell verschwunden als flüchtig entstanden; eine warme Freundesneigung, eine brüder-

liche Theilnahme zog ihn zu ihr hin. Er erkannte, welch ein seltenes Wesen sie sey, er fühlte, wie Großes und Edles in ihr gerettet werden könne. Doch den Preis, um den es allein möglich war, diesen Preis vermochte er nicht einzusetzen. Ihn selbst, sein eigenes Glück des Lebens forderte sie ihm als Opfer ab —, das war zu viel.

Lange blieben beide stumm. Endlich sprach er: Rosaura, Du hast schwer gefehlt, bist tief gefallen; aber ich will Dich emporrichten helfen. Kehre zur Tugend zurück, zu dem Guten, Schönen, Edlen, weil es das Gute, Schöne, Edle ist, aber nicht um eines andern Preises willen. Nur dann wirst Du wahrhaft geläutert seyn. Erringe Dir die Liebe zum Lohne, doch bedingen darfst Du sie nicht!

O, Du sprichst wahr, gut und wahr, — erwiederte sie hingebend, — ich muß sie verdienen. Ich will sie verdienen; aber Du mußt mich nicht verrathen, — das ertrüg' ich nicht! —

Ludovico preßte sie stumm an sein Herz; er stand im heftigen Kampfe mit sich selbst. Er war zweifelhaft, ob er ihr entdecken solle, was in dieser Nacht mit ihm geschehen sey. Vertrauen durfte auch sie fordern, mußte ihr werden; doch war es gut, war es erlaubt, ihr diesen Augenblick hoffenden Entzückens, den sie mit

reuigſter Zerknirſchung erkauft, damit zu vergiften? Sollte er die aus tiefſter Herzwunde Blutende verwunden?

Während er zweifelnd die aufgeſtürmten Gefühle ſeines Buſens abwägte, kam Lucie plötzlich eilend herbei und rief: Signora, Marcheſe Foscari kommt den Cypreſſengang herauf.

Foscari! — rief Roſaura auffahrend. — Was will er? — Ich mag ihn nicht ſehen! Ich kann, ich will nicht — niemals mehr!

Signora, bedenkt doch, — erwiederte Lucie betreten. — Er würde ſich nicht abweiſen laſſen! Bedenkt, daß Ihr auf ſeinem Landſitze wohnt!

Schweig, Unglückſelige! — rief Roſaura außer ſich: — ich will fort von hier, dieſer Boden brennt unter meinen Füßen!

Ludovico war zurückgetreten und hatte ſtaunende und fragende Blicke auf Beide geworfen. — Ihr wohnt auf des Marcheſe Villa? — fragte er und betonte die Worte auffallend.

O, Ihr ſollt Alles wiſſen, — entgegnete Roſaura. —

Doch nicht jetzt, — fiel Lucie ein, — in zwei Minuten iſt der Marcheſe hier. Geht, Signor, ich bitte Euch, Ihr wißt nicht, welchen Dienſt Ihr der Signora dadurch erweiſet!

Bleibt, bleibt — es iſt mir Alles jetzo gleich, — erwiederte Roſaura. — Der Marcheſe ſoll —

Empfangt ihn, Donna! Ich gehe, — ſprach Ludovico in einem Tone, der ſanft wie eine Bitte und doch feſt wie ein Befehl klang; dann beugte er ſich zu Roſaura und ſprach leiſe: Thu' es, ich bitte Dich darum. Handle nicht unbeſonnen! Der Marcheſe iſt reich und ſtolz, und Venedig nicht der Ort, wo man einen Mächtigen reizen darf. Jetzt lebe wohl, Roſaura! Mit dem Abend kehre ich zurück, denn ich habe noch Vieles auf dem Herzen, das ich Dir vertrauen muß.

Fünftes Capitel.

Er ging. Kaum war er verſchwunden, als Foscari aus einem Bosquet trat. Er ſah finſter aus, zwang ſich aber zu einem herablaſſenden Lächeln. Ich komme um zu fragen, ſchöne Roſaura, wie Ihr die erſte Nacht

auf meinem Landsitze zugebracht habt? — Ihr seht ein wenig bleich; vielleicht etwas überwacht, und dennoch schon so frühe auf? —

Diese Worte betonte er in einer Weise, die auffallen mußte. Rosaura, die sich auf eine Gartenbank gesetzt, und ihn anfangs freundlich anzulächeln versucht hatte, zog ihre Stirn düster zusammen. Guten Morgen, Marchese, — erwiederte sie kalt. — Ihr seyd sehr eifrig im Dienst der Höflichkeit; ein so früher Besuch muß mir so schmeichelhaft als unvermuthet seyn.

Und doch war er wohl nicht der Erste, — bemerkte Foscari; — mich dünkt, ich hörte hier schon sprechen?

Rosaura schwieg. —

Nicht wahr, ich bin der erste nicht, der Euch den Morgengruß bietet, — fuhr der Marchese fort, und man sah, daß ein zürnendes Roth in seine Wangen stieg.

Ich bin nicht gewohnt, Rechenschaft über die Besuche zu geben, die ich empfange, — sprach Rosaura, die nicht mehr an sich hielt. — Wenn Ihr wähnet, Eure Höflichkeit, mir diese Wohnung anzubieten, gäbe Euch solche Rechte, so verlasse ich sie noch heute! — Mit diesen Worten stand sie auf und ging. Doch Foscari ergriff ihre Hand und sprach: Ei, schöne Rosaura, so übel gelaunt? Darf ein theilnehmender Freund

denn eine ſolche Frage nicht wagen? — Gebt mir den Arm! Laßt uns einen Spaziergang machen. Ich wette, es gelingt mir, Euren Unmuth zu verſcheuchen, denn ich habe Euch von dem geſtrigen Feſte des Dogen Wunderdinge zu erzählen: von Tanz, Spiel, Muſik, Zauberei, wahrſagenden Zigeunerinnen, und tauſend andern Dingen.

Bei dieſen letzten Worten warf er einen Blick auf Lucien, die jedoch, ohne indeſſen die Faſſung zu verlieren, fröhlich ausrief: O, laßt mich das auch mit anhören! Von dergleichen höre ich gar zu gern.

Doch Roſaura gab ihr einen Wink, ſich zu entfernen, und ging mit Foscari tiefer in den Garten hinein. Lucie die nichts gewollt hatte, als den finſtern Ausbruch der Eiferſucht Foscari's, der ſich durch ſeine Opfer für Roſaura ſchon zu ſolchen Gefühlen berechtigt glaubte, abwenden, — ſah beiden eine Zeit lang nach und ſchüttelte mißbilligend den Kopf. Dann ging ſie nach der andern Seite des Gartens gegen das Ufer der Brenta hinab, weil ſie Roſaurens Mutter von Venedig erwartete, indem dieſe als Hüterin ihrer Wohnung in der Stadt zurückgeblieben war, aber mit dem Früheſten auf das Land hinauskommen wollte. — Als ſie ſich dem Fluſſe näherte, ſah ſie die weiße Feder von Ludovico's Hut noch durch die Gebüſche ſchimmern. Erfreut, ihn noch zu treffen, wollte ſie ihm nacheilen,

um ihm einige nützliche Winke in Betreff Foscari's zu geben, als sie plötzlich mit Erstaunen entdeckte, daß er nicht allein sey, sondern Arm in Arm mit einem jungen Mädchen ging. Es war Biondina. Das ist seltsam! — sprach Lucie leise für sich, — wenn das meine Donna wüßte! — Mit leisen Schritten schlich sie sich näher heran; ein Grabstein mit einer Urne unter dichtem Cypressengesträuch konnte sie verbergen, so daß sie sah und hörte, ohne bemerkt zu werden. Ludovico hatte Biondina traulich umschlungen, und fragte das Mädchen mit sanfter Stimme: Also könntest Du mich lieben? Recht von ganzer Seele lieben? — Biondina hob die großen blauen Augen zu ihm empor, ein leichter Silberschleier überwebte plötzlich ihren reinen Blick, sie senkte das Haupt, drückte ihr Antlitz zärtlich und verschämt an seine Brust, und umschlang dann mit ihren weißen Armen seinen Nacken. Ludovico preßte sie stumm ans Herz. Lucie traute ihren Augen kaum; bebte vor innerem Zorn, da sie in der Seele der so verrathenen Rosaura empfand. Wahrlich, — murmelte sie mit verhaltenem Unwillen — höher konnte er die Verachtung nicht treiben, als daß er seine Buhlerin gleich in der Stunde der ersten Begegniß mit hieher brachte! — Ganz erfüllt von der Unwürdigkeit dieser Handlung, ging sie mit sich selbst zu Rathe, ob sie auf der Stelle hervortreten und Ludovico's Verrath enthüllen, oder

noch ferner lauschen wolle. Sie wählte das Letztere. Indessen waren die Liebenden einige Schritte weiter gegangen, und sie konnte, was sie eben flüsterten, nicht verstehen. Doch als sie ihnen leise hinter den Büschen folgte, hörte sie Biondina sagen: Ach, Du wirst mich gewiß verlassen, um ihretwillen! Ich will es dulden und weinen, denn sie ist ja so schön, wie Du sagst, und liebt Dich so feurig — und was bin ich Arme?

Du? — fragte Ludovico und blickte sie selig an.— Du? Du bist das reine keusche Licht des Mondes, sie eine dunkel glühende Fackel, die mehr brennt als leuchtet! Ihr sollte ich Dich aufopfern? Nein, nimmermehr! — Sie ist belastet von Schuld, hat ein Leben der Vergiftung geführt, sie muß sich erst durch lange Buße läutern; Du bist rein wie die Lilie und sollst es bleiben. Ernst will ich zu ihr sprechen; doch nicht mit Banden der Liebe sollen mich ihre süßtrügerischen Worte umspinnen. Auf Dich will ich deuten und sagen: So sey, wenn Du des Edlen Liebe willst.

Nein, nein, das nicht Geliebter, — erwiederte Biondina. — Schweige ganz von mir; ich will Dich lieben in der tiefsten Stille, Niemand als die heilige Jungfrau soll es wissen! O, gib mich ihr nicht Preis. Du kennst die italienischen Frauen nicht, Du weißt nicht, wozu die Leidenschaft sie hinreißt! Vater Ber=

nardo hat mir ſchreckliche Dinge davon erzählt! — Weißt Du nicht, daß ſie mit Gift und Dolch —

Nein, Liebe, das fürchte nicht, — entgegnete Ludovico lächelnd; ich ſage Dir, ihr Herz iſt in meiner Hand und Macht!

Ach, ich fürchte ſie doch! — rief Biondina weinend und bittend, — o, verrathe meine Liebe nicht! Du haſt mein Herz gewonnen, gib es keiner Andern Preis. Kannſt Du mich nicht wieder lieben, ſo will ich ſtill vor Gram ſterben; aber nur verrathe mich nicht. Wie würde die läſternde Zunge mich verfolgen! Und wenn ſie mich feindſelig verſpottet! Nein, nein, Du wirſt mich gewiß nicht verrathen!

Du wunderliches, liebſtes Kind, — ſprach Ludovico lächelnd — welche thörichte Angſt erfüllt Dich! Was ſollte Dir geſchehen? Wer darf es uns verargen, daß wir uns lieben? Doch Du willſt es; nun wohl, es ſey; unſere Liebe bleibe ein Geheimniß, bis Du ganz mein biſt, denn das ſollſt Du werden!

Und hier drückte er ſie noch einmal feſt an ſich und ging langſam mit ihr zum Ufer hinab.

Luciens Bruſt klopfte heftig. Sie liebte ihre Gebieterin; ſie war ſtolz darauf, daß ihr noch Niemand widerſtanden; — ſo empfand ſie auch die Kränkung der verſchmähten Liebe in tiefſter Seele mit. — Vollends aber empörte ſie der Verrath, denn anders ver-

mochte ſie es nicht zu nennen, den Ludovico an ihrer Gebieterin übte. Abſcheulich iſt es, — rief ſie heftig aus, — o, des frevelhaften Geſchlechtes der Männer! Wir wären treulos? wir wären grauſam? — Solch ein Verrath ward noch nie geübt! Von einer verlaſſenen Geliebten hörte man ſchon, von keiner aber, der man, nur um ſie zu verhöhnen, verlockende Liebe ſchwört, bis ſie in Demuth ihr betrogenes Herz hingibt! — Schon zuvor ſammelte er die Skorpionen, um ſie unter den Roſen der Liebe, die er erſt brechen wollte zu verſtecken! O, dreifach abſcheulich! Aber ich will nicht ruhen, bis ich die ſchwer Beleidigte, die verachtend Gemißhandelte zur glühenden Rache entflammt habe!

Mit dieſen Gedanken eilte ſie den Garten hinauf, um die Gebieterin aufzuſuchen. Dieſe kam ihr entgegen, denn Foscari hatte ſie ſchnell verlaſſen. Roſaura hörte, was ihr Lucie erzählte, mit ſtarrem Schrecken an. — Einer Bildſäule gleich, ſtand ſie vor ihr; ſie weinte weder, noch klagte ſie, — ſie war wie ein tiefes Grab des Schmerzes. —

Nein, Du lügſt, ich glaube Dir nicht! — rief ſie endlich entſchloſſen. — Das hätte er mir geſagt; die Schmach, mich ſo tief vor ihm zu demüthigen, hätte er mir erſpart! Geh, Du lügſt!

Ich will gehen, auf ewig von Euch gehen! — rief Lucie, — wenn ich Euch nicht die Wahrheit ſagte. —

Vielleicht könnt Ihr Euch selbst überzeugen. Noch kann er nicht weit entfernt seyn; folgt mir hier quer durch den Garten nach der andern Seite, wohin der Fluß sich herumwindet, so seht Ihr ihn wohl noch auf seiner Gondel mit dem schönen Mädchen vorüberschiffen.

Rosaura lehnte sich auf Luciens Arm und ließ sich von ihr, so eilig ihre erschöpften Kräfte und ihre pochende Brust es gestatteten, nach der bezeichneten Gegend hinüberführen. Wirklich gelangten sie in demselben Augenblicke an das buschige Ufer, wo Ludovico und Biondina auf der leichten, wiegenden Gondel sich vorübertreiben ließen. Er saß am Steuerruder, sie ihm zur Seite, und hatte das blondumlockte Haupt an seine Brust gelegt; sein linker Arm umschlang die anmuthige Gestalt und drückte sie sanft ans Herz, während er mit der Rechten dem Nachen die Richtung gab, der leicht auf den klaren Wellen des Stromes dahinschwamm.

Die Fluth spiegelte das reizende Bild zurück; die reinste Seligkeit malte sich in den Zügen der Liebenden. Sie ahnten nicht, während der Himmel, der sich über sie wölbte, und die Fluth, von der sie getragen wurden, ihnen so mild zulächelten, daß eine düstere Wolke der Schrecken ihnen zur Seite aufstieg und die Sonne ihres Glücks zu verfinstern begann, bevor sie ihnen die süßen Früchte, die sie versprach, gereicht hatte.

Rosaura blieb gefesselt stehen; zwei Mal drückte sie die Hand auf Stirn und Auge, als traue sie dem nicht, was Blick und Gedanken ihr zeigten, dann aber von der schrecklichen Wahrheit bis ins Innerste getroffen, wandte sie sich erschöpft zu ihrer Begleiterin um, sank ihr lautlos an die Brust und gleitete ohnmächtig in ihren Armen nieder. —

Biondinens Nachen schwamm indeß, vom günstigen Hauche des Windes getrieben, leichter über die Wellen dahin. Als er die Lagunen erreichte, nahm sie das Ruder zur Hand, Ludovico spannte das kleine Segel auf, und so gewannen sie bald das Ufer wieder. Fast zu gleicher Zeit mit ihnen legte der alte Bernardo, dessen Enkelin Biondina war, die Barke an. Mit kindlicher Freude sprang diese dem Greise entgegen und erzählte ihm den Ueberfall, den sie in dieser Nacht erfahren, und ihre Rettung durch Ludovico. Gerührt und zitternd schloß der Greis das liebliche Kind in die Arme; dann nahm er seinen breiten mit Bändern geschmückten Schifferhut ab und erhob das Auge andächtig gen Himmel: Dank sey der gebenedeiten Mutter Gottes, die Dir einen Retter aus solcher Gefahr gesandt hat! — Hierauf ging er auf Ludovico zu und sagte auch diesem seinen herzlichen Dank, mit Blicken, in denen die Thränen der Rührung glänzten.

Aber welch ein Bubenstück! — rief er aus, nach-

dem er seine Enkelin noch einmal umarmt hatte; — und ich vermuthe nur mit zu großer Wahrscheinlichkeit, daß es von einem reichen mächtigen Manne angelegt war. Denn die Leute, die mich gestern Nacht plötzlich für zwei Zechinen gedungen haben, sind mir jetzt höchst verdächtig. Sie boten mir so viel, weil sie Eile hatten; und doch weiß ich, daß sie sich bei Mestre fast müßig umhergetrieben haben; und weshalb ließen sie mich wohl bis zwei Stunden nach Sonnenaufgang warten, wenn sie doch nicht mit mir zurückfahren wollten?

Ludovico befand sich in einiger Verlegenheit, denn er war unschlüssig, ob er dem Greise sogleich seine schnell gefaßte Liebe zu Biondina bekennen sollte oder nicht. Zwar fühlte er sein Herz ganz von ihr gefesselt; doch hatte er bisher noch nie daran gedacht, eine dauernde Verbindung zu knüpfen, und als Officier auf der venetianischen Flotte war ihm dies auch kaum möglich. Was daher aus seiner Zukunft werden sollte, lag noch dunkel und sorgenschwer vor ihm. Daher schwieg er vor den Augenblick und sprach nur zu Bernardo: Beruhigt Euch, redlicher Vater, ich selbst werde den Fall dem Dogen anzeigen, denn ich habe diesen Morgen Geschäfte bei ihm. Es wird gewiß die strengste Untersuchung Statt finden, und ihr dürft der Bestrafung der Frevler sicher seyn, selbst wenn sie aus den höchsten Ständen sind. Denn Ihr kennt Andrea Cornaro's Gerech-

tigkeitsliebe, und wie er milde und Strenge vereinigt. Er wird zuverläſſig die Thäter den Gerichten überliefern, und Ihr wißt, wie unbeſtechlich Venedigs Gerichte ſind.

Ach, mein edler Signor, — erwiederte Bernardo — ich will gar keine Beſtrafung verlangen. Lieber wäre mir's, wenn der Doge mir Schutz gewähren könnte. Denn verfolgen wir den Thäter, ſo reizen wir nur ſeine Rache, und vielleicht wäre er gezwungen, uns ſeiner Sicherheit wegen zu opfern. Nein, edler Signor, führt keine Klage; der Arme, Schwache muß den Streit mit dem Mächtigen vermeiden, denn ſein Recht ſchützt ihn dabei nicht nur nicht, ſondern wird oft erſt ſein Verderben. Gott hört unſere Seufzer; auf ſeinen Schutz wollen wir bauen, ſeiner Gerechtigkeit unſere Sache anheim ſtellen. Glaubt mir nur, mein edler Herr, wem der Schnee ſchon faſt zwanzig Jahre auf dem Haupte liegt, der hat Manches erfahren! Ja, ich habe Manches dulden müſſen in der Welt, und vorzüglich von den Großen dieſer Erde! —

Darum, — fuhr Bernardo leiſe fort, indem er Ludovico halb auf die Seite nahm — zog ich mich ſo tief in die Verborgenheit zurück als ich vermochte. Aber doch muß man es ausgeſpäht haben, daß eine liebliche Blume in dem kleinen dunklen Gärtchen blüht, und es trug irgend wer Verlangen darnach, ſie zu pflücken! — Hier ſeufzte der Alte tief auf, erhob die Augen gen

Himmel, faltete die Hände und sprach fromm: Gebenedeite Jungfrau, Du weißt, wie viel Thränen dieses Kind gekostet hat! Laß mir, was ich mit so bitterm Schmerze erkaufte! — Gott segne Euch nochmals, edler Herr, — fuhr er zu Ludovico gewendet fort — daß Ihr mir ein liebes Kind erhalten habt, wißt Ihr, aber welch ein liebes — das kann nur ich empfinden!

Er zog Biondina aufs neue an sein Herz; sie umschmeichelte ihn sanft und streichelte kosend seine Wangen. Mein Vater, mein liebster Vater, — sprach sie mit dem Tone der innigsten Liebe — o, weint doch nicht — wir sind ja so glücklich! — —

Die Stunde, wo Ludovico den Dogen sprechen sollte, war nahe. Er mußte aber noch nach Hause, um seine festliche Uniform anzulegen. Daher nahm er eiligen Abschied, und versprach nur, so bald als möglich zurückzukehren.

Tausend Gefühle wogten in seiner jungen Brust. Er, der die Liebe niemals gekannt hatte, lernte diese allmächtige Leidenschaft jetzt beinahe in demselben Augenblicke in ihren beiden entgegengesetzten Polen kennen. Die stürmische, aus der glühenden Macht der Sinne auflodernde Flamme, und das heilige reinstrahlende Licht, womit sie in ihrer edelsten Gestalt das Herz erfüllt, hatten sich fast zugleich in seiner Brust

entzündet. Seine bessere, für alles Große und Schöne entglühende Seele gab der reineren Flamme den Sieg; und doch sollte er es durch einen schweren Kampf büßen, daß er nur einen Augenblick sich der Brandung des reißenden Stromes überlassen hatte, der die, welche sich in seine Wellen werfen, in ein wirbelndes taumelndes Entzücken reißt, bis er sie an seinen schroffen Felsenufern zerschmettert.

Sechstes Capitel.

Um den scheinbar längst verloren gegangenen Fäden geheimer Thaten nachzuspüren, die der wunderbarste Zufall plötzlich wieder ans Licht und in die Hand der alten, einer Zauberischen Drudenmutter gleichenden Priscilla geführt hatte, ließ sich dieselbe manchen ihren erlahmten und verkrummten Füßen sehr sauern Weg durch die dunklen Gassen Venedigs nicht verdrießen. Sie hatte früher mancherlei Gewerbe getrieben, durch die sie mit al-

len Schlupfwinkeln des Verbrechens jeder Art bekannt geworden war. Dort konnte sie jetzt am leichtesten alte Freunde und Bekannte entdecken, die ihr auf die Spur halfen. Aber freilich, es war ein mühsames Werk, denn zwanzig Jahre — so lange war sie nun aus Venedig entfernt — räumen auf! An Stellen, wo sonst geheime Schlupfwinkel von Dieben, Bettlern, Zigeunern und andern Völkchen gewesen, fand sie jetzt stattliche Häuser; andere Spelunken waren zwar noch im Gange, allein Niemand kannte die Alte, und sie mußte auch vorsichtig seyn, durfte sich nicht zu leicht selbst Preis geben. Ja, ja, — seufzte sie — der Galgen, den diese Schelme alle verdient haben, ist ein ungeduldiger Gläubiger, er will bezahlt seyn! Er wird ihnen nicht zu lange Frist gelassen haben. — Wer weiß, wie es mir ergangen wäre, wenn mich die Wellen nicht nach Afrika verschlagen hätten! Nun, die Sklavenpeitsche, die ich genossen, hat wohl Manches abgezahlt, und ich habe noch zu Gute, — Ich wills nie fordern was ich herausbekomme! —

Unter solchen Gedanken, die sie halb in murmelnde Worte kleidete, kroch sie eine dunkle Gasse hinunter, an deren Ende die Haupthöhle sich befand, die vor zwanzig Jahren gute Freunde ihrer Art zu beherbergen pflegte. Noch ehe sie dieselbe erreigt hatte, kam ein Mohr aus der Thür des unterirdischen Gewölbes herauf, dem zwei

Kerle folgten, die nicht das beste Aussehen hatten. Der eine war alt, hatte schon graues Haar, aber noch rüstige Glieder, der andere hatte kaum die Mannesjahre erreicht. Vorsichtig trat die Alte hinter einen Brunnen, um die Herankommenden von weitem zu beobachten, bevor sie selbst gesehen wurde. Denn in der Gegend dieser Spelunke mußte man immer auf der Hut seyn, wenn man die Stichworte, die gerade üblich waren, nicht kannte.

Wahrhaftig! — rief die Alte erstaunt aus, als sich die Leute näherten — hier finde ich ja endlich Bekannte. Denn wenn der schwarze Teufel nicht der hübsche Mohrenbube Battista ist, der mir schon vor zwanzig Jahren in Foscari's Hause bisweilen zur Hand ging, so will ich in diesem Leben keinen Schlaftrunk mehr mischen! — Und der Graukopf ist bei der heiligen Jungfrau kein anderer als Pietro, die Eisenfaust genannt! — Daß diese Schelmengesichter nicht umsonst die Nasen so dicht zusammenstecken, darauf will ich wetten. —

Sie lauschte mit angehaltenem Athem, um das Gespräch der Herankommenden zu behorchen. Dies gelang ihr zum Theil, denn sie sprachen, da sie sich in der nur den geheim Verbündeten verständlichen Sprache unterhielten, ganz laut.

Funfzig Zechinen? — sprach der Graukopf zum

Mohren, — Dein Herr iſt wahrhaftig ein Geizhals geworden! Aber die Zeit iſt ſchlecht, man muß Alles mitnehmen. Ludovico heißt er alſo?

Soll ich Dir's ſo oft wiederholen, wie die Glocken von St. Marcus läuten? — antwortete der Mohr; — ſtell' Dich nicht an, wie ein Rekrut von drei Tagen! —

Rekrut! Rekrut! Sucht mir einen Veteranen wie ich. Foscari kann ſich auf mich verlaſſen, das ſagt ihm nur.

Und Du Dich auf ihn!

Ja, ja, er zahlt! Und mir muß er auch zahlen! Ich weiß zu viel alte Geſchichten! — Es iſt aber wohl ein Teufelskerl von Haudegen, mit dem wir's haben?

Feiger Lump, — erwiederte der Mohr — Du willſt wohl zittern, wenn Du ihm den Dolch zwiſchen die Rippen klemmſt? Sonſt wüßte ich doch nicht, was es für einen Unterſchied machte, ob ein gutgeführter Stoß einem löwenartigen Herkules oder einem bleichſüchtigen Mädchen die Herzkammern aufmacht.

Nun, und Du haſt doch ſelbſt Deinen Dolch an ihn verloren! — warf Pietro halb hohnſprechend hin.

Tropf! weil wir auf nichts gefaßt waren, und wir angegriffen wurden!

Mehr verſtand Priscilla nicht, aber es war genug. Alſo Foscari — rief ſie aus, — war richtig der Lecker, dem es nach dem jungen blondlockigen Mädchen ge=

lüſtete? — Und jetzt ſollte — — Geduld, Signor Marcheſe, ich will das nicht, und ich habe auch ein Wort mit zu ſprechen!

Unter dieſen Gedanken kroch ſie in die Höhle hinab. Hier war ſie endlich am rechten Platze! Gleich auf den erſten Blick erkannte ſie den Wirth, denn er hatte noch gerade eine ſo glühende Kupfernaſe wie ſonſt, und ſchielte unter dem weißen Haare ſo gut wie vor Jahren unter dem rothen.

Es kam ordentlich eine Art Rührung über Priscilla beim Anblicke des alten Gewölbes und der wohlbekannten Seſſel, Bänke und Tiſche. Kennt Ihr mich noch, Giuſeppe? — fragte ſie den Wirth, — oder habt Ihr die Mutter Priscilla vergeſſen?

Bei allen Heiligen! Kommt Ihr aus der Hölle, oder woher ſonſt? — rief Giuſeppe; — ſeyd Ihr's ſelbſt, oder ſpukt Ihr am lichten Tage?

Mit Fleiſch und Bein, ſo viel an dem alten Gerippe noch herumhängt, — ſprach Priscilla mit grinſender Freundlichkeit. — Ich war zwanzig Jahre verreiſt! Nach Afrika, in Algier! Aber kommt Zeit, kommt Rath! Endlich bin ich doch heimgekehrt und ſehe mich nun nach allen Bekannten um!

Werdet nicht mehr viel finden! — antwortete Giuſeppe. — Der Teufel holt einen nach dem andern. Aber ſagt mir doch —

Was Ihr zu fragen habt, darauf antworte ich Euch schon bei gelegener Zeit. Jetzt sagt mir rasch, kommt Pietro, die Eisenfaust genannt, heut noch wieder hieher?

In einer Stunde; er besorgt nur etwas mit einem guten Freunde in der Nähe.

So sagt ihm, er solle sich hüten, die fünfundzwanzig Zechinen von Foscari zu verdienen! Er wirft tausend dabei in die See. Er soll die Henne nicht schlachten, die goldene Eier legen kann! Versteht Ihr? Ich hätte es Euch so aufgetragen; ich weiß, dann wird er gehorchen. Um Mitternacht bin ich wieder hier!

Gut, — sprach Giuseppe. — Allein —

Ihr habt nichts zu fragen; doch mir gebt weiter Auskunft: Wo steckt die schwarze Filippa, die Spinnerhexe?

Bei St. Marco. Hättet Ihr mich vor einer Stunde gefragt, ich hätte kein Wort gewußt, denn sie war seit vielen Jahren verschollen; aber ich will nie aus dem Fegefeuer entlassen werden, wenn ich ihr nicht vor einer Stunde am Rialto begegnet bin. Ich sage Euch, stattlich, in Sammet und Seide! Ich sah sie an, sie mich, sie wollte mich nicht kennen, that vornehm! Aber der Schreck hatte sie verrathen, und als ich ihr nachschaute, erkannte ich sie auch an dem linken Plumpfuße, weshalb wir sie immer Jungfer Satan hießen.

Und habt Ihr keine nähere Spur?

Nein!

Aber welche Richtung nahm sie?

Hinter dem großen Canale herum, nach dem Palaste Berberigo zu!

Gut! — Um Mitternacht bin ich wieder hier. —

So eilig ihr Alter es zuließ, keuchte Priscilla die Treppe wieder hinauf, und nahm ihren Weg nach dem Palaste Berberigo. —

Auf dem Wege dahin begegnete ihr Ludovico im Gedränge, das vom Rialto herabfluthete. Ein Wort, Signor, -- raunte sie ihm zu, und zog ihn auf die Seite. — Ihr kommt wie gerufen! Nehmt Euch in Acht! Es gibt Leute, die eifersüchtig auf Euch sind, und die Eifersucht schleift manchen Dolch in Venedig. Hütet Euch vor Foscari!

Ludovico war aufs äußerste bestürzt, denn er mußte glauben, die Alte denke bei dieser Warnung an Rosauren und das Verhältniß derselben zu Foscari. Ganz unbegreiflich war es ihm daher, auf welche Weise sie so schnell davon unterrichtet seyn konnte, da er selbst ja kaum etwas davon ahnte. Was weißt Du von Foscari und seinen Gesinnungen gegen mich? — fragte er. — Doch Priscilla schüttelte mit dem Kopfe und erwiederte: Laßt mich jetzt, davon ein andermal. Wo wohnt Ihr, Signor?

Beim kleinen Canale am Arsenale!

So ſuche ich Euch dort auf, denn jetzt habe ich Eile.

Noch bevor ſie geendet hatte, miſchte ſie ſich unter die Volksmenge, die ſich eben zwiſchen ihr und Ludovico durchdrängte, und verſchwand bald ſeinen Blicken. Voller Gedanken ſetzte er ſeinen Weg zum Dogen fort, zu dem er beſchieden war. Seine Uniform eröffnete ihm den Eingang in den Palaſt, und er ſtieg ſogleich die breite ſteinerne Treppe hinan, nach dem Audienzſaale. Hier fand er eine große Verſammlung; viele Mitglieder des großen Rathes, Senatoren, Procuratoren, von St. Marco, Avogadoren, die ſechs Räthe der Signoria; endlich viele Nobili, die Gehör verlangten. Gegen eine Stunde wartete er; da trat der Doge ein, in feſtlichem Schmucke, wie er den Geſetzen gemäß die Geſchäftsaudienzen geben muß. Andrea Cornaro war ein Mann von etwa ſechzig Jahren, unverheirathet wie die meiſten Dogen Venedigs, freundlich, aber von männlicher Feſtigkeit, ſtreng gerecht, aber zugleich milde. Die Nobili haßten ihn, weil er, ſo weit ſeine beſchränkte Macht es geſtattete, ihren Zügelloſigkeiten Einhalt that. Man wollte von ihm wiſſen, daß er ſelbſt ſchon anklagende Zettel in den offenen Rachen des berüchtigten Löwen geworfen habe, um übermüthige Edle, die er nicht aus eigener Machtvollkommenheit ſtrafen konnte, vor das furchtbare in ſchauerliches Dunkel gehüllte Ge-

richt des Rathes der Zehn, oder gar vor die drei Staatsinquisitoren zu führen. Dagegen war er der Beschützer der Bürger in den niedrigsten Volksclassen, und diese hingen ihm auch mit innigster Liebe an. Oft hatten ihn daher seine Freunde auch schon gewarnt, den Haß der Patrizier nicht zu sehr zu reizen, weil es leicht geschehen könnte, daß man ihn anklagte, auf die Gunst der Menge gestützt, die Verfassung zu beeinträchtigen, und seine persöhnliche Macht als Doge über die Gesetze, die sich freilich eng genug einschränkten, auszudehnen. Die Geschichte der Republik bot manches Beispiel einer solchen Anklage und darauf erfolgten Verurtheilung dar.

Auf diese Gesinnung des Beherrschers von Venedig gründete Ludovico, dem der Doge sich überhaupt stets sehr wohlwollend gezeigt hatte, die Hoffnung, seine Gunst auch zu Biondinens Schutz zu gewinnen. Absichtlich hielt er sich daher im Hintergrunde, bis die übrigen Anwesenden abgefertigt waren und die Geschäfte nicht mehr so drängten. Als ob Cornaro es ahne, winkte er ihm im Vorübergehen und sprach: Nachher, junger Freund. —

Endlich waren alle vornehmen Nobili und Geschäftsmänner abgetreten und Ludovico allein noch in dem Saale übrig. —

Unsere Staatsgeschäfte sind kurz, — begann der

Doge — die Antwort auf die Depeſchen, welche Ihr mitgebracht habt, iſt bereits ertheilt und die Galeere Aquila damit nach Cypern abgegangen. Ihr ſelbſt werdet noch einige Zeit hier verweilen, um die Ausrüſtung der Fahrzeuge, die im Arſenale ſchon halb aufgetakelt liegen, zu betreiben. —

Nach dieſen feierlich geſprochenen Worten begann er freundlich und vertraulich: der Staat iſt Euch in vergangener Nacht abermals Dank ſchuldig geworden; Ihr habt mit ritterlichem Muthe ein Bubenſtück verhindert. — Ludovico erſtaunte. — Ihr ſeht, daß ich bereits unterrichtet bin, — fuhr der Doge fort; — das Oberhaupt der Republik muß ſein ſpähendes Auge überall haben. Dennoch iſt mir noch vieles dunkel in der Sache, und ich erſuche Euch daher, mir Erklärungen zu geben.

Ludovico erzählte dem Herzoge. Sein Herz verführte ihn, bei der Schilderung von Biondinens Unſchuld und Schönheit ausführlicher zu werden, als es für einen dienſtlichen Bericht geeignet war. Der Doge lächelte, Ludovico merkte ſein Selbſtvergeſſen, erröthete und ſtockte. Doch Andrea Cornaro war der Mann nicht, der dem Jüngling nicht das Eigenthümliche der Jugend vergeben hätte; im Gegentheil, er freute ſich deſſen, und ermunterte Ludovico mit wohlwollenden Worten, in ſeiner Erzählung fortzufahren.

Als derselbe jedoch von seiner Ueberfahrt nach der Villa Foscari sprach, gerieth er in neue Verlegenheit, weil er den wahren Grund dazu nicht entdecken wollte und noch nicht geübt genug in raschen Erfindungen war.

Zu seinem Glücke merkte der Doge nicht sonderlich darauf, sondern erneuerte nur seine Fragen wegen Biondinens. Es fiel ihm auf, daß sie blondes Haar habe. Eine Seltenheit bei uns in Italien, — sprach er — aber eine große Schönheit; ich begreife, mein junger Held, daß dieses holde Kind einen lebhaften Eindruck auf Euch gemacht hat. Aber nehmt Euch in Acht; der Soldat, der auf dem unbeständigen schwankenden Nachen des Glücks und Zufalls umhertreibt, darf nur die Göttin des Ruhms scharf ins Auge fassen. — Obwohl Cornaro diesen Worten einen scherzhaften Ton zu geben suchte, klangen sie doch ernsthaft gemeint, und Ludovico bemerkte in den Zügen des Sprechenden einen plötzlichen Anflug von Wehmuth, der tief aus dem Innern zu kommen schien. Auffallend war auch die Theilnahme, mit welcher der Doge sich weiter nach Biondinen und dem alten Gondolier erkundigte. Je umständlicher Ludovico beide schilderte, je ausführlicher er namentlich über Biondinens heiligen Reiz der Unschuld und Sanftmuth wurde, desto dunkler fielen die Schatten des Ernstes und der Wehmuth auf die

Züge des Hörenden. Und als Ludovico am Schluſſe ſeiner Erzählung der frommen Ergebung des greiſen Vaters und ſeiner Beſorgniſſe Erwähnung that, unterbrach er ihn mit den Worten: Der Alte hat Recht! Es iſt gefährlich, in Venedig Feinde zu haben! Aber ich will ihn und ſeine Tochter oder Enkelin in meinen beſondern Schutz nehmen, und wir wollen doch ſehen, ob der Beſchützer der Republik Macht genug hat, zwei Hülfloſe gegen die Rache oder Begier eines Buben zu ſichern! — Sagt das den beiden Bedrohten. Ich werde in der Stille der That weiter nachforſchen laſſen; habe ich erſt ſeine Spuren, ſo finde ich auch den Thäter. Und wäre es der reichſte, der vornehmſte in Venedig, ſo ſoll er vor ein Tribunal geſtellt werden, vor dem noch kein Sterblicher ohne Zittern geſtanden hat! — In dieſen nächſten Tagen halten mich zu dringende Staatsgeſchäfte ab; allein in künftiger Woche, dies ſagt dem alten Bernardo, will ich ihn und ſein Kind ſelbſt ſehen. Ich kannte vor Jahren ſelbſt ein Mädchen, dem ſie nach Eurer Schilderung an ſchuldloſer Sanftmuth eben ſo gleich zu ſeyn ſcheint, wie an Anmuth der Geſtalt. — Richtet das alſo aus, junger Freund! — Bei dieſen Worten gab er Ludovico den Wink der Entlaſſung; dieſer zog ſich ehrfurchtsvoll nach der Thür des Saales zurück. Schon war er an der Schwelle, als Cornaro ihm nachrief: Noch ein Wort! — — Ludo-

vico trat wieder näher; der Doge blickte ihn lange an; dann sprach er: Junger Freund, ich hatte über meinem Eifer vergessen, Euch für die That zu loben; aber tragt Sorge, daß das Lob Euch ganz und voll gebühre. Ihr versteht mich? — Ich will sagen, schont des Herzens und der Ehre eines unschuldig vertrauenden Mädchens! Glaubt dem Worte des Vielerfahrenen, Vielgeprüften, der an der Schwelle des Greisenalters, wenn nicht des Grabes steht. Dem flüchtigen Rausche des Gewissens folgt ein herbes Erwachen, und der Schuld ein schwer lastendes Bewußtseyn! Laßt nicht den Retter des Mädchens ihrem Glücke gefährlicher werden als den Räuber! — — Er sprach diese Worte mit sanftem, tiefeindringendem Ernste; dann wandte er sich rasch um und verließ den Saal.

Ludovico stand betroffen; er verlor sich in ein tiefes Sinnen. Wohl empfand er es, daß er auf gefährlichen Pfaden wandle. Dort Rosaura, hier Biondina! War er nicht bei Beiden schon zu weit gegangen? Und vermochte er es noch, die Schuld, vor der ihn das väterliche Wort des Dogen warnte, ganz fern von seinem Haupte und Herzen zu halten?

Siebentes Capitel.

Die Sonne berührte faſt ſchon den Saum des Meeres, und fing an, den mildernden Purpurſchleier über ihr blendendes Angeſicht zu legen. Venedigs Thürme und Paläſte ſtiegen wie goldene Schlöſſer aus der dunklen kryſtallenen Fluth; ein roſig blinkendes Netz aus flockigem Schaume warf ſich über die leicht gekräuſelte Fläche des Meeres; der ſanft abſpannende Hauch des Abends zog durch die Blätter und Blüthen und trug ihre Düfte auf ſeinen Flügeln heran. Roſaura ſaß auf der Teraſſe ihres Landhauſes; Lucie war bemüht, ihre pantaſtiſch reizende Kleidung durch die letzten kleinen Nachhülfen zu vollenden. Hier ringelte ſie eine der ſchwermüthig herabfallenden Locken wieder auf, dort ſteckte ſie eine Roſe halb vergeßlich, nachläſſig in den Gürtel; hier enthüllte, dort entſchleierte ſie die lockenden Reize ihrer Gebieterin. Dieſe ſaß matt, erſchöpft, und duldete alles ſtumm, als würde ſie zum Opfertode geſchmückt; ſie gab ſich nur einer langen alten Gewohn-

heit hin, bei der sie kaum noch etwas dachte; und vollends jetzt, wo tief verschlossene Gedanken verschmähter, erbitterter Liebe ihre Brust erfüllten. Deshalb blieb ihre Wange bleich, und zeigte kein anderes Roth als das, womit der Abendglanz sie anstrahlte; aber es war kein lebendiges Erglühen der Freude oder Liebe, sondern nur ein kalter Widerschein, wie von einem Marmorantlitze. Das sonst so geheimnißvoll dunkel, aus innerster Tiefe leuchtende Auge glimmte nur matt wie ein Demant unter einem Schleier und blitzte kaum hell auf, wenn es sich der immer glühender versinkenden Sonne entgegenwandte. Nur von Zeit zu Zeit schlug eine dunkle Flamme darin auf, wie der Flügelschlag eines Blitzes am fernen Gewitterhimmel.

Meinst Du, daß er kommen wird? — fragte sie nach langer stummer Pause und blickte Lucien ungewiß an.

So sicher, wie die Sonne dort bald hinter die blauen Meereswellen versinkt; seinen höchsten Triumph hat er ja noch nicht gefeiert! — Sie sprach diese Worte halb mit dem Tone des Scherzes, halb mit Erbitterung; aber es war ihr Ernst damit, denn sie liebte Rosauren, und konnte die vermeinte Erniedrigung ihrer Gebieterin und den Verrath, der an ihr geübt wurde, fast noch schwerer ertragen als diese selbst. Dabei kam auch ihre Eitelkeit ins Spiel, da sie es gewesen, welche Rosauren

verleitet hatte, Ludovico an sich zu ziehen, indem sie ihr den Sieg als unfehlbar darstellte. Freilich war Rosaura nicht den sichern besonnenen Weg gegangen, den Lucie ihr angedeutet hatte, allein Ludovico's Verrath erschien so angelegt, daß selbst Rosaurens leidenschaftliches Selbstvergessen keine Aenderung bewirkt haben konnte.

Auf Luciens bitter klingende Antwort erwiederte sie nichts. Sie stand unruhig auf und ging, würdig emporgerichtet, aber heftig, stumm auf und nieder. Die Flamme wilder Liebesgluth schlägt, wird sie getäuscht, eben so leicht zur verheerenden der Rache auf, als reiner Liebesstrahl sich in so bitterm Falle selbstüberwindend in den Heiligenschein wahrhaften, tiefsten Vergebens verwandelt. Jene straft die Schuld, vermeinte oder wirkliche, durch rächendes Vertilgen; dieser versöhnt sie durch reuiges Erheben und Verklären.

Durch Rosaurens Brust zogen düstere Rachegeister, und mit jedem Schlage ihres Herzens fiel ein finstrer nächtlicher Schatten in ihre Seele. Sie fühlte es in entsetzlicher Pein, wie die letzten guten, seligen Geister verjagt wurden aus dem innersten Heiligthume, wo sie tief verborgen aber getreu gewohnt hatten, und schwarze Dämonen der Hölle ihre gifthauchende Lagerstätte aufschlugen. Ach! — rief sie aus — mußte es denn dahin kommen! Aber er hat mich vor sich erniedrigt ge-

ſehen, ſo will ich mich jetzt vor ihm aufrichten, daß er zittern ſoll!

Er kommt! — rief Roſaura plötzlich; und Ludovico trat aus dem Laubgange hervor. In demſelben Augenblicke berührte das Haupt der Sonne die kühle Gruft des Meeres, und warf einen langen blutigen Feuerſtrom über die Wogen; der Abendwind rauſchte ſtärker auf, hob die Fluthen, und das glänzende Geſtirn war verſenkt, und der graue Schleier unheimlicher Dämmerung legte ſich plötzlich über Meer und Land.

Roſaurens Entſchluß war gefaßt; ſie wollte ihr Innerſtes verbergen, die ringelnde Schlange ihres Haſſes tief unter lächelnder Roſenfülle der Liebe begraben. Doch waren die gefeſſelten Stürme ſtärker als das Gefäß, das ſie verſchließen ſollte; denn ſie zitterte heftig, als ſie dem Kommenden entgegentrat und er einen ſanften Freundeskuß auf die willig dargebotenen Lippen drückte. Ludovico nahm es für das heilige Beben der Liebe, und empfand tiefes Mitleid mit der, die er zu täuſchen ſich gezwungen ſah; faſt bereute er das Verſprechen des Schweigens, welches er Biondinen gegeben, doch ein unbeherrſchter Blick aus Roſaurens Flammenauge ſchreckte ſein Vertrauen wieder zurück und erfüllte ihn ſelbſt mit dunkel geahnter Beſorgniß, daß dieſe Liebe leicht im italieniſchen Buſen zur geſchwungenen Fackel der Rache auflodern könne. Er nahm ſich daher vor, dop-

pelt ſanft und liebreich gegen Roſaura zu ſeyn, um ihr, da er ihr die Liebe ſelbſt nicht geben konnte, die ſchönſte Frucht derſelben zu reichen, — die Läuterung und Weihe ihres Herzens zu einem reineren Wandel als ſie ihn bisher geführt. Doch wo einmal die Dämonen des Irrthums und der Leidenſchaft ihre verwirrenden Netze und Schlingen auswerfen, da ſchießt ſelbſt die Saat der Liebe zu giftigem Unkraut des Haſſes empor. Roſaura nahm ſein mildes Anſchließen für die feinſte trügeriſche Kunſt, das Herz, deſſen Schwäche ſie ihm gezeigt hatte, zu umſpinnen, und ſo den letzten ſchmachvollſten Triumph über ſie zu gewinnen, um ſie je tiefer erniedrigt, deſto härter zu verlaſſen. Daher wurde jedes Wort ſeiner Liebe, wie rein es ſeinem Herzen entquoll, zum Gifttropfen in dem ihrigen.

Einſam wandelten ſie in den dunklen Laubgängen auf und nieder. — Ludovico ſchlang den Arm um Roſaura, die es willig geſchehen ließ und ihr wildſchlagendes Herz an das ſeine legte.

Er war befangen, faſt beängſtigt; denn er ſuchte ein Mittel, ihre Leidenſchaft, deren Tiefe und Gewalt er erkannte und ſie an ſeiner eigenen maß, ſanft zu mildern, ohne ihr die bittere Kränkung des Verſchmähens zu bereiten. Auch wenn er der vertrauenden Biondina das Verſprechen zu ſchweigen nicht gegeben hätte, würde er ſeine Liebe jetzt, nach reiflicherem Erwägen,

Rosauren nicht bekannt haben, weil er fühlte, daß er sie zu schmerzlich damit verwunden müsse. Darum that er kein allgemeines Geständniß, sondern versuchte einen andern Weg zu gehen.

Rosaura, — sprach er sanft — Du liebst mich zu irdisch, mit zu stürmischem Sinne. Du bist zu dem reinen Pfade der Tugend zurückgekehrt, Dein edles Bekenntniß, Deine Selbstanklage sind die Schritte, die Du zurückgethan zu dem verlorenen Paradiese der Unschuld. Allein der Wille muß noch zur stärkeren That wachsen; prüfe Dich zuerst an mir und liebe mich schwesterlich, liebe mich mit der wärmsten Freundschaft des Herzens, doch verbanne die heftige, die glühende Gestalt der Leidenschaft. Sie darf dem Heiligthume reiner Liebe nicht nahen!

O, der Heuchler! der Unwürdige! — dachte Rosaura; — ist denn Deine Liebe zu einem blonden Schiffermädchen ein solches Heiligthum? — Doch sie erstickte den gewaltsamen Ausbruch des Zornes in ihrer Brust. — So sprachst Du gestern in der Nacht im Garten des Dogen nicht, — erwiederte sie mühsam gefaßt. — Ist heut schon Deine Gesinnung eine andere?

Gestern trieb ich selbst auf dem unruhigen Strome der Leidenschaft, und wurde hinweggerissen ohne Kraft des Willens. Das Gestern klage ich auch schwer an; glaube mir heut, Geliebte!

Sie blickte ſtumm zur Erde und trat einen Schritt zurück. Ja wohl, — dachte ſie — heut weiß ich, was ich glauben darf! O, ich Unglückſelige! —

Willſt Du mich wie eine Schweſter lieben, Roſaura? — fragte Ludovico weich, — ſo will ich Dein Bruder ſeyn!

In dieſen Worten lag eine tiefe innerſte Rührung, die ſelbſt Roſauren auf wunderbare Weiſe ergriff. Es kämpfte in ihr; ſie wollte mit der Anklage gegen ihn ausbrechen, ihm den vermeinten Verrath vorwerfen. Und jetzo hätten ſie ſich verſtanden und unabſehbares Unheil wäre abgewendet worden! Doch da trat das Geſchick finſter dazwiſchen; es welzte einen Fels zwiſchen die beiden Ströme, die ſchon bereit waren, ihre Wellen zu miſchen; ſo wandten ſich ihre Bahnen wieder abwärts, um ſich unerreichbar weit von einander zu verlieren. —

Foscari war es, der unvermuthet und, wie es ſchien, ſelbſt überraſcht, ihnen aus einem Seitenwege entgegentrat. Zwar dunkelte es ſchon, doch war es noch hell genug, um, von ſo nahe, Geſichtszüge zu erkennen. Ludovico ſah daher, daß der Blitz des Erſtaunens, der ſich, als Foscari ihn erblickte, auf ſeinem Antlitze zeigte, plötzlich von einer finſtern Wolke des Zornes verſchlungen wurde. Eben ſo ſchnell aber verbannte die raſche

Willenskraft auch dieſe, und es kehrte der Schein der völligſten Ruhe und Gleichgültigkeit zurück.

Hm, — dachte Ludovico, dem die Warnung der Alten einfiel — ſollte ſie doch recht haben? Dieſes Verbergen ſeiner Geſinnung zwingt mich, auf meiner Huth zu ſeyn!

Roſaura hatte mit unglaublicher Gewandtheit den Ton ihres leichten heitern Uebermuths wiedergewonnen. Marcheſe Foscari, Signor Ludovico Terno, — ſprach ſie, beide einander vorſtellend, — zwei tapfere Ritter, denen ich's zur Pflicht mache, in ihren Bewerbungen um meine Gunſt aufs äußerſte eiferſüchtig zu ſeyn.

Ludovico, unwillig, ja unheimlich berührt, von dieſer Fertigkeit im Verſchleiern des Innerſten, vermochte nur, ſich kalt zu verbeugen; Foscari erwiederte den Gruß höflich, ungezwungen, doch in einer Weiſe, die beleidigen mußte, indem er ſich gleich darauf ebenfalls ſchweigend zu Roſaura wandte, und im Verfolge des Geſprächs gar nicht mehr zu wiſſen ſchien, daß Ludovico zugegen war. — Dieſer fühlte bald das Drückende ſeiner Lage, zudem trieb es ihn, Biondinen noch zu ſehen, deshalb ſuchte er Gelegenheit, ſeinen Beſuch abzubrechen. Roſaura bemerkte ſeine Unruhe und verlor darüber faſt ihre Faſſung, denn der ſpähende Blick der Eiferſucht entdeckte die Urſache derſelben; doch mit rö-

mischer Kraft bezwang sie sich selbst, und verrieth den Schmerz nicht, mit dem dieser giftige Stachel sich in ihre Brust drückte.

Ludovico ging; doch indem er Rosaurens Hand küßte, drückte er sie warm und fragte leise: Darf ich wiederkehren, holde Rosaura?

Morgen um diese Stunde, — erwiederte sie eben so, und er ging.

Ein tapferer Degen, dieser junge Kriegsmann, — sprach Foscari mit kaltem Spotte; — nur schade, daß er den Türken wenig Beute abgenommen hat. Er ist, wie ich höre, in Verlegenheit, wie er sein Wams bezahlen soll. — Ein guter Freund von Euch, schöne Rosaura?

Sie antwortete nicht; der lange innere Kampf hatte ihre Kräfte erschöpft, sie lehnte sich an einen Baumstamm, — ihre Züge waren bleich, man hätte sie für leblos halten müssen, wenn nicht ein heftiges Zittern die furchtbare Bewegung ihres Innern verrathen hätte. Foscari trat ihr näher.

Verzeihung, meine schöne Freundin, — bat er mit sanfter Stimme, — hätte mein Scherz Euch gekränkt? — Sie schüttelte stumm das Haupt. — Einschmeichelnd ergriff er ihre Hand und drückte sie gegen die Lippen. Zürnt Rosaura, oder leidet sie? — fragte er und suchte sie an sich zu ziehen. — Ihr Zorn findet

in Foscari einen Rächer, Ihr Kummer einen Tröster. Wie? Eine Thräne, welche die schönen Wangen netzt? Rosaura weint? —

Ihre Kraft war dahin; sie sank ermattet vom Schmerz und innern Kampf fast in die Kniee, und willenlos gab sie sich Foscari hin, der sie zu einer nahen, dicht von Gezweig und blühenden Ranken verhängten Grotte leitete, wo er sie auf einen Ruhesitz niederließ. Der Mond stieg eben hinter den dunklen Kronen der Bäume herauf, und warf seine Strahlen zwischen das Laubgitter hindurch, gerade in die Grotte hinein, welche sich mit einem dämmernden Silberdufte zu erfüllen schien. Rosaura lag, das Haupt in die Hand gestützt, auf dem Ruhesitze; ihr Haar fiel halb gelöst über den Nacken und einen Theil der Wangen herab, und die dunklen Locken hoben die Marmorblässe des Antlitzes und der Brust. Ihre so mächtig fesselnde Schönheit erhielt durch Beleuchtung und Umgebung eine zauberische Verklärung; Foscari, der die Leidenschaft für sie stets nur mit Gewalt und um seines Sieges sicherer zu seyn, gebändigt hatte, fühlte sie jetzt mit verdoppelter Kraft in der Brust stürmen.

Schöne, büßende Magdalena, — flüsterte er der Liegenden zu, — wahrlich, fielen blonde Locken über Eure Schulter, — ich wüßte nun, woher Corregio sein Bild genommen.

Blonde Locken! — seufzte sie tief auf, — ja fielen blonde Locken über meine Schulter — dann freilich wäre ich unendlich schöner — und glücklicher! — Sie dachte dabei an Biondina, deren Bild sich ihrer Seele unvergeßlich eingeprägt hatte.

Ihr sagt das, schöne Rosaura, nicht ich; Euch fehlt nicht das blonde Haar zu Magdalenens Schönheit, sondern Ihr habt diese reichen, dunklen Locken, dieses brennende Auge vor ihr voraus. — Er näherte sich ihr, ließ sich auf ein Knie nieder, nahm ihre herabhängende Rechte, die sie ihm bewußtlos ließ, und blickte ihr in das aufgestützte Antlitz. Mit offenen Augen starrte sie ihn an, doch ohne ihn zu sehen. Sie fühlte sich wie krampfhaft beklemmt; ihr Busen flog unter heftigen, raschen Athemzügen; unwillkührlich fuhr sie mit der Hand nach dem Gewande, um es zu lüften. In ihrer Heftigkeit zerriß sie es bewußtlos; sie athmete immer tiefer, beklemmter. — Foscari heftete glühende Blicke auf die reizenden Wellenhebungen ihrer Brust, denen der Knieende mit seinem Antlitze so nahe war, daß er den Schlag des Herzens zu hören glaubte. Der Augenblick schien ihm gekommen, wo er lang verfolgte Zwecke erreichen könne. Plötzlich umschlang er Rosauren, drückte sein Antlitz gegen ihre stürmende Brust und bedeckte sie mit Küssen; sie rang sich los und stieß ihn zurück; seine männliche Kraft überwand den schwa-

chen Widerstand leicht, er zog sie mächtig an sich und preßte brennende Küsse auf ihre bebenden Lippen.

Da warf sie sich plötzlich groß empor, entrang sich mit einer raschen Bewegung seinem Arme, stand in zürnender Hoheit vor ihm und rief: Was wollt Ihr! Was wagt Ihr! Zurück!

Foscari ließ sich nicht verscheuchen. Will denn Rosaura ewig grausam bleiben? Will sie mir ewig den süßen Lohn treuer Bewerbung versagen?

Mir? Weshalb betont Ihr das? Euch versagen? — rief sie heftig, — und wem hätte ich frevelnde Wünsche gewährt? Antwortet, Verläumder!

Ruhig, Rosaura, Fassung! — erwiederte er ernst, halb unwillig; — wer klagt Euch an? — Und doch könnte ich anklagen! — Rosaura, theure Rosaura, Du bist mir kein Geheimniß mehr! Verschleire Dich vor dem ganzen thörichten Venedig, aber nicht vor mir. Gold öffnet alle Thore, auch die des Herzens, Gold öffnet den Mund der Mutter über das Geheimniß der Tochter! Ich kenne Rosaura's Schicksal von ihrer Flucht aus Italien bis zu ihrer Wiederkehr, und jetzt ist es in meiner Hand!

In Eurer? Wagt das zu wiederholen! — sprach sie stolz.

Ich wage es, — erwiederte er erbittert; — Du stehst in meiner Hand! — Es strömen viele Gaben

thörichter Bewerber in Euren Schooß, Donna Rosaura, aber leichtsinnige Verschwendung erschöpft das Meer! Ihr vergesset wohl, daß mehr Schiffe als das Eure den Weg von Constantinopel nach Venedig finden. Eins davon hat einen Kaufmann hergeführt, der uneingelöste Wechsel mitbringt; ich habe sie gekauft, sie sind verfallen! —

Elender! Du täuschest Dich! — erwiederte sie erglühend; — dreifach besitze ich den Werth in Juwelen.

„Ihr besaßet sie vielleicht, schöne Donna, — sprach Foscari lächelnd — bevor Eure Mutter sie verpfändete, die echten Steine mit falschen vertauschen ließ, jene verkaufte und dann den verfälschten Schmuck für ein Geringes einlöste — wie ich selbst vor kurzem mit einem Diadem von Euch gethan!

Rosaura wurde zum Marmorbilde; sie bebte, aber nicht aus Furcht, sondern aus Unwillen. Denn was sie oft geahnt hatte, war eingetroffen, sie sah sich durch ihre eigene Mutter getäuscht, um das Ihrige betrogen! Foscari hatte die Habsucht der Alten schlau zu seinen Zwecken zu benutzen gewußt, jetzt war er dem Erreichen seiner Absicht nahe.

Nun, schöne Rosaura, — begann er nach einigen Augenblicken gegenseitigen Schweigens, seyd Ihr noch unerbittlich? — Doch Foscari ist nicht ungroßmüthig!

Nicht von Eurer Noth will er Vortheil ziehen, Eure Gunst will er erwerben, dadurch, daß er Euch davor bewahrt, sie einem Unwürdigen zu schenken. Nie hätte ich Euch Liebesbeweise abgetrotzt, doch ich mußte fürchten, daß jener thörichte Jüngling Euch bestrickte. Was Ihr ihm schenken durftet, das durfte auch Foscari begehren!

Es ist zu viel! — rief Rosaura, die Hände ringend, aus, und jetzt brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen. Kühn umschlang Foscari die holde Gestalt und küßte ihr die Thränen von den Wangen.

Einen Diamanten für jede dieser Silberperlen! — rief er liebeswild und trunken, und saugte die warmen Tropfen ein. — Rosaura! Nicht erkauft, nicht ertrotzt, durch Macht der Liebe gewonnen, sey mein!

Sie lag machtlos hingegeben in seinem Arme; er wähnte, sie sey besiegt. — Doch plötzlich erwachten ihre Kräfte. Laßt mich! — rief sie, und war in einem Augenblicke frei von seiner Umarmung. — Hinweg von mir! Ihr habt Euch dennoch verrechnet, Marchese! Keine Macht der Erde gewinnt mir ab, was ich nur freiwillig selbst verschenken will. Doch es gibt einen Preis, für den Ihr mich erwerben könnt!

Nenne ihn, keiner in der Welt wäre mir zu hoch!

Behaltet Euer Gold! — sprach sie mit verachtender Hoheit. — Wie jener Römer sage ich Euch: Es lockt

mich so wenig, wie Euer Drohen mich schreckt! Ich fordere etwas Anderes von Euch! — Man hat mir — fuhr sie bebend fort und senkte das stolz gehobene Antlitz gegen den Boden — eine glühende Schmach angethan. Ihr sollt sie mir rächen helfen. Stillt Ihr die Gluth meiner Rache, so — — stille ich die Eurer Liebe, — Eures schaudernden Verlangens!

Wer ist der Frevler! — rief Foscari glühend, — wer wagte es, Euch eine Schmach zu bereiten!

Eben jener Ludovico, der Eure Eifersucht entflammt! Ich will Euch meine Erniedrigung bekennen, aber zuvor schwört Ihr mir, meiner Rache zu dienen!

Ich schwöre es, — erwiederte Foscari fest — bei meinem ritterlichen Schwerte, bei dem Adel meines Namens, wenn auch Rosaura schwört, ihr Versprechen zu erfüllen!

Ich sagte es, das ist genug! — entgegnete sie stolz. — So hört denn: — Doch sie verstummte; ein heftiger Kampf arbeitete in ihrer Brust, endlich sprach sie hastig abgebrochen, unter Thränen und Zittern, mit fliegender Röthe auf den Wangen. — Diesen Ludovico liebte ich, — ich gestand es ihm, — er schwur mir Gegenliebe, — er brach seinen Eid in derselben Minute, wo er ihn leistete, — nein, er schwor mir gleich einen Meineid — schmachvoll verrieth er mich — voll-

endete seine That durch Hohn — Ihr wißt genug — er darf nicht leben!

Nur das? — fragte Foscari, und seine Lippe lächelte, doch sein Auge warf einen lächelnden Tiegerblick; — so erringe ich den schönsten Preis noch heut, denn — fuhr er geheimnißvoll murmelnd fort — dieser Ludovico, so hoffe ich, erreicht seine Schwelle nicht lebend!

Ha! — that Rosaura einen unwillkührlichen Schrei, — Eure Eifersucht hat schon einen Mörderdolch gedungen?

Die Hand, der er empfohlen ist, hat noch nie gefehlt! — erwiederte Foscari mit einem Lächeln, vor dem Rosaura's Herz zu Eis erstarrte. — Darum, reizende Rosaura, zahlt den Preis sogleich! Wenn Ihr morgen nach Sonnenaufgang sagen könnt, er sey nicht verdient, so gebe ich Euch zur Sühnung und Buße, was ich besitze, und Ihr seyd die reichste Bewohnerin der Republik Venedig!

Und damit, meint Ihr, hättet Ihr mich erkauft? — sprach sie verächtlich. — Ihr irrt Euch! Was ihr thätet, ist Eure Rache, Rosaura fordert eine andere. Weiß er denn, daß er durch mich, durch den Haß der schwer Beleidigten fällt, wenn ihn ein feiger Dolch im Finstern trifft? Dazu bedurfte ich Eurer nicht! So viel Zechinen besitze ich noch, um einen

Banditendolch oder zehn Tropfen Gift in seinen Wein zu kaufen! Foscari, hört meinen Schwur! Fällt Ludovico in dieser Nacht, fällt er anders, wie ich es bestimme, so habe ich nichts versprochen, und Ihr wagt es nie wieder, vor mir zu erscheinen! Geht! hindert den Mord! Morgen früh sollt Ihr erfahren, wie Rosaura sich zu rächen denkt.

Sie verließ die Grotte. Foscari blickte ihr mit verbissenem Ingrimme nach. Verdammt! — rief er, und stampfte mit dem Fuße. — Venedig zittert, wenn ich mich auf meinem Sitze im Senate erhebe, und dieses Weib verhöhnt mich, ich mag drohen, bitten oder handeln! — Mit Erbitterung stieß er sein Schwert, an welches er die Hand gelegt, gegen die Scheide, daß es klirrte, und verließ mit raschen Schritten die Grotte und den Garten. —

Als Foscari am nächsten Morgen zu Rosauren kam, fand er sie zwar bleich, und ihr Antlitz trug die Spuren schweren Grams; doch sprach sich zugleich eine solche Festigkeit und unbedingte Entschlossenheit in ihren Zügen aus, daß selbst er, der eine ähnliche Kraft des Charakters besaß, darüber erstaunte. Sie winkte ihm, sich zu setzen. Lebt Ludovico? — war ihre erste kalte Frage. — Foscari bejahte. — Nun, wohl denn, — fuhr sie fort; — ich ziehe mein Versprechen nicht zurück. Doch hört nun meine Bedingung. Ich weiß,

Foscari, Ihr gehört zum furchtbaren Rath der Zehn! — Lächelt nur und schüttelt mit dem Haupte; mögt Ihr Euer Geheimniß auch nicht über die Lippen lassen, ich weiß es dennoch! Ich weiß noch mehr, Ihr seyd Staatsinquisitor —

Hier sprang Foscari auf. Unglückselige, was wagt Ihr! — rief er aus. — Wenn ein Ohr in Venedig dieses Wort vernimmt, so verschlingen Euch die schauerlichen Kerker unter dem Meere, oder die Marterkammern unter den glühenden Bleidächern! Wißt Ihr, daß mein höchster Eid es erforderte, Euch sofort vor das Gericht der fürchterlichen Drei zu ziehen, wenn ich einer der Drei wäre?

Rosaura hörte ihn mit der Kälte einer Bildsäule an. Ihr seyd Staatsinquisitor, und als solcher sollt Ihr mir dienen. Hier leset dieses Blatt.

Foscari nahm und las mit rollenden Augen und bebenden Lippen.

„Ludovico Terno ist des Hochverraths schuldig! Er strebt dem Dogen nach dem Leben und ist gegen die Republik verschworen. Ich klage ihn an."

Wollt Ihr dieses Blatt untersiegeln und unterzeichnen? — fragte Rosaura kalt. — Ich selbst werfe es in den Rachen des steinernen Löwen. Ihr behauptet die Anklage; ist das angeklagte Urtheil vollzogen, — dann gehöre ich Euch!

Mit dieſen Worten ſtand ſie auf und wollte gehen. Foscari hielt ſie beſtürzt zurück. Wohin, Roſaura, erklärt mir erſt —

Ihr wollt, oder Ihr wollt nicht, Marcheſe Foscari; weiter habe ich kein Wort von Euch zu hören.

Ich will; — erwiederte Foscari unwillig und drückte den Fuß, dumpf auftretend, gegen den Boden; — ich will, doch wie ſoll ich die raſende Anklage unterſtützen? Er wird freigeſprochen werden, und mein Haupt fällt.

Schreibt und drückt Euren Siegelring dazu; dann ſollt Ihr Alles von mir hören, — entgegnete Roſaura wie zuvor.

Foscari that, was ſie forderte, doch hielt er das Blatt in ſeiner Hand.

Und nun?

Nun will ich dafür ſorgen, daß es Eurer Anklage nicht an Beweiſen fehle, die dem Gerichte der Zehen und vollends den drei Höllenrichtern Venedigs gnügen! — Sie maß Foscari bei dieſen Worten mit einem furchtbaren Blicke, und verließ das Gemach. Einige Augenblicke ſpäter ſandte ſie Lucien zu ihm und ließ ihn zu ſich rufen. Faſt eine Stunde blieb ſie mit ihm eingeſchloſſen. Als beide aus dem Gemache traten, war ſie unruhig; eine fliegende Röthe zeigte ſich auf ihren Wangen, in den Augen loderte ein dunkles, ſchauerliches Feuer. Foscari hatte tiefe Falten in der Stirn,

er ſchien entſchloſſen, doch verſtört. — Wir ſpielen ein Spiel um hohen Preis, Donna Roſaura, — ſprach er, indem er an ihrer Seite die Terraſſe hinabging.

Ich denke, ich habe den höchſten geſetzt, — erwiederte ſie ſtolz; — noch iſt es Zeit, nehmt Euren Einſatz zurück, und ich behalte meinen Gewinn.

Wie Ihr gleich auflodert, ſchöne feurige Freundin, — fiel Foscari ein und ſuchte zu lächeln — bin ich denn ſo verzagt? — Lebt wohl! Ihr ſollt von mir hören. — Er reichte ihr die Hand zum Abſchiede und wagte es, was er zuvor nie gedurft, ihr die Lippen zu küſſen. Sie duldete es regungslos; er ging raſch hinweg. Sie blickte ihm nach; kalte Thränen rollten über ihre Wange; ſie bemerkte es nicht. — Da näherte ſich ihr Lucie mit ſanftem Blick und Wort. Roſaura fiel ihr um den Hals, brach in Thränen aus und rief: O, ich bin gränzenlos elend! Aber ich bin entſchloſſen, ich will den Giftbecher meiner Qualen leeren bis auf die Hefen, und dann — dann wird es — genug ſeyn, — ſetzte ſie mit erſterbender Stimme hinzu, und ſchwankte, auf Lucien geſtützt, hinein. — —

Achtes Capitel.

Ludovico, den ganzen Tag über von einer innern Unruhe getrieben, konnte den Anbruch der Nacht kaum erwarten. Er empfand keine Liebe für Rosauren, und doch trieb ihn eine unerklärliche Stimme des Herzens zu ihr hin. Es war ihm, als sey ein höherer, offenbarender Ruf an ihn ergangen, der ihn auffordere, sie zu retten und in den Schooß der Edlen und Reinen zurückzuführen. — Den Nachmittag war er zum alten Gondolier gegangen und hatte ihm erzählt, was er mit dem Dogen gesprochen. Bernardo schüttelte mißbilligend das greise Haupt und sprach: Edler Herr! Ich fürchte, es ziehen dunkle Unwetter gegen uns herauf! — Denn was vermag die Macht des Dogen gegen die finstern Wege der Bosheit, gegen die raubgierige Wollust, gegen den hinterrücks gezogenen Dolch der Rache? — Ich bitte Euch, sagt meiner Biondina nichts davon, son-

dern laßt Ihr die Ruhe der Unschuld so lange als möglich!

Ludovico trat ins Haus. Heiliges Beben der Wonne durchzuckte ihn, als er die Pforte öffnete und in das kleine, von Weinlaub beschattete Gemach blickte, wo Biondina's weibliches Schaffen und Thun aus tausend Gegenständen sprach. Hier ein begonnenes Seidennetz für ihr goldenes Haar; dort Blumen, die sie pflegte; ihr breiter Strohhut mit Blumen, fliegenden Bändern; ein paar zierliche, goldgestickte Schuhe, die sie an Feiertagen in der Messe trug; ein Crucifix, über dem ein halb erloschenes Bild der heiligen Jungfrau hing; ein Korb mit Früchten. — Nur sie selbst fehlte. — Da hörte er die reinen Glockentöne ihrer Stimme aus dem Gärtchen, wo sie eben Pfirsiche brach. Sein Herz schlug; eine Thräne trat ihm ins Auge; er blickte durch das Weinlaubgitter heimlich nach ihr hinüber. Sie schwebte am Spalier auf und nieder; ihr klares Linnengewand flatterte im leichten Winde; das Haar hing lockig lose um den Nacken; der weiße Arm war bis zur Schulter bloß, wenn sie ihn bis zu einer höher hängenden Frucht erhob. Das Körbchen mit den Weinblättern und Pfirsichen am Arme, glich sie einer jugendlichen Frühlingsgöttin, der der Sommer seine Gaben geschenkt hat, weil sie sie anmuthiger vertheilt. — Leise öffnete er die Pforte des Gartens und schlich näher.

Biondina, — ſprach er, als er hinter ihr ſtand, und berührte ihre Hand. Sie erſchreckte leicht, wie ein ſcheues Reh, das Roth ihrer Wange erblaßte einen Augenblick, kehrte aber dann, durch den holdeſten Freudenſtrahl verklärt, wieder zurück, als ſie den Geliebten erkannte. Ach, Du biſt es, mein Ludovico, — rief ſie aus, und legte die freie rechte Hand um ſeinen Nacken; und er drückte ſie zärtlich ans Herz. — Sie gingen Arm in Arm nach der Laube an das Ende des Gartens. Dort ſetzte ſich Biondina traulich an des Freundes Seite, und ergoß ihr frohes Herz in kindliches Geſpräch. Wie flohen jetzt die Stunden, bis die Sonne ſich mit dem purpurnen Nebel des Abendduftes verſchleierte, und ſo, verhüllt wie eine erröthende Braut, ſich den offenen Armen des Mannes entgegenneigte.

Die hereinſinkende Dämmerung, die einzeln blinkenden Sterne mahnten Ludovico an die Erfüllung ſeines Worts. Um Biondinens Herz auch nicht durch einen leiſen Wolkenſchatten der Beſorgniß zu erſchrecken, hatte er gegen ſie von Allem geſchwiegen, was ihm den Tag über begegnet war, zumal aber von der Warnung der Alten vor Foscari. Er wollte gehen, doch er zögerte immer wieder; endlich, da es ſchon dunkelte, nahm er Abſchied und entfernte ſich raſch, damit Biondina nicht erfahre, wohin er ſich wende. —

Er fand bald eine Gondel, die ihn zu Roſaurens

Landsitze führte. Mit wehmüthigem Ernste betrat er das Ufer; er hatte ein dunkles Vorgefühl, daß diese Zusammenkunft mit Rosaura eine heftige Erschütterung für sie und ihn herbeiführen werde.

Sinnend legte er sich an den Stamm einer hohen schattigen Ulme, und überdachte, was er ihr sagen könne. Einige Minuten stand er in dem tiefsten Schattendunkel, da weckte ihn das Geräusch eines Fußtritts. Er blickte auf und sah die vermummte Gestalt einer Alten neben sich vorbeischleichen. Der Mond warf eben seinen Strahl zwischen Gewölk hindurch, so daß das Ufer hell beleuchtet wurde. Bei seinem Lichte erkannte er die alte Priscilla. Am Flusse stand sie still und rief mit heiserer Stimme: He, Pietro! Guiseppe! — Ludovico wurde aufmerksam. Er hörte den Ruderschlag von einem herannahenden Nachen. Indessen zählte die Alte Geld aus einer Hand in die andere, und wie man an dem hellen Glanze desselben im Mondstrahle vermuthen konnte, waren es Goldstücke.

Ludovico's Neugier wurde lebhafter angeregt; er wollte die Alte anreden, doch die Gondel hatte sich schon so genähert, daß die darin befindlichen Männer mit ihr sprachen. Dieser Umstand und die Unruhe, welche ihn zu der Unterredung, die ihm bevorstand, hintrieb, hielten ihn davon ab. Allein es war begreiflich, daß er die räthselhafte Warnung, welche die Alte ihm gestern

ertheilt hatte, ihr Erſcheinen auf Foscari's Landſitze, den auffallenden Umſtand des Goldzählens, endlich die nichts Gutes verrathenden Männergeſtalten, in Verbindung mit einander brachte, und ſo Gedanken und Vermuthungen aller Art in ihm aufſtiegen, die ihn in die unruhigſte Spannung verſetzen mußte. Indeſſen ſtieg die Alte ein und das Fahrzeug ſtieß wieder vom Ufer ab. Ludovico ging nun entſchloſſenen Schritts dem Hauſe zu. — —

Roſaura hatte ihn ſchon längſt erwartet. Den ganzen Tag über hatte ſie ſich Faſſung zu erringen geſucht, zu ihrem Unternehmen; jetzt, wo ſie ſeinen Schritt hörte, verſagte ihr doch faſt die Kraft. Es war ein Glück für ſie, daß ſie unruhig, erſchüttert, ja erſchöpft ſcheinen durfte, auch ohne ihre geheimen Urſachen dazu.

Ludovico trat ein; er erſchrak, als er ſie ſah, ſo bleich, ſo zerſtört fand er ſie. Staunend ſuchte er die blühenden Reize ihrer Wangen, das Feuer ihres dunklen Auges. Sie erſchien wie von einem matten Nebelflor eingehüllt, ſo gedämpft waren Farbe und Glanz.

Roſaura, — ſprach er bewegt — Du biſt krank?

Sie ſchwieg einige Augenblicke, dann erwiederte ſie: Ich habe eine Todeswunde im Herzen, ſoll ſie mich nicht krank machen? —

Und könnte ich diese Wunde nicht heilen? — fragte er mit gerührter Theilnahme.

Rosaura sah in diesen Worten einen neuen Versuch, sie durch ihre Liebe an ihn zu fesseln, um sich an ihrem demüthigen Opfer zu weiden. An diesem Gedanken schlug die Flamme ihrer Rache, die schon in Thränen der Wehmuth ersticken wollte, wieder auf. Wie es zerrissenen Gemüthern ergeht, so wurde sie sowohl durch seine Kälte erbittert, weil sie sich dadurch so geringgeschätzt fühlte, als durch die Aeußerungen seiner Theilnahme, — weil sie dabei den Gedanken faßte, er wolle ihre Schwäche nutzen, um sie ganz zu seiner Sklavin zu machen, das Aeußerste über sie zu gewinnen, und sie dann zu verlassen, und ihrer im Arm einer wirklich Geliebten zu spotten. Sie erwiederte daher auf seine Fragen ein finsteres: Nein! — Ich fühle, Ludovico, — fuhr sie mit Anstrengung fort, — daß diese Zusammenkunft die letzte zwischen uns seyn muß. Zu tief habe ich mich vor Euch erniedrigt, um mich je wieder frei vor Euch erheben zu können. Ihr drücktet mir einen scharfen Stachel schonungslos ins Herz! Möge Euch Gott verzeihen! — —

Rosaura, welche Sprache! — fragte Ludovico erstaunt und trat zurück.

Der Vorwurf, der in dem Tone seiner Worte und im Ausdrucke seiner Züge lag, fiel erbitternd in ihr Herz.

Er verrieth mich aufs abscheulichste, — dachte sie — und jetzt will er noch die Larve des Beleidigten, Gekränkten vornehmen, im prahlerischen Tone hochmüthiger Tugend reden, während er selbst die Verbrechen begeht und vielleicht eine Schuldlose dazu verführt, die er mir gleißnerisch vorhält? Nein, es ist unwiderruflich beschlossen, er soll den Verrath schwer büßen! — Auf diese Weise hoffte sie die That, die sie in der heftigsten Aufwallung beschlossen, vor sich selbst und den stummen innern Vorwürfen ihrer Brust dagegen zu rechtfertigen, und neuen Muth dazu zu gewinnen, der ihr jetzt im Augenblicke der Ausführung fast versagte. Es ist die Sprache, die ich führen muß, Ludovico, — erwiederte sie noch herber — diese Stunde trennt uns für ewig. — Auf dem Feste des Dogen, — fuhr sie mit bebender Stimme fort — entnahm ich Euch durch die Hand der scherzenden Zigeunerin Euren Siegelring. Laß ihn mir zum Angedenken, und nehmt dafür diesen. — Hierbei zog sie einen Ring vom Finger und übergab ihn Ludovico. Dieser nahm ihn mit stummem, wehmüthigem Erstaunen, und steckte ihn an. Rosaura wendete sich ab und sank in einen Sessel. Es war, als kämpfe ein heftiger Entschluß in ihr; sie zitterte am ganzen Körper. Ludovico näherte sich theilnehmend. Rosaura, — sprach er sanft — Rosaura! Du bist sehr krank, Deine Kräfte verlassen Dich! —

Es ist Zeit, daß ich sie wieder zusammenraffe, — unterbrach sie ihn und stand mit dem Ausdrucke des Stolzes auf. — Gebt mir Euer Taschenbuch, Ludovico, — sprach sie und nahm ein zusammengefaltetes Papier aus dem Busen. — Ich lege Euch diesen Brief hinein! Er ist an Euch gerichtet, doch gebt mir Eure Hand als Mann darauf, daß Ihr ihn nicht eher leset, als in drei Tagen. Ich werde dann nicht mehr in Venedig seyn, — setzte sie zusammenschauernd hinzu. —

Sie legte den Brief in das Taschenbuch und nahm seinen Handschlag. Sie wollte endlich ihre Hand zurückziehen, doch er ließ sie nicht, sondern sprach schmerzlich: Rosaura! Ist es unwiderruflich beschlossen? Müssen wir scheiden?

Wir müssen! — rief sie mit gewaltsamer Anstrengung, entriß ihm heftig ihre Hand und verschwand in ein anderes Gemach.

Lange stand Ludovico in düsteres Sinnen verloren und betrachtete den Ring an seinem Finger. Es ist doch ein Wesen edlerer Art, wie tief sie auch gefallen sey, — sprach er seufzend. — Ich habe ein großes Unrecht gegen sie begangen! Sollte sie mir die Möglichkeit rauben, es zu vergüten? Nein, ich will ihr Alles entdecken. So wilder Triebe, als Biondina fürchtet, ist sie nicht fähig; ich werde das holde Wesen überzeugen,

sie gibt mir mein Versprechen zurück, und Rosaura wird unsere Freundin werden. —

Voll von diesem Entschlusse verließ er rasch Haus und Garten, um sich noch jetzt, obwohl es schon spät war, nach Bernardos Haus hinüberschiffen zu lassen.

Die Gondel gleitete schnell über die ebenen Wellen dahin. Hastig sprang Ludovico ans Ufer; er ging auf die Hütte zu; sie war schon verschlossen. Dennoch wollte er pochen, weil es ihm zu dringend war, Biondina zu benachrichtigen; da fühlte er seinen Arm von hinten festgehalten und eine rauhe Stimme sprach: Halt! — er sah sich um und legte die Hand ans Schwert. Es war ein tief in den Mantel gehüllter Bewaffneter, dem mehrere Leute folgten, die eben aus einem Boote, das gleich nach Ludovico's Gondel am Ufer angelegt haben mußte, gestiegen zu seyn schienen; denn noch jetzt stiegen Bewaffnete aus und kamen nach. Auf den öden Gassen aber hatte sich zuvor Niemand gezeigt. Die Barke mußte ihm also wahrscheinlich schon auf der See gefolgt seyn.

Was ist Euer Begehr? — fragte Ludovico.

Ich verhafte Euch im Namen der Republik! — entgegnete der Vermummte. — Uebergebt mir Euer Schwert.

Ihr seyd im Irrthume, Freund, — rief Ludovico,

jedoch nicht ohne zu erschrecken. — Wen sollt Ihr verhaften?

Euch!

Mein Name ist Ludovico Terno, Officier der Flotte Venedigs!

Ganz recht. Euer Schwert!

Nicht eher, — rief Ludovico und zog es aus der Scheide — bis Ihr mir Eure Berechtigung beweist!

Mäßigt Euch, — sprach der Vermummte mit eiserner Ruhe und Kälte — einen Tropfen Blut der bewaffneten Diener der Republik bezahlt Ihr mit dem Tode in den Martergewölben der Staatsinquisition. Wir sind die Ueberzahl, ergebet Euch, folgt.

Nun dann, so führt mich hinweg, — entgegnete Ludovico nach kurzem Ueberlegen — daß jeder Widerstand hier fruchtlos seyn und allein Folgen herbeiführen würde, die der Unschuldige nicht zu fürchten brauche. Er übergab daher sein Schwert dem Verhüllten, und schickte sich an, ihm zu folgen. Doch dieser vertrat ihm den Weg und sprach: Mit Erlaubniß! Es ist gebräuchlich, daß jeder Staatsgefangene Eurer Gattung auf der Stelle gefesselt werde. — Jetzt regte sich Unwille und Schreck zugleich in Ludovico's Brust. Eine finstere Ahnung überfiel ihn, daß seine Verhaftung das Werk der Bosheit seyn könne.

Foscari war eifersüchtig, er war vor ihm gewarnt, der allgemeine Ruf nannte ihn jeder That fähig, — wie, wenn er sich des Nebenbuhlers auf diese Weise entledigen wollte? — Plötzlich traten alle Schrecken vor seine Seele, mit denen man ihn schon in seiner Knabenzeit durch Erzählungen von den furchtbaren Richtern Venedigs erfüllt hatte. Er sah sich unter den schwarzen, verlarvten Gestalten des Rathes der Zehen, denen noch nie ein Spruch der Milde über die Lippen gekommen war. Er stand im Geiste vor den drei Inquisitoren, vor deren geheimer unumschränkter Gewalt selbst der Doge zittern mußte, dessen innerstes Gemach nicht so heilig ist, daß sie nicht mitten in der Nacht zu ihm hätten eindringen können. Im dunkeln Hintergrunde dieser Bilder sah er die mit vergifteter Gluth erfüllten Bleigefängnisse, oder die feuchten modernden Schlangenhöhlen unter dem Spiegel des Meeres, wo den Gefangenen ewig vor Schauder und Kälte das Gebein zittert. Er sah die grinsenden Schergen, gewohnt, sich an den entsetzlichen Qualen der Opfer zu weihen, sah die Folterkammern, die Marterwerkzeuge, welche ein erfinderischer Geist der Hölle mit teuflischem Scharfsinne erdacht hatte, um von tausend Gestalten der Pein gerade die entsetzlichste herbeizubeschwören. Er erinnerte sich, wie in diesen Räumen des Schreckens zehn Opfer der Rache und blutdürstigen Staatsklugheit gegen eines

der wirklichen Schuld unter zuckenden Qualen hinschmachteten! — —

Unter solchen Bildern und Gedanken, die mit betäubender Schnelligkeit sein ohnehin schon halb im Fieber glühendes Gehirn durchjagten, ließ er sich widerstandslos fesseln. Männer, denen sich unter Kampf und Gefahren die Wange gebräunt hatte, Feldherren, vor deren Blick und Wort das Meer zitterte, erbleichten, wenn ein Diener der Staatsinquisitoren ihnen die stumme Vorforderung vor dieses Tribunal einhändigte; wie sollte der lebensfrohe Jüngling nicht ein kaltes Grauen durch seine Adern schleichen fühlen, bei dem Worte, das ihn aus der Fülle jugendlichen Lebens, aus den Armen einer Geliebten riß, um ihn vielleicht dem Henkerbeile zu überliefern, vielleicht — und dies warf noch finstrere Höllenschatten in seine Brust — um ihn in ewiger Nacht und Vergessenheit eines schaudervollen Kerkers zu stürzen?

Erst der Schmerz der klemmenden Fessel, welche seine Hände auf den Rücken gezwängt hatte, weckte ihn aus der Betäubung. Die rauhe Stimme des Vermummten gebot: Vorwärts! — und er schwankte durch die engen dunklen Gassen Venedigs dahin.

Man erreichte bald einen kleinen Canal, wo eine Gondel der Republik stand. Hier warfen die Führer Ludovico's ihm eine schwarze Hülle über das Haupt, so

daß er in dichte Finsterniß begraben war; hierauf leiteten sie ihn in die Gondel, und das Fahrzeug führte ihn, ohne daß er wußte wohin, den geheimnißvoll verschleierten Schrecken seiner Zukunft entgegen.

Neuntes Capitel.

Die alte Priscilla hatte sich, als sie im Gedränge am Rialto auf Ludovico gestoßen war, deshalb so schnell von ihm entfernt, weil sie plötzlich in der Entfernung diejenige zu entdecken glaubte, die sie aufsuchen wollte, nämlich die schwarze Filippa. Sie sah sie nämlich an der Seite eines Geistlichen gehen, mit dem sie eben aus einer Capelle gekommen war. Priscilla war zu vorsichtig, um sich der alten Genossin, die durch günstige Schicksale eine ganz andere Lebensstellung erlangt zu haben schien, sogleich zu entdecken. Sie begnügte sich daher damit, ihr zu folgen, um zu erfahren, wo sie bleibe. Indem sie ihr so von Gasse zu Gasse nach-

folgte, ſtieß ſie, als ſie eben um die Ecke nach San Marco einbiegen wollte, auf Pietro, die Eiſenfauſt.

Platz Hexe, — rief der rohe Kerl, indem er ſie auf die Seite ſtieß, — oder ich trete Dich in den republikaniſchen Boden!

Doch die Alte nahm entſchloſſen ihren Krückſtock, den ſie, um die alternden Füße zu unterſtützen, bei ſich trug, ſchlug ihm damit auf die plumpen Finger und rief: Platz? Vor Dir, Du Schuft? Ich will Dir lehren mir höflich begegnen! Haſt Du mein Geſicht vergeſſen?

Pietro kehrte ſich auf den Schlag wild um, und hätte die kühne Alte zuverläſſig zu Boden geſchleudert, daß ſie ſchwerlich ohne Hülfe wieder aufgeſtanden wäre: doch als ſie mit aufgehobenem Stocke drohend vor ihm ſtand und er ihr in das alte gelbe Geſicht ſah, blieb er wie verſteinert ſtehen und rief: Alle Heiligen, ſteht mir bei! Ich glaube, der Teufel ſchickt uns Geſpenſter aus der Hölle herauf! Mutter Priscilla, lebſt Du, oder bin ich behext?

Aha, — erwiederte ſie — ich wußte wohl, daß Dir der alte Reſpect wiederkehren würde, wenn Du mich erkannt hätteſt. Freilich bin ich Mutter Priscilla, —

Hier unterbrach Pietro ſie mit einem ſo kräftigen Anpacken ihrer beiden Schultern, indem er ſie dabei ſchüt-

telte und küßte, daß ihr der Athem faſt verging. Alſo Du lebſt noch, Mutter! Aber beim heiligen Vater, ich glaube Du biſt die ewige Jüdin! Wo zum Teufel haſt Du geſteckt?

Davon hernach, — erwiederte ſie — jetzt richte mir einmal flink einen Auftrag aus, wie ſonſt. Auf der Stelle lauf dort der alten Duenna neben dem Abbate nach, und forſche mir aus, aber ſo, daß ſie es nicht merkt, wer ſie iſt, wo ſie wohnt, was ſie treibt, — kurz alles, was man wiſſen muß. Ich werde Dich hier auf den Stufen der Capelle erwarten. Aber ſey geſchwinder wie der Blitz und ſchlau wie der Fuchs, der in den Hühnerſtall will!

Pietro war auf ſeinen raſchen Füßen der Bezeichneten bald nach; Priscilla ſetzte ſich indeſſen auf die breiten Steinſtufen an dem Eingange einer Capelle nieder. Nach zehn Minuten kehrte der Abgeſandte wieder und berichtete: Die Alte dort iſt Duenna in dem Hauſe eines jungen ſchönen Mädchens, das allen Leuten in Venedig den Kopf verrückt; doch Niemand weiß, wie und was ſie eigentlich iſt und treibt. Sie heißt Roſaura, und wohnte bisher am großen Canale, ſeit zwei Tagen aber auf einer Villa, die dem Marcheſe Foscari gehört.

Priscilla hatte Flammen in den Augen. Pietro! — rief ſie — hier hat der Teufel ſein Spiel, oder ich

will nicht Priscilla heißen. Auf der Villa Foscari wohnt sie?

Wie ich Dir sagte!

Unglaublich, — murmelte Priscilla zwischen den Zähnen — unglaublich, wenn er sie kennt, und noch unglaublicher, wenn er sie nicht kennt. — Dahinter muß ich zu kommen suchen! — Pietro, glaubst Du, daß der alte Pater Benedetto von den Franciskanern aus der Beichte schwatzt?

Der? — fuhr Pietro erstaunt und mißbilligend zurück. — Ich wollte lieber alle zwölf Apostel meineidig nennen, als den Heiligen! — Dabei nahm er ehrfurchtsvoll die rothe Kappe ab und schlug ein Kreuz. Mutter Priscilla, wo denkst Du hin! Dem schenkt die ganze Republik Venedig und so viel Gold dazu, als sie auf allen ihren Schiffen wegfahren kann, — und er verräth nicht die Beichte eines Kindes! Gott verdamme mich! Aber vor dem behalte ich Ehrfurcht, so lange ich lebe, und ehe ich ihm ein Haar krümmte oder ein Sonnenstäubchen Arges von ihm dächte, wollte ich lieber, daß in der ganzen Christenheit Niemand auf zwei Beinen herumliefe, dem ich nicht Sonntags in der Messe den Beutel aus der Tasche gestohlen hätte! —

Das sag' ich auch, Pietro! — sprach die Alte nachsinnend. — Aber ich muß wissen, woran ich bin. Komm mit nach Hause, der Giuseppe soll uns helfen, und un-

terwegs will ich Dir Geschichten erzählen, daß Dir Hören und Sehen vergehen soll! —

Sie gingen. Im Gehen erzählte die Alte ihre Abenteuer seit den zwanzig Jahren, wo sie Venedig verlassen hatte. Sie fing von hinten an, nämlich von dem Elende, das sie in der Türkensklaverei ausgestanden, bis es ihr gelungen war, auf ein spanisches Schiff zu kommen, mit dem sie in Genua landete. Von dort hatte sie sich bis Venedig durchgebettelt.

Aber zum Teufel, Mutter, — fragte Pietro — wie kamt Ihr denn nach Afrika hinüber?

Das wär's eben, worauf ich kommen wollte, — erwiederte die Alte. — Den Streich danke ich dem Spitzbuben Foscari, darauf will ich die Hostie küssen! Aber ich denke, die Zeit ist da, wo ich ihn bezahlen kann.

Was hätte denn Foscari gegen Euch haben sollen? — fiel Pietro ungläubig ein. — Glaubt Ihr, daß seitdem in Venedig ein Weib gewesen ist, das ihm so viele und so süße Kirschenmäulchen zugeführt hätte als Ihr? Und wahrhaftig, Dingerchen, woran noch keine Fliege genascht hatte. Nicht einmal unser einer durfte heran, obwohl wir doch sonst immer das Vorkaufsrecht haben!

Gelt! Mutter Priscilla versteht ihr Handwerk? Ich hatte ihm aber damals noch einen andern wichti-

gen Dienſt geleiſtet, und da mochte ihm wohl bange ſeyn, daß ich plauderte! Einen Dolch konnte er für mich nicht finden, denn wer in Venedig hätte der Mutter Priscilla ein Haar gekrümmt?

Keiner, bei meinem Dolche, keiner! — ſchwur Pietro.

Drum dingt er auch lumpige Schufte von Soldaten; die griffen mich Nachts auf, brachten mich mit einem Rudel andern Geſindels auf eine Galeere und ſegelten mit uns davon. Drei Tage waren wir in See, da ſtießen wir auf eine ſpaniſche Gallione; die nahm uns am Bord und wollte uns nach Ceuta bringen. Dort ſollten wir die geſchloſſene Geſellſchaft vermehren, das war ſchon zu Venedig abgekartet; allein der Caper von Tetuan legten ſich an uns, nahmen das Schiff und führten uns nach Africa. Dort habe ich, wie ich Dir erzählte, zwanzig Jahre zugebracht! Zwanzig Jahre Sklavenketten, Sklavenpeitſche, Sklavenkoſt! Pietro! das will Rache! Aber ich denke: ich weiß, wie ich ſie nehme! Deshalb unterſtehſt Du Dich nicht, den Dolch gegen Ludovico Terno aufzuheben, — wandte ſie ſich gebietend zu ihrem Begleiter.

Was Teufel, wie wißt Ihr das? — fuhr Pietro zurück.

Ich weiß Alles! Ihr ſollt bald wieder merken, daß

Priscilla zwanzig Jahre dieselbe geblieben ist. Hast Du mich also verstanden?

Freilich! — Fünfundzwanzig Zechinen zum Teufel! Aber was hat der Gelbschnabel von Officier mit Eurer Rache zu thun?

Das sollst Du seiner Zeit schon erfahren, — antwortete Priscilla. — Jetzt gehorchst Du blind!

Unter diesem Gespräche waren sie vor Giuseppe's Spelunke eingetroffen. Hier zog die Alte den Wirth Giuseppe auf die Seite und ging mit ihm und Pietro in sein geheimes Hinterstübchen, um ihnen ihre Pläne weitläufig auseinanderzusetzen. Sie verrieth nichts von ihren Geheimnissen, erklärte aber, daß sie höchst wichtig wären und viel Gold eintragen müßten. Doch sey ihr vor allen Dingen viel daran gelegen, genauer mit Rosaura bekannt zu werden, und sie wolle deshalb zu ihr hinaus. Weil es aber höchst wichtig sey, zu vermeiden, daß irgend Jemand, am wenigsten aber Fosteri oder sein Spürhund, der Mohr Battista, dahinter komme, so könne sie auf keinen Fremden dabei bauen. Deshalb müßten Pietro und Giuseppe sie begleiten. — Diese waren bereit; Giuseppe kannte Rosaura dem Rufe nach, und erzählte, was er von ihrem Lebenswandel wußte.

Gut, gut, das geht vortrefflich! — rief Priscilla, als er geendet hatte; — also über diese Donna zerbre-

chen ſich die Venetianer die Köpfe? Ich thäte es nicht, denn ich will Alles darauf wetten, es iſt eine, die Meinesgleichen auf mancherlei Art gebrauchen kann, und wäre es auch nur, um ein Fläſchchen Gift für eine Nebenbuhlerin zu kaufen. Wir wollen eins kochen, von der beſten Sorte, wo wir auch das Gegengift haben, wenn man uns den Preis verweigert. Laßt Eure Mutter Priscilla nur ſorgen! Sie bringt wenigſtens eine Hand voll Zechinen mit nach Haus, wenn ihr Gang auch ſonſt vergeblich wäre. —

Die Alte ſchickte ſich nun an, ihre Vorbereitungen zu treffen, um ſich bei Roſauren als eine gute Kundſchaft für mancherlei geheime Beſtellungen und Gewerbe empfehlen zu können. Gegen den ſpätern Nachmittag war ſie damit fertig, und beſtieg nun mit Pietro und Giuſeppe, welche ſich als Schiffer gekleidet hatten, eine Gondel, die an der hintern Seite des Hauſes, wo ein Canal vorbeiführte, bereit lag. —

Sie landeten, als es ſchon zu dämmern begann, in dichtem Ufergebüſche, am Garten Foscari's, und Priscilla begab ſich ins Haus. Sie erhielt ſogleich Zutritt zu Roſauren, welche über ihren Racheplan gegen Ludovico brütete, den ſie vor einigen Stunden ſelbſt eingeleitet hatte, — da ſie tief verkleidet in Venedig geweſen war, und die von Foscari unterzeichnete Anklage in den dazu beſtimmten Löwenrachen geworfen hatte,

der von den Venitianern so gefürchtet wurde, daß sie im Sprichworte sagten: Ich will lieber meinen Kopf im Rachen eines lebendigen, als meinen Namen in dem des steinernen Löwen wissen. — Unter solchen Umständen mußte eine Frau wie Priscilla, die sich durch Lucien als eine „dienstbare, verschwiegene Dienerin für jede Noth, in die eine schöne Signora gerathen könne," anmelden ließ, ihr höchst willkommen seyn. Ueber eine Stunde blieb diese bei ihr; erst bei völliger Dunkelheit kehrte sie zu Pietro und Giuseppe zurück. Hier war es, wo Ludovico sie unbemerkt am Ufer belauschte. So sehr er sich über ihre Gegenwart verwunderte, so wenig ahnte er doch, in welchem Zusammenhange ihr Besuch bei Rosauren mit dem seinigen gestanden hatte, und daß die blanken Zechinen, die sie zählte, der Preis für ein Giftfläschchen waren, das ihm furchtbares Verderben bringen sollte.

Aber er ahnte auch nicht, daß die Alte, die, ohne es zu wissen, sein Verderben bereiten half, jetzt auch das einzige lebende Wesen in ganz Venedig war, das von seinem Schicksale wußte und ihm Rettung zu bringen vermochte.

Sie hatte nämlich sowohl bei Rosauren als mit Lucien das Gespräch auf Ludovico zu bringen gewußt und Beiden allerlei scheinbar zufällige Fragen über ihn ge-

than, wobei sie von der Letztern erfuhr, daß Ludovico noch den Abend erwartet würde.

Sie wollte ihn, daran war ihr viel gelegen, nach dem Besuche noch sprechen. Deshalb sandte sie ihre Begleiter nach der Spelunke zurück, und erwartete ihn hinter den breiten Thorpfeilern eines Hauses, welches der Hütte Bernardo's gerade gegenüberstand, denn sie vermuthete mit Recht, daß er dort landen werde. Als sie ihn kommen sah, wollte sie eben hervortreten; da verhaftete ihn der Bewaffnete der Inquisition, und so erfuhr sie sein Schicksal. — In Todesangst kauerte sie sich hinter dem Pfeiler zusammen, denn sie wußte, wie gefährlich es war, Mitwisser eines Geheimnisses der Inquisition zu seyn. Wurde sie entdeckt, so wurde sie auch die Begleiterin des Verhafteten, und schwerlich hätte sie dann jemals wieder einen Strahl des Tages erblickt. Daher hielt sie jeden Athemzug an und regte nicht die Augenwimpern, bis die Tritte der Bewaffneten weit in der Entfernung verhallten. Jetzt erst wagte sie sich hervor, und stahl sich so heimlich, als es ihr irgend möglich war, nach Giuseppe's Behausung zurück, um dort Rath mit ihren Genossen zu pflegen.

Zehntes Capitel.

Nachdem Ludovico etwa eine Viertelstunde in der Gondel gesessen, fühlte er, daß dieselbe anhielt. Er wurde hinausgeführt. Seine Tritte klangen plötzlich hohl, ein Beweis, daß der in einen gewölbten Raum eingetreten war. Hier schritt er, eine lange Zeit geführt, vorwärts; dann mußte er eine hohe Treppe hinan, hierauf wieder lange Gänge hinab, dann wieder Stufen abwärts und aufwärts. Endlich machten seine Begleiter Halt und nahmen ihm die Hülle von den Augen. — Er stand im Hintergrunde eines langen gewölbten Saales, ringsumher verhangen wie ein Gruftgewölbe; nur von einer am andern Ende desselben auf einem schwarzen Tische brennenden Fackel fiel ein düsterrother Schein auf die Wände, so daß sie im tiefsten Halbdunkel blieben. Ludovico schauderte, als er die Augen aufschlug; es war ihm, als erwache er in einem ungeheuren Sarge. Ringsum Todtenstille. Seine Begleiter waren von dem Haupte bis zu den Zehen in schwarze Mäntel ge-

hüllt, und schwiegen wie das Grab. So harrte er eine qualvolle Viertelstunde. Da öffnete sich die Pforte am andern Ende des Saales, wo der schwarze Tisch stand. Drei verlarvte Männer traten langsam, jeder mit einer Kerze in der Hand, herein; die beiden ersten waren schwarz gekleidet, der Dritte blutroth. Bei diesem Anblick gefror Ludovico das Mark in den Adern, denn jetzt wußte er es, er stand vor dem entsetzlichen Gericht der drei Staatsinquisitoren, vor deren unbeschränkter Gewalt selbst der Doge zitterte, weil sein Palast ihnen so gut wie die ärmlichste Hütte Venedigs, zu jeder Stunde des Tages und des Nachts offen stand. Von dem Ausspruche dieser Drei gab es keine Zuflucht mehr; und es war leichter, aus der Höhle des Löwen unversehrt zurückzukehren, als von diesem Richterstuhle den Weg ins Leben zurück zu finden. Kaum in jedem Menschenalter wüßte man von Einem, den die eherne Strenge dieser Richter, der der leiseste Verdacht zur Verurtheilung genügte, entlassen hätte. Aber selbst das Entlassen war einem furchtbaren Urtheile gleich, denn die Todesangst der Gefängnisse und Verhöre hatten oft Wahnsinn zur Folge, und das Entlassungswort selbst lautete gleich einem Bannfluche: „Fort, Unglücklicher! Was hast Du hier zu thun! Zittre, wenn unser Auge Dich je wieder erblickt!“ —

Die drei Höllenrichter nahmen an der schwarzen

Tafel Platz; der rothe in der Mitte, die beiden schwarzen rechts und links. Wie aus der schauerlichen Höhle der Verdammniß herauf vernahm Ludovico plötzlich das Wort: Tritt heran! Es klang wie Ruf aus den Wänden, aus dem Boden, mit hohlem Erzklange; ob einer der Richter die Lippe geführt, war nicht zu entdecken. Er zögerte einen Augenblick, dem Worte, das finstere Geister ihm aus der Luft zugerufen zu haben schienen, zu gehorchen. Doch ein Stoß von der eisernen Faust seiner Begleiter trieb ihn vorwärts. Jetzt hatten Gefahr und Schrecken das äußerste Maß für ihn erreicht; und jetzt fand er auch sich selbst wieder. Er gewann Kraft zu dem Entschlusse, seiner Unschuld bewußt, wenigstens seine Manneswürde zu retten, wenn auch sein Leben verloren war. Festen Schrittes ging er daher gegen den Tisch heran; drei Schritte vor demselben gebot ihm eine wie zuvor geheimnißvoll aus den Wänden dringende Stimme: Halt! — Er stand. — Jetzt erst erhob sich der rothgekleidete der drei Inquisitoren und fragte ihn, doch ohne die Larve abzunehmen: Bist Du Ludovico Terno? — Ja. — Haben die, welche Dich verhafteten, Dir etwas von dem Deinigen genommen, oder Deine Kleider durchsucht? — Nein! — So lege jetzt Alles, was Du bei Dir trägst, auf diesen Tisch. —

Ludovico legte seine Börse, sein Taschenbuch, einige Papiere, und endlich, nach einem Winke des Fragen-

den, auch den von Rosaura zum Geschenke erhaltenen Ring auf den Tisch vor den Inquisitor.

Als er es gethan, begann dieser: Der Rachen des Löwen hat sich wider Dich aufgethan und klagt Dich an. Die Beschuldigung lautet: „Ludovico Terno ist des Hochverraths schuldig!"

Ich bin dessen so unschuldig, wie am Tage wo ich gebohren wurde, — erwiederte Ludovico fest und freudig, da er die Hoffnung schöpfte, daß es ihm leicht seyn werde, die Falschheit der Anklage darzuthun.

Erkennst Du diesen Ring für Dein?

Ja! —

Wie hast Du ihn erworben?

Das Geschenk eines Freundes, — erwiederte er rasch, weil er Rosaura nicht nennen wollte, theils aus eigener Scheu, sein Verhältniß zu ihr zu entweihen, theils weil ihm eine dunkle Ahnung sagte, daß Jeder in Gefahr schwebe, dessen Name hier genannt werde.

Ist dieses Taschenbuch Dein? —

Ja.

Alles, was darinnen, Dir zugehörig?

Ja. —

Der Inquisitor nahm den Ring und betrachtete ihn genau. Auf einen Druck sprang der Stein zurück, und es entdeckte sich eine flache goldene Kapsel unter demselben. Der Inquisitor öffnete sie, zog aber schnell

das Haupt zurück, als steige ihm ein betäubender Dunst entgegen. — Ludovico erschrak, ein Grauen durchzitterte seine Brust, ohne daß er wußte, weshalb.

Was enthält diese Kapsel? — fragte der Inquisitor, und es war Ludovico, als sähe er die Augen des Fragenden hinter den Oeffnungen der Larve furchtbar aufflammen.

Ich weiß es nicht, ich habe den Ring nie untersucht.

Der Inquisitor zog eine Schelle. Auf der Stelle erschien, wie aus der Mauer springend, eine vermummte Gestalt; sie erhielt einen stummen Wink, verschwand wieder und kehrte gleich darauf mit einem krystallhellen, wie es schien mit Wasser gefüllten, Gefäß zurück. Der Richter öffnete die Kapsel wieder und ließ daraus einen Tropfen in das Wasser fallen; er verursachte eine blutrothe Wolke.

Gift, — sprachen alle drei Richter, wie aus einem Munde, und Ludovico fühlte sein Blut zu Eis erstarren. Eine entsetzliche Ahnung dämmerte in ihm auf, doch wagte er sie sich selbst noch nicht zu bekennen.

Der Inquisitor nahm während dessen das auf dem Tische liegende Taschenbuch und durchsuchte es sorgfältig. Mehrere Papiere legte er unbeachtet bei Seite. Einen Brief aber behielt er in der Hand, öffnete ihn,

las, und fragte dann mit unveränderter Stimme und Haltung: Von wem ist dieser Brief?

Ludovico erkannte, daß es das Blatt war, welches ihm Rosaura gegeben, und das er selbst noch nicht gelesen. Er wußte nicht was er sagen sollte. Mit zitternder Stimme sprach er endlich: Ich habe es noch nicht gelesen.

Lest es uns vor, — sprach der Richter mit unerschütterter Kaltblütigkeit und reichte es ihm dar.

Ludovico nahm es und las bebend und mit fast verdunkeltem Auge: „Alles ist entdeckt. Deine geheimen Thaten sind bekannt. Flüchte auf der Stelle, oder Du bist verloren!“ —

Ich bin's, — rief Ludovico mit einer im Entsetzen erstarrenden Stimme; er ließ das Blatt fallen, schwankte, drückte sich beide Hände vor den verdunkelten Blick und sank betäubt zu Boden. —

Als er wieder zu sich selbst kam, befand er sich in einem dumpfen, feuchten Raume, so eng, daß er nach keiner Seite ausgestreckt liegen konnte, aber so hoch, daß er die Decke nicht sah, sondern sich die Höhe über ihm in unbestimmtes Dunkel verlor. Sein Auge war noch nicht an die schauerliche Dämmerung gewöhnt, denn obwohl ihm zur Seite ein mattes Lämpchen flammte, so vermochte er doch die Gegenstände an den Wänden seines entsetzlichen Kerkers nicht zu erkennen. Die

Kraft der Beſinnung und der Sinne kehrte ihm erſt nach und nach zurück. Jetzt wurde es ihm zum vollen Bewußtſeyn, was ihn bis dahin nur mit dunkler Ahnung geängſtigt hatte, daß Roſauras Verrath ihn dieſem furchtbaren Geſchicke überliefert habe. Die Worte ihres Briefes traten noch einmal vor ſeine Seele. Die Anklage darin war ſo dunkel und unbeſtimmt gefaßt, daß ſie auch aus der Seele einer eiferſüchtig Liebenden auf ſein Verhältniß zu ihr gedeutet werden konnte. Ach, Biondina! — dachte er — Du hatteſt wohl recht, daß Du die glänzende Schlange fürchteteſt; doch ihr argliſtiger Blick mußte durch die Schleier unſerer Verſchwiegenheit gedrungen ſeyn, und jetzt hat mich ihr Giftzahn tödtlich verletzt! Wie — und weiß ich denn, ob nicht auch Du von ihren lauernden Ringen bedroht biſt? Greiſer Vater Bernardo, o, wie wahr haſt Du geſprochen! Wer will uns ſchützen gegen die Rache der Mächtigen? Ach, nur das Eine wende ab, o Himmel, laß ſie nicht in die Tiegerklauen dieſer Blutrichter fallen! — Sein Auge irrte jetzt an den Wänden ſeines Kerkers umher; mit Grauſen ſah er ſich gegenüber allerlei ſeltſame Werkzeuge in der Mauer befeſtigt: eiſerne Zangen, Schrauben, Räder mit Stacheln. Er wollte aufſpringen, ſie näher zu betrachten: doch da fühlte er erſt, daß centnerſchwere Ketten ihn an die Mauer feſſelten. Starr heftete er die Blicke auf die Wand ge-

genüber; plötzlich fiel ihm ein, es in seiner Jugend als dunkles Gerücht gehört zu haben, daß in den Kerkern der Inquisition die Marterwerkzeuge den Gefangenen gegenüberhängen. Jetzt verstand er, was diese Stachelräder, diese scharfgezähnten Schrauben, diese Eisenklammern und Zangen bedeuten sollten. Grausend drückte er beide Augen fest zu, und der Schauder drang ihm in das innerste Mark. Scheu, als fürchte er noch mehr gräßliche Entdeckungen zu machen, und doch vom unwiderstehlichen Drange getrieben, die Geheimnisse seines Aufenthaltsortes zu erforschen, wandte er endlich den Blick zur Linken. Da sah er in einer Nische einen Schädel, der ihn widerlich angrinste; beim matten Scheine der Lampe las er unter demselben die schwarz eingegrabenen Worte: „Deine Erlösung.“ Wie sein Auge an den Wänden umherirrte, traf er auch unter den Marterwerkzeugen auf eine Inschrift. Sie lautete: „Deine Hoffnung.“ Bei diesem zermalmenden Hohne fühlte er ein gichterisches Zucken in allen seinen Gliedern und warf sich unwillkührlich krampfhaft herum, das Auge nach der Lampe wendend, deren trübes Flämmchen das einzige Freundliche in diesem Aufenthalte des Grausens war. Da entdeckte er auch an dieser Wand Worte und las mühsam: „Deine Sonne! Sie erlischt bald.“ Und kaum hatte er diese Worte aus dem Halbdunkel enträthselt, als die Flamme noch einmal trüb

aufflackerte, und dann erloſch. So lag er begraben in undurchdringliche Schauer der Nacht, und das dumpfe Raſſeln ſeiner Kette war der einzige Laut, den er in dieſer Gruft des Entſetzens vernahm.

Elftes Capitel.

Biondina harrte ſchon mit früheſtem Tagesanbruch vor ihrer Hütte auf Ludovico. Er hatte ihr noch geſtern Abend einen Beſuch halb verſprochen; doch er verweilte zu lange bei Roſauren, ſo daß der alte Vater Bernado ſein Töchterchen mit freundlichen Worten und Liebkoſungen beredete, ſich zur Ruhe zu begeben, weil es zu ſpät geworden, um Ludovico's Beſuch noch zu dulden. Sie fügte ſich, denn ſie war eben ſo ſittig als ſchuldlos; daher fand Ludovico das Haus des Gondoliers verſchloſſen, als er heimkehrte. Biondina ſchlief freilich nicht, ſondern dachte ſeiner mit banger Unruhe, und darum trieb es ſie auch ſchon wieder hinaus, als

der erste Purpursaum der Morgenröthe über das Meer heraufglänzte: denn falls er nicht mehr Abends spät komme, hatte er ja mit dem früheſten Morgen dazuſeyn verſprochen. Aber er kam und kam nicht; ſchon wurde das Meer lebendig von den vielen Kähnen die zu Markt fuhren, ſchon hatte Vater Bernardo zum zweiten Male die Landleute vom andern Ufer in ſeine Gondel aufgenommen und herübergeführt, und immer noch ſäumte Ludovico. Du beunruhigſt Dich, Biondina? Du möchteſt weinen? Du zürnſt, daß Du nicht weißt, wo Dein Geliebter weilt? Thörichtes Kind, danke der heiligen Jungfrau, die es Dir verbarg! Ihr mitleidiges Herz ſandte Dir nur eine unruhvolle Nacht ſtatt aller Furien der Angſt und des Entſetzens, die Dich vom Lager aufgejagt hätten, wenn ſie Dir die Wahrheit nicht liebend verhüllte. — Aber der Tag mußte den Schleier heben! Priscilla kam, ſo eilfertig die Laſt des Alters es ihr geſtattete, die Gaſſe herab. — Gott grüß' Dich, junges Blut, — ſprach ſie zu Biondina, — ſchon ſo früh auf? Erwarteſt Du den jungen Ritter, der vor zwei Tagen ſo tapfer für Dich focht?

Sie ſah bei dieſer Frage ſo befremdend aus, zeigte eine ſo ſeltſame Unruhe in ihren Zügen und in den wild rollenden Augen, daß Biondina bis ins Innerſte erſchreckte. Was habt Ihr? Ihr blickt mich ſo un-

heimlich an! Sagt mir, um der heiligen Jungfrau willen, ist ein Unglück geschehen?

Die Alte runzelte die Brauen finster und nahm Biondinens Hand. Armes Kind! Du thust mir leid! Gelt, Dein junges Herzchen blieb hängen bei dem schmucken Ritter? — — Kind! Ich bin gerade nicht im Betstuhle grau geworden, aber glaube mir, es gibt Leute mit adeligen Gesichtern, prächtigen Kleidern, Federn auf dem Hute und Gold im Sacke, die im kleinen Finger mehr Teufel beherbergen, als eine ganze Banditenzunft zusammengenommen!

Ich beschwöre Euch! redet! — rief Biondina ängstlich, und erhob die Arme bittend gegen den gekrümmten Nacken der Alten, als wollte sie ihr um den Hals fallen. Doch diese hielt sie zurück, nahm sie bei der Hand und antwortete rasch, geheimnißvoll flüsternd: Ich will lieber glühendes Eisen küssen, als meine Lippen unzeitig öffnen. Nur so viel sollst Du wissen: Deinem Freunde geht es schlecht; Du wirst ihn heut nicht sehen! Aber die alte Priscilla hört Gras wachsen! Sie ist Tag und Nacht auf den lahmen Beinen! Vielleicht bringt sie Dir vor Mittag noch eine gute Nachricht, die eiserne Thore und Riegel aufsprengt.

Biondina hatte die Worte der Alten lautlos, mit stockendem Athem und wild klopfender Brust angehört. Sie verstand sie nur halb, aber es was ihr zu Muthe,

als ließe die Alte sie in einen Abgrund hinunterschauen, dessen Tiefe ihr Blick nicht erreichte; doch so weit sie sah, gähnte er bodenlos fürchterlich auf. — Priscilla wollte sich losmachen und forteilen, doch Biondina klammerte sich mit krampfhafter Angst um ihren Arm und warf sich ihr halb zu Füßen. Sprecht nur, nur ein einziges Wort, o, seyd barmherzig! — rief sie aus; ihr Körper flog wie im Fieber.

Ich habe schon zu viel gesagt, rief die Alte erschreckend und legte ihr die Hand auf den Mund, gleichsam als wollte sie die Gefahr ihrer Bitten abwehren. Aber verlaßt Euch auf mich! Ich bleibe Euch getreu! Was es ist, weiß ich nicht. Ich glaube aber, die heilige Jungfrau hat mirs im Traume befohlen, daß ich an Dir und zwei gewissen Andern gut machen soll, was ich an Euch und hundert Andern verschuldet habe. Es ist mir so zu Muthe, als hätte sie mir Erlaß vom Fegefeuer und Hölle dafür versprochen. Das kann die alte Priscilla gebrauchen, sie wird schon zur rechten Zeit wieder daseyn!

Mit diesen Worten riß sie sich los und, scheinbar ohne Mitleid, ohne innerlich von mildem Erbarmen bewegt, ließ sie Biondina halb betäubt, in die Knie gesunken, am Boden liegen, und eilte weiter, um das verwickelte Gewebe ihres Beginnens fortzuspinnen. — —

Kaum war sie fort, als Bernardo mit seinem Na-

chen von der Fahrt zurückkehrte, und eine Anzahl von Landleuten, Männer, Frauen, Mädchen und Kinder, ans Land setzte, die Früchte und andere Dinge zu Markte brachten. Diese fanden Biondina auf dem Boden, mit dem Haupte betäubt gegen den Thorpfeiler eines Hauses gelehnt. Sie hoben sie auf; Bernardo sah den Zusammenlauf, trat hinzu, erkannte die Unglückliche, nahm sie in seinen Arm und führte sie in die Hütte zurück. Es dauerte lange, bevor sie sich so weit erholte, daß sie die Fragen seiner Liebe und Theilnahme zu beantworten vermochte. Dabei gestand sie mit kindlicher Offenheit, was ihr bisher selbst halb unbewußt gewesen war, welch ein Gefühl ihre Brust für ihren Retter hege. Bernardo blickte fromm aber schmerzlich gen Himmel auf und sprach seufzend: Ich ahnete es wohl! O, mein Kind, welch eine Saat des Kummers und der Schmerzen hast Du Dir hier gestreut! Deine Mutter wurde unglücklich durch die unselige Liebe zu einem jungen Nobile; denn seine Gluth erlosch bald, nachdem er den Durst seines Genusses in ihren Armen gestillt hatte, — und sie wurde verlassen! Unter Thränen und Schmerzen gebar sie Dich, das Kind ihrer Liebe, und nährte Dich ein Jahr an ihrer Brust — dann welkte sie hin, als hättest Du die letzte Kraft und Lust des Lebens aus ihrem Herzen gesogen. Soll es Dir nun eben so ergehen? — Ich habe Dich gehütet und gehegt wie eine Blume, die

kein rauhes Lüftchen ertragen kann. Nie ließ ich Dich bei öffentlichen Festen, Aufzügen oder Volkslustbarkeiten hinzu, damit Dich die Blicke der Reichen, der übermüthigen Patrizier nicht fänden, und nun —

O, Vater! — unterbrach ihn Biondina mit sanfter Bitte, — o, Vater! sprich nicht so! Ludovico ist nicht denen gleich, die Du schilderst, sein edles Herz ist fern von Verrath. Danke ich ihm nicht Ehre und Leben?

Liebstes Kind! — erwiederte Bernardo, das greise Haupt schüttelnd, — diese Bürgschaft ist nicht genug. Eine muthige That wagt der Jüngling leicht; sie ist sein Stolz, sein Ruhm, und selbst der übermüthigste und rohste ist oft tapfer. Auch der Geliebte Deiner Mutter war ein tapferer, ja vielleicht ein edler Mann, der sie aus dringender Gefahr errettet hatte, als heimlich gelandete Corsaren unser Dörfchen plünderten. Und dennoch verließ er sie! Denn es ist tausendmal schwerer und seltener, ein dauerndes Leben voll Gerechtigkeit, Treue und Sanftmuth zu führen, als eine glänzende That auszuüben, wäre sie auch noch so groß und gefahrvoll! —

Mein Vater, — bat Biondina, — quäle mich doch nicht in meinem Schmerz! Du hörst ja, der Edle, der uns rettete, hat mich nicht verlassen, sondern er ist in Gefahr, vielleicht in den Händen des Nobile, den er

verjagte! Wenn wir nicht erforschen, was ihn bedroht, ihm nicht zu Hülfe eilen, so verlassen wir ihn, ihn, dem ich Alles danke!

Bernardo küßte die weinende, bittende Tochter, und konnte ihr nicht Unrecht geben; dennoch betrachtete er ihre Liebe als ein tiefes Unglück, denn er sah nicht, daß sie zu einem Bunde des Glücks führen könnte. Um sie zu trösten, versprach er ihr, sobald nur erst die Marktleute, die er zurückbefördern mußte, wieder hinüber wären, selbst auszugehen, um von Ludovico und der Alten jede nur mögliche Kundschaft einzuziehen.

Während sie so im Gespräche saßen, klirrte plötzlich eine Fensterscheibe, und ein Stein flog in das Gemach. Bernardo fuhr auf und ans Fenster, doch es war Niemand zu sehen, dem er den Wurf hätte zuschreiben können. Indessen suchte Biondina, die beim Klirren des Glases heftig emporschreckte, den Stein auf, und sah mit Erstaunen, daß er in ein Blatt Papier gewikkelt war. Sie rief Bernardo herbei, der das Blatt sorgfältig aufwickelte und betrachtete. Es war beschrieben, doch sie konnten Beide nichts Geschriebenes lesen.

O, — sprach Bernardo, — dieser Zettel hat zuverlässig etwas zu bedeuten; allein wem vertrauen wir uns an, daß er ihn uns lese? Es könnte leicht seyn daß es uns Gefahr und Schaden brächte, wenn Jemand den Inhalt mißbrauchte.

Biondina hatte eine Ahnung, das Blatt werde von äußerster Wichtigkeit seyn. Vater, — sprach sie daher — gebt mir das Blatt, ich will damit zu meinem Beichtiger, dem frommen Vater Benedetto, gehen; dem müßte ich ja doch Alles sagen, und er wird uns gewiß nicht verrathen.

Bernardo fand den Rath gut und ließ die Tochter allein gehen, da das Kloster nur wenige hundert Schritt von seinem Häuschen entfernt war. Glücklicher Weise traf sie den frommen Greis, der fast achtzig Jahre zählte, sogleich in seiner Zelle an. Noch bevor er sein Erstaunen über ihren Besuch ausdrücken konnte, kam sie ihm zuvor, reichte ihm das Blatt und sprach: Ehrwürdiger Vater, dies Blatt ist mir zugekommen; es soll ein wichtiges Geheimniß für mich enthalten. Aber ich vermag es nicht zu lesen, und wage es Niemanden zu vertrauen als Euch. Wollt Ihr mich von dem Inhalte belehren?

Pater Benedetto nahm das Blatt zur Hand, trat erstaunt und halb erschreckt zurück und rief aus: Das ist seltsam, höchst seltsam! Die Worte dieses gefährlichen Blattes lauten so:

„Ludovico Terno schmachtet im tiefsten Kerker. Er ist des Hochverraths angeklagt. Nur Foscari vermag ihn zu retten, denn er ist Staatsinquisitor, —

und Ludovico's Vater, ohne es zu wiſſen! Schweigt; es wird gehandelt werden!" —

Heiliger Gott! — rief das Mädchen aus, und rang die Hände, — im tiefſten Kerker! Er iſt unſchuldig, ſo wahr ich auf Erlöſung hoffe!

Wer iſt dieſer Ludovico? — fragte Benedetto ſanft, und ſuchte das weinende Kind zu beruhigen. Faſt athemlos, von Schluchzen und Thränen unterbrochen, erzählte ſie, was ſie von ihm wußte. —

Foscari's Sohn! — murmelte Benedetto für ſich, — ſollte er es wirklich ſeyn? Foscari Staatsinquiſitor!

O, mein Vater, ſprecht, rathet mir, was kann ich für ihn thun, — fragte Biondina und ſtand zitternd vor dem Greiſe.

Kind, — erwiederte dieſer — Du haſt ein gefährliches Spiel! Um aller Heiligen willen verrathe nicht, daß Du weißt, welches Amt Foscari bekleidet. Nicht Deinem eigenen Vater vertraue es, denn hier iſt Unwiſſenheit das größte Glück, weil Tod oder ewiges Gefängniß in furchtbaren Kerkern den erwartet, welcher verräth, wer das geheime Amt eines Staatsinquiſitors bekleidet. Doch zu Foscari geh; frage nach ihm in ſeinem Palaſte, verlange ihn insgeheim zu ſprechen,

weil Du ihm etwas von Wichtigkeit zu entdecken habeſt; zwar Beweiſe haſt Du nicht, doch er ſelbſt, wenn er der Vater iſt, ahnt gewiß den Zuſammenhang, und die Stimme der Natur wird reden! So entartet wird ſein Herz nicht ſeyn, daß er ſie ganz verleugnen ſollte! — Es war in der Rede und dem Benehmen Pater Benedetto's eine ſolche Unruhe und Erſchütterung ſeines ſonſt ſo frommen Weſens ſichtbar, daß dies Jeden, der nicht ſelbſt ſo von Angſt und Kummer aufgeregt geweſen wäre, als Biondina, hätte in Erſtaunen ſetzen müſſen. So aber war dieſe nur mit ihrem Schmerze beſchäftigt, der ihr alles ringsumher verſchleierte. —

Sie war entſchloſſen, ſofort zu Foscari zu eilen. Ich will hin, — rief ſie mit einem Feuer, das ihrem ſanften, hold unſchuldigen Weſen eine ganz neue Verklärung gab, — ja, ich will hin! Will mich ihm zu Füßen werfen und ihn nicht eher verlaſſen, bis er ihn begnadigt hat. — Der Vater kann ſeinen Sohn nicht morden. — — Sie kniete vor Benedetto nieder und bat: Vater, gebt mir Euren Segen! Er wird meinen Bitten Kraft geben, durch ihn wird mein Vorhaben gelingen; —

Benedetto ſprach Worte des Segens über ſie, und wiederholte die väterliche Ermahnung, das Geheimniß des Amtes, das Foscari bekleidete, mit keinem Worte

zu berühren, sondern sich nur an seine Macht als Nobile und Senator zu wenden. Biondina küßte unter heißströmenden Thränen die Hand des Greises und eilte hinaus. —

Zwölftes Capitel.

Foscari kam so eben aus der Morgenversammlung des Senats zurück. Er war im äußersten Grade mißmuthig, denn es setzten sich der Erreichung seines Zieles unvermuthete Hindernisse entgegen. Er hatte gehofft, Ludovico's Verurtheilung zum Tode werde augenblicklich erfolgen; allein seine beiden Mitgenossen des furchtbaren Amtes waren durchaus nicht dahin zu stimmen gewesen. Der eine derselben, ein Greis von strengen Grundsätzen, aber wohlwollenden Gesinnungen, behauptete, es sey möglich, daß der Jüngling unschuldig sey; der andere, welcher zugleich zu den sechs Räthen des Dogen, der Signora, gehörte, die Rechtswis-

senschaft studirt hatte, und sein Staatsamt nicht nur wegen seines Ranges als Nobile, sondern auch wegen seiner trefflichen Staatskenntnisse verwaltete, war ganz gegen die Verurtheilung. Die Beweise, — sagte er — welche wider ihn zeugen, bekunden zugleich, daß er Mitschuldige hat. Schleicht eine Verschwörung im Marke des Staates umher, so müssen wir auch alle Theilnehmer derselben zu erforschen suchen, und das kann nicht anders geschehen, als durch Geständnisse des Gefangenen. Zuvor müssen also Untersuchungen gegen die Personen, mit denen er im Verkehr gestanden hat, eingeleitet werden; und wenn diese Nachforschungen nichts ergeben, muß man die Folter anwenden.

Foscari konnte gegen diese Gründe nichts Widerlegendes einwenden. Sein schuldiges Gewissen flößte ihm sogar die Furcht ein, er selbst könne noch auf das Widerwärtigste in diese Anklage verwickelt werden. Da die drei Inquisitoren sich nicht einigen konnten, mußte der Prozeß im Rathe der Zehn, welchem der Doge mit seinen sechs Räthen sich anschließen durfte, zum Vortrage gebracht werden, und das sollte an diesem Nachmittage geschehen. Aber nichts mußte Foscari so fürchten als dies; denn wenn Ludovico seine Fassung jetzt völlig gesammelt hatte, wenn er angab, wie er zu dem Ringe gekommen war, was er im ersten Verhör theils aus Schreck, theils weil er sich selbst davon noch

nicht überreden konnte, theils endlich aus Großmuth unterlassen hatte, — wenn er die Vermuthungen äußerte, die er über das Blatt in seiner Brieftasche haben mußte, so war nichts wahrscheinlicher, als Rosaura's Verhaftung. Und wer stand ihm alsdann dafür, daß sie Entschlossenheit genug besitzen werde, Alles zu läugnen? daß die Schrecken der Gefängnisse, der Foltern, oder die Reue der eigenen Brust, wenn sie sah, welchem Schicksale Ludovico Preis gegeben wurde, ihr nicht das Geständniß entrissen? Zwar besaß er selbst als Inquisitor, und fast der reichste Nobile Venedigs, Macht genug, um eine Anklage wider sich verstummen zu machen; aber entging ihm denn nicht der heftig verlangte reizende Lohn, für den er so viel aufs Spiel setzte?

Unruhig, mit finstern Blicken, ging er daher auf und nieder. Endlich fiel ihm ein Mittel ein. Ludovico mußte zum Geständnisse seiner Schuld überredet, Rosaura getäuscht und zur Flucht bestimmt werden. Sein Ansehen als Staatsinquisitor öffnete ihm Tag und Nacht so wie jedes Gemach der Bewohner Venedigs, auch jeden, selbst den tiefsten Kerker. Wer den Kerkermeistern ein Zeichen seines Amtes brachte, mußte Einlaß erhalten. Er setzte sich daher auf der Stelle nieder und schrieb mit verstellter Hand folgende Worte auf einen Zettel: „Ludovico! Du hast Freunde, die Dich retten werden, wenn Du ihnen folgst. Gestehe in dem

nächsten Verhöre Alles, dessen man Dich anklagt, damit sie Dich nicht auf die Folter bringen. Nenne Mitschuldige, die unerreichbar sind, um Zeit zu gewinnen; so wird man Dich in nächster Nacht erretten." —

Er schellte; sein Vertrauter für alle Fälle dieser Gattung, der Mohr Battista, trat ein. Er übergab ihm den Zettel und wies ihn an, auf welche Weise er ihn dem Gefangenen zukommen lassen solle. Battista trat einen Schritt zurück und starrte ihn mit rollenden Augen an. Teufel, Herr! — rief er aus, — befehlt mir lieber, dem Dogen die Gurgel abzuschneiden. Dem Drachenneste, wo die Gefangenen in Ketten und auf Folterstühlen, im Bauche der Erde und im Rachen der See ihr Leben ausheulen, komme ich nicht gern auf tausend Meilen nahe! Geradehin gesagt, werft lieber Euren Ring in den Vesuv und heißt mich ihn herausholen, als daß Ihr mich über die Seufzerbrücke und in die Gewölbe des Dogenpalastes schickt. Es sind ihrer zu Wenige, die den Tag wiedergesehen haben, wenn sie es nach der Nacht dort unten gelüstete.

Thor! — rief Foscari, — befolge genau, was ich Dir gesagt, so fliegen die Thüren vor Dir auf, und — dabei warf er ihm einen vollen Beutel zu — diese hundert Zechinen sind Dein. Oder meinst Du, wenn ich Dich für immer in den Gewölben haben wollte, es kostete mich nur so viel mehr als einen Wink?

Battista sann einen Augenblick nach, dann warf er trotzig entschlossen das Haupt empor und rief: Zum Teufel denn, ich will das Geld verdienen!

Eine Last wälzte sich nach diesem Schritte von Foscari's Herzen. Er eilte jetzt, sich auch des Lohnes seiner Frevelthat zu versichern, und schrieb an Rosaura:

„Theure Rosaura!

„In wenigen Stunden wird das schon beschlossene Todesurtheil über den, der so schwer an Dir gefrevelt, feierlich gesprochen. Dem Spruche des Rathes der Zehn folgt die Vollstreckung schnell; denn das Gesetz verbietet, daß die Sonne darüber untergehe. Bevor sie also ins Meer sinkt, ist er gerichtet, bist Du gerächt. — Dennoch ist es möglich, daß er Deinen Namen den Richtern nennt. So wenig ihn dies retten kann, so könnte es Dir doch Schrecken bereiten. Darum verlaß Dein Haus und kehre scheinbar nach Venedig zurück. Heimlich aber begib Dich in meine Villa, wo das schärfste Späherauge Venedigs Dich nicht findet, und nur Dein Freund Dich aufsucht, sobald die Nacht dunkelt. Und dann, nicht wahr, Holdeste? dann reichst Du ihm den süßen Lohn für die gewagte That, durch welche er die Schmach, die man Dir angethan, rächte? —

Mit diesem Briefe sandte er einen andern Diener

hinaus zu Rosauren, und hoffte sich so endlich den Pfad zum Ziele geebnet zu haben. Denn das Urtheil mochte fallen wie es wollte, so war er fest entschlossen, Rosauren die Nachricht, es sey vollstreckt, zu bringen; gleichviel, ob wahr oder falsch. — Abgespannt legte er sich auf ein Ruhebett, um seine aufgeregten Gedanken durch Schlaf zu verscheuchen; es gelang ihm aber nur halb. Indessen wurde er doch ruhiger, gefaßter, und sah noch Auswege genug, um alle drohenden Ungewitter an seinem Haupte vorüber und sich dem ersehnten Ziele entgegenzuführen. Nach einigen Stunden erhob er sich wieder. Um frische Luft zu schöpfen, öffnete er die Flügelthüren des Balkons, welcher nach dem großen Canale hinausging, und von dem er einen Theil des Meeres überblicken konnte. Eine Galeere der Republik, welche auf der Rhede lag, kam eben, vom leichten Hauche des Windes majestätisch langsam bewegt, mit aufgeblähten Segeln heran. Sie legte sich wenige hundert Schritte von dem Markusplatze vor Anker. Foscari sah es mit Freuden, denn es war dies ein Zeichen, daß der Rath der Zehn eine feierliche Sitzung halten werde, während welcher stets eine bewaffnete Galeere sich in die Nähe des Dogenpalastes legen mußte, um die Beschlüsse dieses fürchterlichen Gerichtes mit den Waffen der Republik zu beschützen. — Zur Bezeichnung ihrer Ankunft that sie einen Kano-

nenschuß. Foscari sah den Blitz aufleuchten; gleich darauf donnerte der Schall über das Meer, und das Echo rollte hin weit hin, bis er sich in ein fernes, dumpfes Sausen verlor.

Foscari wandte sich um und wollte in sein Gemach zurücktreten; doch ein Diener trat ihm entgegen und berichtete, am Eingange des Palastes stehe ein junges, schönes, blondlockiges Mädchen, das in großer Angst zu seyn scheine, und ihn dringend zu sprechen verlange.

Blondlockig? — fragte Foscari, und eine Ahnung tauchte in ihm auf; — was will sie? wie heißt sie?

Das hat sie uns nicht gesagt, — erwiederte der Diener — aber ich glaube, sie ist die Tochter des alten Gondoliers am kleinen Canale bei der Capelle von Santa Beatrice, wo Ew. Gnaden sich öfters übersetzen ließen.

Foscari schreckte zusammen. Also diese? — fragte er halb verwirrt. — Laßt sie hereinkommen! — Er wagt es nicht, sich verläugnen zu lassen, obwohl sein Gewissen ihm auch hier eine Schuld vorhielt, die ihn zwar sonst nicht aus seinem Gleichmuthe gebracht hätte, ihn jetzt aber, da er einmal angefangen hatte, die Schrekken des Bewußtseyns zu empfinden, noch mehr ins Wanken brachte. Es war ihm, als bräche der Boden all-

mälig unter ihm zusammen, und als müsse er den Einsturz aller Gebäude fürchten. Wie tief diese jetzt erschüttert werden sollten, ahnte er freilich noch nicht.

Die Thür öffnete sich, Biondina trat ein. Foscari, der die äußere Fassung schnell wieder gewann, begrüßte sie vornehm freundlich. Was willst Du, schönes Mädchen? — fragte er, ihr entgegengehend.

Sie stand plötzlich still; die Stimme des Sprechenden, seine Gestalt, seine Haltung erweckten ihr unbestimmte, ängstliche Erinnerungen. Zitternd begann sie: O, gnädigster Herr! Eine Bitte, eine dringende Bitte. — Hier hemmten die Thränen ihre Sprache.

Sprich sie aus, — antwortete Foscari mit wohlwollendem Tone, denn er fühlte sich beruhigter.

Ein Unglücklicher, ein Unschuldiger soll die fürchterlichste Strafe erdulden, Ihr allein könnt ihn retten, —

Von wem sprichst Du, Mädchen? — fragte Foscari finster und rollte die Brauen, denn er ahnte, von wem die Rede sey. — Erbebe, wenn Du an Geheimnisse rührst, deren Enthüllung tödtlicher ist als die Pest.

Biondina trat vor seinem drohenden Blick zitternd zurück; doch raffte sie ihren Muth wieder zusammen und sprach mit eindringenderer Kraft: Ihr könnt ihn retten, Ihr werdet ihn retten, —

Halt ein, Mädchen! — rief Foscari drohend und packte sie wild an, — rede nicht weiter, oder Du hast den Tod in die Arme geschlossen!

Ich muß, ich muß, — brach sie, mit angestrengter Kraft sich losringend und ihm zu Füßen geworfen, aus; — ich muß, denn er war mein Retter aus ruchloser Räuberhand —, und Ihr müßt, denn —

Schweig, Unglückselige! — donnerte Foscari mit seiner Löwenstimme, und verschloß ihr den Mund mit der Hand. — Was Räuberhand! — fuhr er erbittert fort. — Wer hat einen Raub an Dir begehen wollen?

In diesem Augenblicke war Battista von dem Auftrage, den ihm Foscari gegeben, zurückgekehrt; als er Biondina, die er sogleich erkannte, in dieser Art von Kampf mit dem Marchese sahe, rief er überrascht in seiner rohen Weise aus: Was Teufel, was bedeutet das? Läuft uns das Reh selbst ins Garn? —

Biondina, die sich allein geglaubt hatte, wandte sich um und erkannte auf der Stelle an Tracht und Stimme in Battista denselben Mohren, der sie an jenem Morgen mit überfallen hatte. Sie stieß einen lauten Schrei aus, und da ihr erst erschreckt hinwegirrender Blick jetzt wieder auf Foscari fiel, so wurden ihr plötzlich auch die dunklen Erinnerungen klar, die sich ihr bei seinem ersten Anblick aufgedrängt hatten. Heilige Mutter Gottes, beschütze mich! — rief sie angstvoll aus, schwankte zurück

und sank kraftlos auf die Kniee nieder; — allgnadenreiche Jungfrau, steh mir bei! Wohin bin ich gerathen! —

Foscari erkannte mit einem Blicke, was Biondina's Schrecken veranlaßte; es lag also in seinem Vortheile, sich völlig fremd zu stellen. Mit angenommenem Erstaunen und möglichst ruhigem Tone fragte er sie daher: Was ist Dir, Kind? Was erschreckt Dich so? Hier wird Dir Niemand etwas zu Leide thun. — Doch — setzte er leise mit einem drohenden Blicke hinzu — sprich nicht wahnwitzig selbst Dein Todesurtheil — Dann fuhr er laut fort: Wen soll ich retten? Ich kann Niemand retten!

Biondina hatte sich indessen von ihrem plötzlichen Schrecken erholt und ihre Fassung wiedergewonnen. Doch, doch! Ihr müßt ihn retten, — rief sie mit erhobener Stimme aus — denn er ist Euer eigener Sohn! — Bei diesen Worten des Mädchens war es Foscari zu Muthe, als habe sein Fuß plötzlich auf einen Basilisken getreten, der sich giftig gegen ihn aufrichte. Die Furien des Gewissens, die sich schon zuvor allmälig aus dem tiefen Schlafe in seiner Brust träumerisch aufzurichten begonnen hatten, wurden jetzt völlig wach, sprangen wild auf und schüttelten Schlangenhaar und Fackeln. Verbrecherische Thaten, die lange Jahre unter dichter Hülle des Geheimnisses verborgen

gewesen und schon mit der Nacht ewiger Vergessenheit bedeckt schienen, richteten plötzlich die Medusenhäupter empor und starrten ihn höhnisch grinsend an. Erblaßt vor Schrecken und Zorn trat er zwei Schritt zurück und rief: Wahnsinnige, was rast Deine Zunge! Ich habe keinen Sohn!

Bei allen Heiligen, er ist es! Wollt Ihr Euer eigenes Kind ermorden? Das dürft Ihr nicht, das vermögt Ihr nicht! — Diese Worte strömten Biondinen flehend, drohend, prophetisch, mit der göttlichen Kraft fest inwohnender Ueberzeugung heraus. Es war, als wäre sie von einem höhern Geiste getrieben, der sie, ihr selbst unbewußt, zum Vollstrecker seiner ewigen Gebote und Fügungen geweiht habe. — Ein Mann indessen, wie Foscari, der Kühnheit, Scharfblick, die Uebung der Gewohnheit und schnelle Geistesgegenwart besaß, war selbst durch den heftigsten und unvermuthesten Schlag nicht sogleich zu besiegen, sondern blickte entschlossen nach Auswegen umher, um dem drohendsten Verderben noch zu entgehen. Battista! — rief er wild dem Mohren zu, — ergreife diese Rasende! Pietro! Steffano! herein! — Packt hier diese Unsinnige! Werft sie in ein sicheres Gewölbe des Palastes, von wo aus sie die Welt nicht mit den Rasereien ihrer Zunge zu erfüllen vermag!

Battista sprang sogleich hinzu und packte sie wie an jenem Morgen. Biondina entriß sich ihm mit der

Kraft der Todesangſt und ſchrie laut: Räuber! Mörder! Hülfe! — Allein es war vergeblich, denn die beiden herbeigerufenen Diener, Steffano und Pietro, waren ebenfalls hinzugeſprungen und überwältigten das ſchwache Mädchen leicht. Nur ihre innere Kraft war nicht zu beſiegen, denn ſie fühlte ſich ſtark durch Tugend, Recht und erhabene Liebe. Mit dem aufgelöſt fliegenden, goldenen Haar, mit dem edlen Purpur zürnender Erhebung auf den Wangen, glich ſie einer ſchmachvoll gefeſſelten Königin, die zum Richtplatz geführt wird. Auch verzagte ſie nicht, ſondern richtete ſich mit Wort und Blick drohend auf gegen Foscari und rief: Frevle nur an der Unſchuld und an jedem Heiligthume! Gottes Blitzſtrahl wird Dich doch finden und die heilige Jungfrau mich beſchirmen!

Unter dieſen Worten und einem höhnenden Gelächter Foscari's, welches er ſich mühſam abzwang, wurde ſie hinausgeführt. —

In wildeſter Bewegung ging Foscari heftig auf und nieder, und ſuchte ſich zu faſſen. War es Zufall oder Erfindung, um mich zu ſchrecken oder zu rühren, daß ſie behauptete, er ſey mein Sohn! Wie! Oder tauchen wirklich Geſpenſter aus dem Abgrunde der Vergangenheit auf? Werden meine halben Ahnungen und Träume zur Wirklichkeit? Man hat Beiſpiele, daß gedungene Mörder die That nur als vollzogen angaben, ſie aber den-

noch nicht vollbracht hatten! Thorheiten! Wahnwitzige Hirngespinnste! Welches Grab sollte denn nach zwanzig Jahren seinen Mund noch aufthun? Thorheiten! sage ich nochmals. Sey ein Mann, Foscari, laß Dich nicht wie ein Knabe erschrecken. Jetzt fort in den Blutrath! Und ist das Urtheil gesprochen und vollzogen, so bleibt mir ja Zeit genug, die wahnsinnige Thörin zu hören, und ihr, wenn es seyn muß, den Mund auf ewig zu verschließen. Gib acht, schönes Kind, — setzte er mit bitterem Hohn, und gewissermaßen um sich selbst durch erzwungenen Scherz zu ermuthigen, hinzu — Du hast ein schlechtes Spiel gespielt! Vor drei Tagen gedachte ich Dir die süßen Lippen mit Küssen zu versiegeln, jetzt muß ich ein ehernes Schloß darauf drücken, das keine Hand dieser Erde zu öffnen vermag.

In diesem Selbstgespräche wurde er plötzlich durch den lauten Schrei einer weiblichen Stimme unterbrochen, der von der Seite des Canals herkam; gleich darauf, und zum Theil damit vermischt, hörte er auch mehrere verworrene Männerstimmen, und fast in demselben Augenblicke ein Geräusch, wie wenn ein schwerer Körper ins Wasser stürze. Er sprang auf den Balkon. Da sah er, und stand gefesselt vor Verwunderung, ein weibliches Wesen eben wieder aus der Tiefe der Wellen emportauchen und schwimmend die blaue ruhige Fluth theilen. An dem langen blonden, auf den Wellen

nachtreibenden Haar erkannte er auf der Stelle Biondina. Teufel! — rief er und schlug sich heftig vor die Stirn. — Wie war das möglich! — Mit einem rasch prüfenden Blicke maß er die Höhe von dem Balkon bis auf die Fluth hinab, unentschlossen, ob er selbst den Sprung wagen solle, die Flüchtende einzuholen. Doch schon sah er Gondoliere in rascher Fahrt auf die Schwimmende zueilen die vermuthlich eine Verunglückte zu retten dachten. Es ist vergeblich! rief er und stampfte mit dem Fuße. Indem stand Battista athemlos hinter ihm und berichtete keuchend: Eine Teufelsdirne das! Wir führten sie über die untere Galerie, um sie die Wendeltreppe hinab in das unterste Gewölbe zu bringen. Auf dem schmalen Gange mußten wir sie loslassen und zwischen uns nehmen. Ich voran, um die Eisenthür zu öffnen, Pietro und Steffano hinter dem Mädchen. Da, wer war darauf gefaßt, schwingt sie sich rascher als ein Blitz zückt, über das Eisengeländer die vierzig Fuß tief in den Canal hinab! Mir stockte der Athem, als ich's sah, und ich stand wie Loth's Weib zur Säule versteinert!

Zum Klotz! zum plumpen Klotz! — rief Foscari wild und drückte dem Mohren die Faust ins Gesicht. Ich hätte lieber meinen Palast in Flammen gesehen als dieses Mädchen in Freiheit!

Battista murrte unwillig wie ein getretener Hund, doch wagte er nicht, sich offen aufzulehnen.

Foscari wandte sich nochmals nach dem Meere zu, da sah er, wie die Fischer Biondina bereits in Empfang nahmen und in ihre Gondel zogen. Er verließ hierauf den Balkon, warf sich hastig in seine Amtskleidung und eilte in den Dogenpalast zur Versammlung des Rathes der Zehn, dem Ludovico's Sache jetzt anheim gefallen war.

Dreizehntes Capitel.

Von dem Augenblicke an, wo Ludovico sie verlassen hatte, genoß Rosaura keiner ruhigen Minute mehr. Sie warf sich in ihrem Gemache auf das Ruhebett, stützte das Haupt in die Hand, und eine erleichternde Thränenfluth entströmte ihren schönen Augen.

Lucie, die eine Zeit lang entfernt gestanden hatte, ohne ihre Gegenwart bemerkar zu machen, trat jetzt zu

ihrer Gebieterin heran und redete sie an: Warum weint Ihr, Signora? Vergeßt den Falschen, Treulosen; verachtet ihn! Wer weiß, ob Ihr nicht gar bald den Triumph erlebt, ihn, von seinem Gondolierliebchen übersättigt, ihrer flachen Einfalt müde, zu Euren Füßen zurückkehren zu sehen!

Was redest Du? — unterbrach Rosaura sie heftig; — wer wird zurückkehren? Ludovico nun und nimmermehr!

Und wer weiß, vielleicht doch, — entgegnete Lucie; — und um so eher, möchte ich behaupten, je strenger Ihr es ihm verboten, je schärfer Ihr Euch von ihm geschieden habt. Gebt Acht, er empfindet Reue —

Reue! Ja, Reue wird er empfinden, — rief Rosaura und erhob die Hand halb drohend, halb betheuernd; — Reue wird er empfinden, — ich aber werde sie nicht sehen!

Was wollt Ihr damit sagen, Signora, ich verstehe Euch nicht? — fragte Lucie befremdet über die ernste drohende Geberde ihrer Herrin.

Er wird Reue empfinden, — fuhr Rosaura fort, ohne auf Luciens Frage zu achten, — aber ich? Werde ich frei seyn von ihren Natterbissen? Hat sie sich schon jetzt mit scharfem, giftigem Zahn in mein innerstes Herz hineingenagt, und sich zu der Schar der Höllenqualen gesellt, die mich peinigen? Das Gift verschmäh-

ter Liebe, der Stachel der Rache, der Pfeil des Schmerzes, die Gluth der tiefſten Scham — foltern ſie dieſe Bruſt denn nicht genug? — O, ich bin gränzenlos elend, erniedrigt, entwürdigt vor mir ſelbſt, tief in den Staub getreten; — die einſt ſo ſtolze Roſaura! — —

Aber, Signora! Sagt mir um des Himmels willen, was iſt geſchehen? — flehte Lucie, und zitterte, indem ſie ihre Hand bittend ergriff. — Ihr wißt, daß ich Euch getreu bin! Sollte die alte Zauberdrude mit ihren geheimnißvollen Reden —

Geh, geh! Was kümmert mich die alte Giftmiſcherin! — Und doch! ja ſie kümmert mich viel! Mehr als Du ahnſt und glaubſt, Lucie, — erwiederte Roſaura.

Habt Ihr mit Eurer Mutter von ihr geſprochen?

Was, mit meiner Mutter! Nenne ſie nicht! Sie hat mich an Foscari verrathen, für ſchnödes Gold verrathen! Ohne ſie wäre es nie dahin gekommen! Die eigene Tochter verrathen! Sie iſt meine Mutter nicht —

Das war's, wovon ich ſprechen wollte, — fiel Lucie ein. — Die Alte kennt Eure Mutter! Sie ſagte bedeutſam, ohne Euch jedoch zu nennen: Sie hat einmal ein hübſches, vornehmes Kind geſtohlen, davon lebt ſie, glaube ich, noch. Wenn ſie —

Mag ſie mich geboren, gekauft oder geraubt haben, ſie hat mich verrathen, das iſt genug, ich will ſie nicht

mehr ſehen, — erwiederte Roſaura. — Nie, niemals ſoll Foscari — O, hätte Ludovico —! Doch, was fülle ich die Luft mit hohlen Klagen. Es iſt Alles vorbei, Lucie, Alles! — Laß mich allein!

Laßt mich bei Euch bleiben, — bat Lucie, die ihre Gebieterin todtenbleich auf das Ruhebett zurückſinken ſah, — Ihr könnt der Hülfe bedürfen.

Ja wohl bedarf ich der Hülfe, ſeufzte ſie ſchwer auf, — aber nicht Du vermagſt ſie mir zu geben, kein Sterblicher, ja ſelbſt der Himmel nicht mehr, wenn er nicht die entflohenen Stunden aus dem bodenloſen Abgrunde der Ewigkeit zurückſchöpfen kann! Geh, verlaß mich! — befahl ſie noch viel ſtrenger, und Lucie ging, ohne ihr das Geheimniß mittheilen zu können, das ſie entdeckt zu haben glaubte, und welches darin beſtand, daß Roſaurens Mutter ſie wahrſcheinlich ſchon zu Conſtantinopel betrogen, und jenen Diebſtahl, durch welchen dieſelbe um den größten Theil ihrer Schätze kam, ſelbſt an der Tochter begangen hatte. Denn durch Zufall hatte Lucie im Laufe dieſes Tages einen koſtbaren Ring bei Roſaurens Mutter entdeckt, der damals mit unter den entwendeten Sachen befindlich war. Dies Geheimniß mußte ihr höchſt wichtig erſcheinen; dennoch würde ſie gefühlt haben, wie völlig unwichtig es ihrer Gebieterin in dieſem Augenblicke ſeyn konnte, wenn ſie gewußt hätte, was vorgegangen war. Allein

Rosaura hatte Lucien nicht in ihr volles Vertrauen gezogen; Niemandem als dem, der mit ihr handeln mußte, Foscari, hatte sie ihren Plan vertraut. Lucie konnte also nur errathen; aber ihre Ahnungen trafen, bei der Kenntniß, die sie von dem Charakter ihrer Herrin hatte, ziemlich das Richtige.

Die ganze Nacht über hörte sie sie von Zeit zu Zeit auf- und niedergehen, — bald stumm in ein banges finsteres Schweigen gehüllt, bald weinend und einzelne Worte laut mit sich selbst sprechend. Erst nachdem diese ganze Nacht des Schmerzes und der inneren Auftreibung sie fast bis zur Ohnmacht erschöpft hatte, sank sie in einen Schlaf der völligsten Kraftlosigkeit, der dem glich, in welchen ein Gefolterter verfällt, wenn daß äußerste Maß aller Qualen ihm jeden Nerv bis zur Fühllosigkeit abgestumpft hat.

Es war spät, als sie nach Lucien schellte. Diese traf sie auf dem Bette sitzend; sie sah bleich; ihr brennendes dunkles Auge schien hinsterbend zu erlöschen; das feurige Roth der Lippen war zu dem der entwelkenden Rose erblaßt; das Haar hing ihr schwermüthig über Brust und Nacken herab. Dennoch war sie schöner als jemals, und Lucie, welche ihren Gewohnheiten als Zofe, trotz der eingetretenen düstern Verhältnisse, nicht so schnell entsagen konnte, vermochte es nicht ihre Bemerkungen darüber zurückzuhalten. Ach, Signora,

— sprach sie halb im Scherz, halb betrübt — wie schön seyd Ihr heut! Wäre ich ein Mann, gerade so möchte ich Euch am liebsten umarmen, denn es sieht aus, als wenn es auch zugleich das letzte und einzige Mal wäre!

Mädchen! — fuhr Rosaura auf, — was weißt Du davon! Behorchst Du die geheimsten Gedanken meiner Brust?

Lucie stand erstaunt und sah sie mit fragenden Blikken an: Ich weiß Euch seit gestern Abend oft gar nicht zu verstehen, Signora, — sprach sie betreten. —

Wüßtest Du's, Du wüßtest mehr als ich selbst bei mir vermag, — seufzte Rosaura und stand auf. — Sie schien über etwas nachzusinnen, über einem großen Entschluß zu brüten. Lucie wagte nicht, die stumme Pause zu unterbrechen.

Lucie, — begann Rosaura nach einigen Minuten mit weicher Stimme, aber doch in entschiedenem Tone, — Lucie, Du hattest Recht. Es wird das letzte, das einzige Mal seyn, wenn man mich so umarmt. — Ich habe gehandelt, ohne eines Sterblichen Hülfe und Vertrauen zu fordern. Jetzt will ich Dir's schenken, weil ich weiß, daß Du mit Treue an mir hängst. — Bleib mir nur heut noch getreu — morgen entlasse ich Dich jeder Pflicht!

Bei diesen Worten lehnte sie das Haupt matt ge-

gen des staunenden Mädchens Brust, und ihre Thränen flossen leise. Bald aber richtete sie sich, stark durch innern Entschluß, wieder empor und fuhr fort: Du weißt, ich habe ein glühendes italienisches Herz; ich kann lieben und hassen, ich kann für meine Liebe tödten und sterben, — aber Beides auch für meine Rache. Heut werde ich's Dir beweisen. Du weißt, welchen Verrath, welche Schmach Ludovico an mir geübt! Dafür mußte ich Rache nehmen; es wurde meinem schmachvoll liebenden Herzen schwer, doch meine Würde siegte über meine Schwäche. Ich faßte einen furchtbaren Gedanken und führte ihn aus. Durch Foscari, diesen Nichtswürdigen, beschloß ich ihn zu verderben; er hatte schon Meuchelmörder gegen ihn gedungen, doch diese That der feigen Schande hinderte ich. Foscari selbst, so beschloß ich jetzt, sollte an seiner Rache zu Grunde gehen, der Elende mußte, ohne es zu wissen, seine eigene Grube graben. Durch seinen Mohren wußte ich längst, daß er für dieses Jahr Staatsinquisitor sey —

Heiliger Gott! — rief Lucie zurücktretend.

Erschrick nicht! Wir haben nicht lange mehr von ihm zu fürchten! — Ich bestimmte ihn, Ludovico des Hochverraths anzuklagen. Die Beweise seiner Schuld versprach ich zu liefern. Der Zufall begünstigte meinen Plan. Jene Alte, welche gestern hier war, bot sich mir

mit vielerlei ihrer Künſte an, unter andern auch mit der Bereitung ſchnell wirkender Gifte. —

Hier hielt Roſaura einige Augenblicke inne; es war, als ob der lebendig werdende Gedanke an ihre That ihr die Kräfte raube. Nach einigen Augenblicken zog ſie ein Fläſchchen aus dem Buſen, in welchem ſich einige Tropfen einer kryſtallhellen Flüſſigkeit befanden. Dieſes Gift kaufte ich von der Alten, und füllte damit meinen Ring mit der kleinen Capſel unter dem Steine, den Du kennſt. Ihn gab ich zum Abſchied an Ludovico! — Zugleich einen Brief — den ich ihn bat, erſt nach drei Tagen zu leſen, der aber nicht, wie er wähnte, meine letzten Worte an ihn enthielt, ſondern ihn des Antheils an einer Verſchwörung gegen die Republik dringend verdächtig macht. — Solche Zeichen, das weiß ich, ſind der Staatsinquiſition Venedigs mehr als genug. — Ueberdies iſt Foscari, einer der drei Richter, ſelbſt ſein Ankläger — kurz, er kann dem Tode nicht entrinnen und weiß, daß ich ihn verderbe!

Vergebens hatte Roſaura bei dieſen letzten Worten geſucht, die Flamme der Rache in ſich anzufachen; ihr Zorn war jetzt ſchon eine Lüge geworden, und ſie täuſchte ſich ſelbſt damit. Nur der tiefſte, hoffnungsloſeſte Schmerz ſprach aus ihren Zügen.

Du ſiehſt, ich habe ein italieniſches Herz, — ſprach ſie zu Lucien. Doch dieſe erwiederte ihr: Ach, Signora,

habt Ihr es wirklich, habt Ihr Euren Schritt nicht bereut?

Höre mich zu Ende, — fuhr sie ermannter fort. — Foscari schwur mir zu dienen, aber nur unter einer einzigen schmachvollen Bedingung! Erlaß es meiner Scham, sie Dir zu nennen! — Hier barg sie das Haupt erglühend an Luciens Brust; diese fühlte ihr stürmisch schlagendes Herz an dem ihrigen.

Ach, Ihr werdet das nicht überleben, Signora! — sprach sie leise, und Thränen des Mitleids netzten ihre Wange.

Du sagst's! — rief Rosaura stolz aufgerichtet. — Ich werde es nicht überleben, ich nicht, und er nicht! Wenn Ludovico's Haupt gefallen ist, will Foscari die Frucht seiner That pflücken! Aus meiner Folterqual und ewigen Verdammniß, und aus dem Herzblute eines unschuldig Gemordeten, an dem er nicht einmal das Recht der Rache hatte, denkt das Ungeheuer Wollust zu saugen! Er soll den Tod umarmen, den Tod in zweifachem Sinne! — Meinen Eid halte ich ihm! Denn sein Fall in das bodenlose Verderben ist tiefer, gräßlicher, wenn er in trunkener Betäubung das Maß der Frevel erschöpft hat; und mir lege ich die schaudernde Qual der Schmach und Erniedrigung als Buße auf. — Aber noch in der wilden Gluth seiner Umarmung erstarre ich zur Leiche, denn, — hier hielt sie

das Giftfläschchen empor — eher nicht berührt seine Lippe die meine, bis diese Tropfen sie genetzt haben!

Signora! — rief Lucie angstvoll aus und wollte ihr das Fläschchen entreißen, Signora, — um der heiligen Jungfrau willen, Ihr werdet doch diesen gräßlichen Entschluß nicht ausführen?

Ich werde, — sprach Rosaura, die jetzt Kraft und Würde wiedergefunden hatte, — ich werde, so wahr ich meine Rache ausführte! Träte ich auch auf halbem Wege zurück, so wäre ich nichts als eine feige Meichelmörderin, eine erkaufte Buhlerin, des Staubes nicht werth, in den man sie tritt! So bin ich furchtbare, aber stolze Rächerin eines im Tiefsten beleidigten Herzens und der unwürdigsten Schmach, denn auch Foscari fällt, das Opfer meiner Rache! — Das ist Dein Vermächtniß, Lucie!

Sie trat hierauf an einen Tisch, öffnete ein geheimes Fach und übergab Lucien ein versiegeltes Packet.

„An Andreas Cornaro, Doge der Republik Venedig!" — las diese mit Erstaunen. — Was soll mir das?

Am Tage, nachdem ich erblaßt bin, — sprach Rosaura feierlich, — übergibst Du diesen Brief dem, an den er gerichtet ist. Er enthält das Geständniß meiner Schuld, die Anklage Foscari's und die Beweise wider ihn. Der Thor wähnte, ich werde seine echte Unter-

terschrift in den Rachen des Löwen werfen? Das Blatt, das er wirklich unterzeichnete, unter das er sein Wappen drückte, liegt bei diesen Briefen; ich schnitt das aufgedrückte Siegel fein heraus und klebte es auf ein anderes Blatt, wo ich seine Unterschrift nachahmte. Nach dem falschen Blatte, das zuverlässig Niemand zu prüfen gedacht hat, weil Foscari es anerkannte, wird Ludovico verurtheilt. Nach dem echten fällt Foscari! — Erkennst Du mich jetzt wieder?

Bei diesen Worten richtete sich Rosaura mit der Würde einer Königin empor, und das alte dunkle Feuer leuchtete in ihren Augen. — Lucie vermochte nichts, als ihr stumm zu Füßen zu sinken und das weinende Angesicht in ihren Schooß zu drücken. —

Ein Diener trat ein und brachte ein versiegeltes Blatt.

Rosaura erbrach es rasch, denn es war von Foscari. Sie las es, ihre Hände zitterten, der Busen wogte bebend, die Knie wankten. Lies, — sprach sie, — und reichte es Lucien hinüber.

Es war der Brief Foscari's, in welchem er ihr Ludovico's Verurtheilung für den Nachmittag ankündigte und sie aufforderte, sich in seiner Villa zu verbergen. Lucie schauderte zusammen, als sie las. — Sie hatte Ludovico tödtlich gehaßt, jetzt, da sie ihn verloren sah, drang ihr sein Schicksal in die Seele. Rosaura fühlte

wie sie; doch sie betrog die besseren Gefühle der Brust durch den starren Eigensinn, mit dem die Gedanken der Rache und der Selbstsühne sich gleich Vampyren darin festgesaugt hatten.

Also vor Sonnenuntergang! — sprach sie langsam. — Und ich kenne Foscari: er wird nicht lange ausbleiben, seinen Lohn zu fordern! — Mittag ist vorüber! Vielleicht sitzen sie eben jetzt zu Gericht; es ist Zeit, daß auch ich Gericht halte über mich! — Sieben Stunden braucht das Gift, sagte mir die Alte, dann schläfert es still betäubend zu starrem Tode ein. Ich darf die Mitternacht nicht überleben! — Verstohlen hatte die Unglückliche das Fläschchen an die Lippen gesetzt und rasch geleert. Lucie blickte zu ihr auf, sah die That, stieß einen Schrei des Entsetzens aus, fiel der Trinkenden in die Arme, riß ihr die Hand zurück — doch es war zu spät. Weinend umklammerte sie die Gebieterin, und rief unter erstickenden Thränen der Angst: Nein, es ist unmöglich! Mein Auge hat mir gelogen!

Was willst Du, — sprach Rosaura ernst, doch sanft; — jetzt ist mir wohl! Mißgönnst Du mir den Labetrunk? — Und so nahm sie sie stumm in die Arme und hielt sie als die treuste Freudin am Herzen. Plötzlich zuckte sie zusammen und trat wie erschreckt ei-

nen Schritt zurück. Die Alte! — rief sie erstaunt und deutete auf die Thür.

Wirklich stand Priscilla hinter der Glasthür, die nach dem Garten führte. Schon bei ihrem ersten Besuche hatte das unheimliche Wesen der Alten einen schauerlichen Eindruck auf Rosauren gemacht; ihre Erscheinung jetzt, in diesem entsetzlichen Augenblicke, als sey sie eben aus dem Boden gewachsen und trete als das schauerliche Gespenst der Vergeltung heran, um Rechenschaft zu fordern von den vollendeten Thaten des Frevels; — ihr Hinzutreten jetzt faßte Rosauren mit einem zwiefachen eiskalten Schauder an. Sie ließ Lucie los und blickte starr auf die Kommende, ohne Kraft und Muth zu der Frage zu gewinnen: Was willst Du? Priscilla aber pochte an die verschlossene Thür und winkte mit deutungsvollen Blicken und Geberden, daß man ihr öffnen möge. Lucie that es; Rosaura rief ihr hastig leise nach: Verschweige, was hier geschehen ist. — — Die Alte trat ein, verbeugte sich tief vor Rosaura, ergriff den Saum ihres Kleides, küßte ihn mit Demuth und sprach: Die heilige Jungfrau grüße Euch, gnädige Gräfin, und gebe Euch Glück und Segen!

Was wollt Ihr, — entgegnete Rosaura, halb zitternd, halb unwillig, — Habt Ihr etwas in meinem Hause vergessen, oder habe ich Euch nicht reichlich ge-

nug belohnt? Sprecht ſchnell, denn meine Augenblicke ſind gezählt!

Ihr habt mich Eures Standes würdig belohnt, denn Ihr ſchenktet wie die edelſte Dame von Venedig; man ſieht, Ihr ſeyd fürſtlich geboren! — ſagte die Alte demüthig.

Schweigt mit Eurer Thorheit. Sprecht, was Ihr wollt, oder wenn Ihr nichts wollt, — ſo geht!

Ei, ſchöne Signora, — erwiederte Priscilla mit bedeutſamem Lächeln, — Ihr ſolltet nicht ſo zornig ſeyn, denn wahrlich, ich bringe Euch gute und wichtige Zeitungen. Nur laßt mich doch zuvor wiſſen, tragt Ihr nicht ein kleines Muttermaal, nur zwei braune Fleckchen unter der linken Bruſt?

Wer hat Euch das geſagt? — rief Roſaura erſtaunt aus, und trat einen Schritt zurück.

O, ich weiß noch mehr von Euren verborgenen Schönheiten, — fuhr die Alte freudig fort: — Ich darf Euch nur das Ohrläppchen aufheben, um ein gleiches braunes Fleckchen zu entdecken, und wenn ich —

Iſt das wahr, Lucie, — fragte Roſaura erſtaunend, und blickte die Alte mit rollenden Augen an, da Lucie es bejahte.

Nun denn, wenn es wahr iſt, ſo iſt es auch genug, — ſprach Priscilla — und ich bin meiner Sache gewiß. Was gebt Ihr mir, Signora, wenn ich Euch

in drei Worten eine nichtsnutzige Mutter nehme und einen vornehmen Vater und einen edlen Bruder gebe? Daß ich Euch zur edelsten Dame in Venedig mache, will ich nicht einmal rechnen.

Weib, öffne Deine Lippen und foltere mich nicht, — sprach Rosaura ahnungsvoll grauend, — wisse aber, daß es mir gleich gilt, ob Du mir den Kaiser zum Vater gibst oder den ärmsten Bettler Venedigs. Denn kein Kaiser, kein Gott vermag es, mir nun noch zu helfen! Priscilla schüttelte das Haupt. Nicht zu helfen, — sprach sie für sich — was soll das bedeuten? — So hört denn, fuhr sie laut fort — Eure Duenna, die Ihr, wie ich weiß, für Eure Mutter haltet, ist nur die, die Euch in zarter Jugend geraubt hat. Eure Mutter war die Gräfin Berberigo; sie wurde frühzeitig Witwe, und ererbte für ihre beiden Kinder, einen Sohn und Euch, ein unermeßliches Vermögen. Dies lockte einen ehrgeizigen Nobile Venedigs zu einer Verbindung mit ihr. Kaum ein Jahr später fing sie an zu kränkeln, und es dauerte nicht lange, so starb sie hin. Bald darauf auch ihre beiden Kinder, — so hieß es!

Ich aber trug Sorge, daß der Wille des Vaters, der ihre reiche Erbschaft zu seiner ehrgeizigen Laufbahn benutzen wollte, nicht in Erfüllung ging. Die Kinder leben; die Tochter seyd Ihr; Bruder und Vater

ſind Euch wohl bekannt, denn ſie nennen ſich: Ludovico Terno und Marcheſe Foscari!

Allmächtiger Himmel! — rief Roſaura aus, als ſie dieſes Wort vernahm, und ſank, wie von zermalmenden Donnern des Gerichts getroffen, leblos in Luciens Arme.

Was bedeutet das? — fragte Priscilla erſchrocken, indem ſie hinzuſprang. Lucie konnte den Zuſtand ihrer Gebieterin freilich begreifen, doch wagte ſie nicht, der Alten Aufklärung darüber zu geben. Sie war daher nur beſchäftigt, Roſauren wieder zum Bewußtſeyn zu erwecken. Auch hierbei zeigte Priscilla ihre viel erfahrene Gewandtheit, und brachte mittelſt eines ſtärkenden Kräuteröls, das ſie bei ſich trug, und Roſauren ſogleich in Stirn und Schläfe einrieb, dieſelbe bald wieder zum Bewußtſeyn zurück. Iſt es wahr, oder habe ich geträumt, das ſagt mir auf der Stelle, — fragte ſie, als ſie die Augen aufſchlug; — iſt Ludovico mein Bruder und Foscari mein Vater?

Es iſt ſo, und ich kann es beweiſen! — erwiederte die Alte. — Es leben auch noch Zeugen in Venedig! —

Allwiſſender Lenker der Geſchicke! — rief Roſaura aus und warf ſich mit gen Himmel erhobenen Händen auf die Kniee, — Dank Dir, daß Du mich nur bis an den Rand des entſetzenvollen Abgrunds führteſt

Dank Dir, daß Du mir den Schleier vom Auge riſſeſt, bevor ich hinabſtürzte in die Tiefe ewiger Verdammniß! Was noch zu ſühnen möglich iſt, will ich mit raſcher That vollbringen. Nur ſo viel Augenblicke vergönne mir!

Priscilla und Lucie blickten ſie mit ehrfurchtsvollem Staunen an. Ihre eben noch ſo marmorbleiche Wange erglühte, ihr erloſchenes Auge flammte blitzend auf. Sie ſtand edel emporgerichtet, und jeder Blick war ein Gebot. Wir müſſen auf der Stelle nach Venedig, und Ihr begleitet mich, — befahl ſie. — Gib mir den Brief an den Dogen zurück, den ich Dir anvertraute. Ich ſelbſt will ihn überbringen, denn Ludovico muß gerettet ſeyn, oder Venedig ſoll in Flammen aufgehen.

Ihr wißt alſo auch — begann Priscilla.

Unſelige, ich weiß Alles, denn ich that Alles ſelbſt! — unterbrach Roſaura ihre Worte. — Folge mir jetzt! Und kannſt Du beweiſen, was Du behauptet, ſo will ich Dich mit Gold überſchütten!

So gebietend, ihrem mächtigen Willen Alles ſtumm unterwerfend, ſchritt ſie voran, zum Strande hinunter, und beſtieg dort mit Priscilla und Lucien eine Gondel, um nach Venedig überzuſchiffen und dem Dogen Alles zu entdecken.

Letztes Capitel.

Ludovico lag von Fieberschauern und düstern Grausen geschüttelt in der undurchdringlichen Nacht seines Gefängnisses. Kein Strahl des Lichtes drang zu ihm hinab, keinen Laut vernahm er, keine Thür, keinen Riegel hörte er klirren. Es war, als sey er in dem Bauche der Erde begraben. Wie viele Stunden er in dieser Gruft zugebracht, wußte er nicht; gleich anfänglich hatte ihm seine erste Betäubung die Berechnung aller Zeit geraubt, und dann verzehnfältigten Grauen und Qualen die Dauer der Secunden. Es wurde ihm keine Nahrung, kein Trunk gereicht, und doch fühlte er schon lange die Pein des Hungers und Durstes. — Die heimliche Botschaft Foscari's war ihm nicht zugekommen. Denn der Mohr Battista, obgleich er Kühnheit genug besaß, um jeden Frevel zu wagen, zitterte doch vor den Schrecken der Bleidächer und Schlan-

gengewölbe. Er wußte zu gut, daß ein Mitwisser der Geheimnisse der Staatsinquisition, wie gering es sey, doch das Schwert über seinem Haar aufhänge; deshalb hatte er nicht gewagt, den Befehl seines Herrn auszuführen, sondern war zu Pietro Eisenfaust gegangen, und hatte diesem funfzig Zechinen versprochen, wenn er dem Gefangenen den Zettel zustellen wolle. Pietro versprach es, um das Gold zu erhaschen, doch hielt er eben so wenig Wort, wie Battista, sondern entdeckte sich der alten Priscilla. So erfuhr diese, durch wen Ludovico verhaftet sey, und gab Biondinen durch den ins Fenster geworfenen Zettel Nachricht davon.

Während Biondina den unseligen Versuch der Rettung Ludovico's bei Foscari machte, war die Alte in der ganzen Stadt umhergeschlichen, um die Personen aufzusuchen, die ihr zum Beweise ihrer Aussage über Ludovico's und Rosaura's Geburt dienen konnten. — So kam die Stunde heran, wo der Rath der Zehn sich im Dogenpalaste versammelte.

Andreas Cornaro hatte einen schmerzlichen Antheil an Ludovico's Geschick genommen; er ahnte dunkel, ohne sich über die Gründe Rechenschaft ablegen zu können, daß hier irgend ein tief angelegtes Gewebe des Hasses oder der Rache im Spiele seyn dürfte, doch bei den Grundsätzen, nach welchen der Rath der Zehn die Si-

cherheit der Republik in Schutz nehmen zu müssen glaubte, sah er keine Rettung für den Angeklagten.

Die vierte Nachmittagsstunde schlug. Jetzt verversammelte sich der Rath der Zehn in seinem Sitzungssaale, und auch der Doge, der mit seiner Signoria das Recht hat, demselben beizuwohnen, warf sich daher in seinen Ornat und begab sich dahin.

Bis zu dieser Zeit hatte Ludovico seit dem gestrigen Abende im Gefängnisse geschmachtet, allen Schrecken der Gegenwart und der unbestimmten Zukunft Preis gegeben. Da hörte er in der Ferne einen Riegel klirren. Nach der langen Grabesstille klang ihm dieser schauerliche Laut wie süße Musik. Dumpfe Schritte kamen näher; der Schall derselben verstummte vor seinem Gefängnisse. Schwere Schlüssel drehten sich im Schlosse, die Thür wurde geöffnet, zwei Vermummte, deren einer eine trüb brennende Lampe trug, traten ein. Ohne eine Sylbe zu sprechen, schlossen sie ihn von dem Boden los, an den er gekettet war, rissen ihn rauh empor, nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn mit sich fort. Die Hände wurden ihn auf den Rücken geschlossen; seine Begleiter verharrten stumm wie zuvor. Mühsamen Schrittes schleppte sich Ludovico fort; er wußte kaum, ob er der Furcht oder der Hoffnung entgegengehe, doch regte sich die letztere mehr, denn gegen die schauerliche Qual seines Kerkers erschien ihm jetzt

ſelbſt die Folterkammer eine Erlöſung. Dort durfte er doch hoffen, von den wilden, zuckenden Schmerzen betäubt oder getödtet zu werden; hier blieb das Geſpenſt des Bewußtſeins ſeines Zuſtandes unbeweglich vor ihm ſitzen und ſenkte das Eis des Grauens langſam in ſeine Bruſt. Durch lange Gänge führte der Weg, wie es ſchien, in unterirdiſchen Räumen hin; dann ſtieg es aufwärts in nicht ſteilen, langſamen Windungen. Verſchloſſene Thüren, Treppen, lange Corridors folgten auf einander. Endlich erreichte man einen freieren Bogengang, an deſſen Ende eine Lampe brannte. Auf dieſe führten Ludovico's Begleiter ihn zu; zwei Flügelthüren öffneten ſich, und er ſtand in einem hochgewölbten, von Fackeln düſter erleuchteten Saale, deſſen Wände ringsumher ſchwarz behangen waren, und an deſſen Ende zehn Männer in ſchwarzen Mänteln und Larven an einer Tafel ſaßen. Der Saal glich dem, in welchen Ludovico geſtern geführt worden war, es war aber dennoch nicht derſelbe. Ein Blick auf dieſe Verſammlung belehrte ihn, daß er vor dem Rathe der Zehn ſtehe, von deſſen furchtbarer Gewalt und Strenge jeder Venetianer nur mit ſcheuem Zittern ſprach: Mein Tod iſt beſchloſſen, dachte Ludovico; ich werde mich nicht retten; ſo will ich wenigſtens würdig ſterben.

Er wurde bis wenige Schritte vor den Tiſch geführt; dort verließen ihn ſeine beiden Begleiter und traten in

den Hintergrund zurück. Das tiefste Schweigen herrschte im Saale. Jetzt öffnete sich eine Flügelthür hinter der Tafel, Ludovico gegenüber. Bei Fackelschein trat der Doge im Ornate, begleitet von seinen sechs Räthen, ein. Andreas Cornaro heftete einen Blick der Trauer und des Mitleids auf Ludovico; dieses erste Menschenantlitz, welches Ludovico erblickte, und das Theil an ihm zu nehmen schien, lächelte ihm wie ein Sonnenstrahl, der in ein Grabgewölbe fällt. Er fühlte sich erquickt, ermuthigt, getröstet.

Stumm nahm der Doge in der Mitte der Tafel Platz. Ihm zu beiden Seiten saßen, der Länge nach, je fünf der Vermummten; die sechs Räthe der Signoria, als solche durch ihre rothe Amtstracht kenntlich, auch nicht verlarvt, nahmen zu je dreien getheilt, das obere und untere Ende der Tafel ein.

Das Verhör begann wie gestern. Einer der vermummten Richter legte Ludovico die erste Frage vor: Heißest Du Ludovico Terno? — In dem Augenblicke aber, wo er antworten wollte, ertönte ganz in der Nähe ein Kanonenschuß, daß das Gebäude erzitterte und die Fenster klirrten.

Was ist das? — fragte der Doge, und alle fuhren von ihren Sitzen auf. Ludovico schwebte zwischen Furcht und Hoffnung; zu begreifen vermochte er es zwar nicht, dennoch war es ihm zu Sinn, als könnte dieser Schuß

ein Signal zu ſeiner Befreiung ſeyn. — Indeſſen war der Doge der Seitenwand des Saales zugeeilt, ergriff eine an einer Schnur herabhängende Quaſte, zog daran, die ſchwarzen Vorhänge flogen zurück, ein hohes Bogenfenſter wurde ſichtbar, und das volle blendende Licht des Tages drang in den Saal. Als dringe ein rettender Gott auf den Wellen des Lichtſtroms ein, und ſtelle ſich beſchirmend vor Ludovico, ſo erhob ſich dieſem der Muth in der Bruſt, als er plötzlich die grauſenvolle Scene der Nacht in den leuchtenden klaren Tag verwandelt ſah. Das blaue Meer lag glänzend vor ihm, er ſah eine majeſtätiſche Galeere auf den Wellen liegen, und an dem ziehenden Rauche erkannte er, daß von dieſer der Schuß gefallen ſeyn mußte. Unwillkürlich trat er dem Fenſter, als ſey es eine Rettungspforte, durch die er flüchten könne, einige Schritte näher. Da ſah er eine Barke auf den Wellen, die ein Mädchen in weißem Gewande mit raſchem Ruderſchlage dem Ufer näher trieb. Sein ahnendes Herz ſchlug hoch auf; wie ein Blitzſtrahl durchzuckte ihn der Gedanke: Es iſt Biondina! Sie wird Deine Retterin! Der Engel der Liebe naht auf glänzendem Fittig und entreißt Dich dem finſteren Engel des Todes, der ſchon die ſchwarzen Flügel über Dich gebreitet hat!

Beim höchſten Gott, das iſt kühn! — rief Cornaro aus, indem er die Gondel erblickte: — dieſes Mäd-

chen trotzt dem Warnungsschusse der Galeere und wagt es, hier zu landen! Die Unglückliche stürzt sich ins Verderben!

Ludovico bebte, als er diese Worte hörte! Seine Seele sandte ein beflügeltes Gebet für Biondina zum Himmel.

Indessen waren die Richter sämmtlich den Fenstern des Saales zugeeilt und hatten noch mehrere Vorhänge aufgezogen, um das seltsame Schauspiel zu beobachten. Nur das eine Fenster, wo der Doge stand, blieb fast ganz frei, so daß Ludovico, obgleich er sich scheute, dicht hinzuzutreten, damit man ihn nicht ganz entferne, doch die Barke im Auge behielt. Pfeilschnell theilte sie die Wellen; aber noch schneller folgte ihr jetzt ein Boot mit sechs Ruderern, welche die Galeere ausgesetzt hatte.

Es war wirklich Biondina. Durch den Sprung aus Foscari's Palast in den Canal hinab hatte sie sich aus seiner Gewalt gerettet; die Schiffer, welche sie aufnahmen, brachten sie ans jenseitige Ufer. Sie eilte halb betäubt ihrer Wohnung zu. Da begegnete sie dem wilden Pietro Eisenfaust, und dieser gab ihr, von der Alles auskundschaftenden Priscilla beauftragt, die Nachricht, daß um vier Uhr Ludovico's Urtheil gesprochen werden solle. Die einzige Hoffnung stehe auf der Gnade des Dogen, wenn dieser Aufschub des Urtheils bewir-

ken wolle. Jetzt dachte Biondina auf nichts Anderes, als sich dem Dogen zu Füßen zu werfen. Sie eilte nach dem Dogenpalaste; doch die von dem Böses muthmaßenden Foscari angewiesenen Wachtposten verwehrten ihr den Eingang. Sie rang die Hände, warf sich ihnen zu Füßen, vergeblich! Da zeigte ihr Pietro, denn selbst diesem Verbrecher rührte ihr Jammer das Herz, die Möglichkeit in den Palast zu dringen, wenn sie es wage, mit einer kleinen Gondel der wachhabenden Galeere zu trotzen, und unter der Seufzerbrücke, hinter dem Palaste hindurch, den kleinen Canal zu gewinnen, von dem ein Aufgang nach dem innern Hofe des Palastes führte. Dies Wagstück unternahm Biondina. Ein Kanonschuß der Galeere warnte sie; sie ruderte unerschüttert vorwärts, da sandte man ihr das in Bereitschaft gehaltene Galeerenbot nach. Es hatte die dreifache Schnelligkeit ihrer Gondel, doch ihr Vorsprung war groß. Die Soldaten riefen ihr zu; sie hörte nicht. Da legten sie auf sie an, gaben Feuer. Vier Schüsse krachten; die Kugeln sausten dicht an Biondinens Ohr vorbei, doch sie selbst war unverletzt. Allein eine Kugel hatte ihr Ruder getroffen, und so wurde ihr dieses mit einem heftigen Schlage aus der Hand geschleudert. Jetzt konnte nichts mehr retten, als daß sie sich selbst ins Meer warf. Eine geübte Schwimmerin, wie sie war, schreckte sie die Tiefe der

See nicht. Sie ſtürzte ſich in die Fluth und theilte mit ihren Armen die Wellen.

Dieſen Augenblick ſah Ludovico noch, und jetzt war ſie auch ſchon ſo nahe gekommen, daß er ſie wirklich erkannt hatte Alle Anweſende waren von dem Schauſpiele ergriffen, und fühlten, daß es etwas Außerordentliches bedeuten mußte. Zumal aber war der Doge erſchüttert. Heiliger Gott! — rief er aus, — ſoll ich meinen Augen trauen! — Mit dieſen Worten zog er eine Glocke, und befahl den herbeiſpringenden verhüllten Dienern, auf der Stelle Sorge zu tragen, daß das Mädchen glücklich ans Ufer geſchafft und heraufgeführt werde. Zugleich öffnete er raſch das Fenſter und winkte mit ſeinem Tuche hinaus, daß die Soldaten auf dem Galeerenboote nicht weiter feuerten oder verfolgten.

Senatoren Venedigs! Ihr ehrt meinen Namen, Ihr wißt, was ich für die Republik gethan, — ſprach er, zu den Richtern umgewandt. — Hört jetzt Cornaro's Bitte: Gebietet dem Gerichte Stillſtand, bis ich dieſes Mädchen geſprochen!

Mit dieſen Worten eilte er hinaus.

Der Wunſch des Dogen werde gehört, — ſprach der älteſte der verlarvten Richter; — doch ſchließt die Vorhänge wieder, daß das Licht des Tages nicht länger in den Saal des Todesgerichts dringe, und nehmet ſchweigend Eure Plätze ein.

Es geschah. — Die vorige Grabesstille ringsumher. Doch Ludovico's Pulse flogen; die Seligkeit der Rettung war jetzt so nahe an die Schrecken des Verderbens gerückt, daß ihre schnellen Fittige sich in derselben Secunde berührten, nur der Gedanke an solch einen Wechsel der Geschicke hätte das welkabsterbende Herz eines Greises in stürmischen Flug gebracht, wie viel mehr die Wirklichkeit das des lebenskräftigen, liebeglühenden und brausenden Jünglings. Die Pulsschläge wurden zu Ewigkeiten. Es dünkte ihn, die Zeit stehe stille, und ihr brausender Sturmfittig hänge zerschmettert herab. —

Endlich öffnete sich die Pforte wieder und der Doge trat ein, Biondina am Arme, ja im Arme haltend, deren thränenschwimmendes Auge mit Liebe an seinem Haupte hing. Ludovico war seiner nicht mehr Herr. Biondina! — rief er, und wollte die Arme ausbreiten, doch die eherne Fessel hemmte seine Kraft. — Biondina, kommst Du, mich zu retten?

Sie that einen Ruf der Freude und wollte ihm an die Brust eilen, doch der Doge hielt sie sanft, aber fest zurück und sprach: Noch bezwinge Dich, meine Tochter, noch ist er nicht Dein! — Wohl bringt sie Dir Rettung, wenn Du schuldlos bist, — fuhr er gegen Ludovico und die Richter gewendet fort. — Ihr Edlen Venedigs, Richter des Raths der Zehn, Euer Doge,

Andreas Cornaro, führt dieſe Jungfrau als Zeugin und Klägerin in den Saal. Sie iſt meine Tochter! — Alle drückten ihr Erſtaunen aus. — Ja, meine Tochter, die Frucht einer jugendlichen Verbindung, die zwar der Leichtſinn der Jugend knüpfte, nicht aber zerriß, wie ein dunkel verwebtes Geſchick mich ſcheinbar anklagte. Ich erkannte dieſe Jungfrau an der Aehnlichkeit mit ihrer Mutter. Wenige Fragen nach ihrem Schickſale gaben mir Gewißheit. Jetzt aber führe ich ſie in Eure ſtrenge Mitte, und bei der Heiligkeit des Vatergefühls beſchwöre ich Euch, vernehmt ihr Zeugniß und hört die Anklage, die ſie durch meinen Mund ausſpricht. Sie betheuerte die Schuldloſigkeit Ludovico Terno's, und behauptet, Marcheſe Foscari habe ihn fälſchlich angeklagt, um Rache zu üben weil der Jüngling vor drei Nächten ihn mit dem Schwerte in der Hand hinderte, eine Schandthat zu vollführen, eine Schandthat, bei der mein väterliches Herz ſich empört. Denn dieſe holde Blüthe, dieſe vom gütigen Lenker der Dinge mir aufgeſparte Freude meines Alters, wollte der Frevler raubend entführen, zur Sättigung wilder Luſt.

Ein dumpfes Murmeln entſtand im Saale. Selbſt die eherne Bruſt der Blutrichter der Inquiſition, denen nie der Schrei des Jammers, den die Folterqual erpreßte, das Herz erſchüttert hatte, ſelbſt dieſe war bewegt durch eine ſolche Wendung der Schickſale und

durch den holden Reiz des heldenmüthigen Mädchens, das aus Liebe und Dankbarkeit so namenlose That wagte.

Noch mehr, — fuhr der Doge fort, — durch geheimnißvollen Wink belehrt, behauptet diese meine Tochter, jener angeklagte Jüngling sey der Sohn Foscari's.

Ha! — rief hier die Stimme eines Vermummten, und der Laut verrieth Foscari selbst.

Die erste Beschuldigung wird sie durch Zeugen erweisen, Bereits gab ich selbst Befehl zur Verhaftung seines Helfers. — Die zweite Anklage ruht noch im Dunkel; einstweilen trägt aber meine Tochter darauf an, den würdigen Pater Benedetto zu vernehmen, dessen Rath sie geleitet hat. Auch zweifle ich nicht, daß, wenn ich in Venedig nachforschen lasse, diejenigen, welche den geheimnißvollen Wink gaben, aus ihrer Verborgenheit hervortreten werden. Denn daß Marchese Foscari sein unermeßliches, selbst der Republik gefährliches Vermögen nur durch den unbegreiflich plötzlichen Tod seiner Gemahlin Agnese Berberigo und ihrer beiden Kinder erster Ehe, welche ihre Erben waren, erwarb, das ist uns allen noch erinnerlich. Wenn nun diese Kinder noch am Leben wären? — Darum erbitte ich von dem Gerichte drei Tage Aufschub seines Spru-

ches, und verbürge mich mit meinem Haupte in dieser Zeit für den Angeklagten!

Ludovico hatte bis dahin mit dem unaussprechlichen Gefühl der höchsten Spannung aller Kräfte seines Herzens zugehört. Jetzt sank er in die Kniee und erhob, da er seine gefesselten Hände nicht zu regen vermochte, den Blick gen Himmel und rief: Dank Dir, Allgütiger, Deine Hand war über mir im Dunkel des Abgrundes, und Du rettest mich aus den Tiefen der Hölle! — Dann begegnete sein Auge dem Biondinens, die, sanft und schüchtern an ihren Vater geschmiegt, mit dem Blicke seliger Liebe zu ihm hinüberschaute.

Wir wollen stimmen über die Forderung Andrea Cornaro's, des Dogen der Republik Venedig; — sprach der älteste Richter, und alle erhoben sich von ihren Stühlen; nur Foscari blieb trotzig sitzen.

Ein donnernder Schlag an die Thür, das Zeichen, daß ein Diener des Gerichts Einlaß begehre, unterbrach die Stille. Es wurde geöffnet, und ein vermummter Bote trat ein. Er überbrachte dem Dogen ein Schreiben mit den Worten: Gnädigster Herr, diesen Brief überbrachte eine fürstliche edle Frau nebst zwei Begleiterinnen. Sie schwur bei San Marco, das Schreiben sey von äußerster Wichtigkeit für Euch und für Venedig, und drohte mit der Anklage auf Hochverrath, wenn wir eine Minute säumten, es Euch zu übergeben.

Auch begehrt sie, mit ihren Begleiterinnen vor Euch gelassen zu werden.

Der Doge erbrach den Brief. Es war Rosaura's Anklage gegen Foscari. Kaum hatte er sie durchflogen, als er ausrief: Senatoren der Republik! Die Unschuld dieses Angeklagten ist erwiesen! Dort, jenen verhaftet, ich selbst trete jetzt als sein Ankläger auf. Diener des Raths der Zehn! Im Namen der Republik: Verhaftet den Marchese Foscari!

Wild sprang dieser mit den Worten auf: Wer wagt es, einen Staatsinquisitor zu verhaften?

Wir! -- ertönten zwei Stimmen zu gleicher Zeit. Es waren die seiner beiden Genossen in dem furchtbaren Amte. Wir, auf das Wort des Dogen der Republik, — fuhr der Rothgekleidete der beiden Aufgestandenen fort, der zu den Räthen des Dogen gehörte, — wir wagen es. Kraft unseres Amtes wählen wir Zwei einen Dritten, um dann Recht über Euch zu sprechen!

Foscari knirschte vor Zorn.

Der Doge legte beiden Inquisitoren sogleich die Beweise, welche Rosaura eingesandt hatte, vor, die echte Unterschrift Foscari's und die Anzeige, daß auf der Anklage das Siegel derselben nicht aufgedrückt, sondern nur aufgeklebt sey.

Das Blatt wurde geholt und die Angabe richtig er-

funden. — Sofort waren auf einen Wink der beiden Inquisitoren zwei Vermummte an Foscari's Seite und führten ihn von seinem Richtersitze auf den Platz der Angeklagten, wo Ludovico stand.

Der Doge trug jetzt darauf an, die Anklägerin einführen zu dürfen. Es geschah. Rosaura trat, bleichen Angesichts, doch mit königlicher Haltung, gefolgt von Lucien und der alten Priscilla, ein.

Richter Venedigs, — sprach sie mit Hoheit, — ich trete vor Euer gefürchtetes Gericht, ohne zu zittern, denn ich habe keine sterbliche Macht mehr zu fürchten. Binnen wenigen Stunden stehe ich vor dem Richter vor dem auch Ihr erzittert. Darum schenkt meinen Worten Glauben. Dieser Jüngling ist unschuldig wie das reine Licht der Sterne. Ich ward seine Anklägerin aus blinder Rachsucht getäuschten Liebeswahns. Doch vernehmt zuerst, was diese Euch zu verkünden hat. — Sie deutete auf Priscilla, — welche vortrat und sprach:

„Ich behaupte und beschwöre, jener Jüngling und diese edle Donna sind die Kinder der Gräfin Agnese Berberigo, der Gemahlin des Marchese Foscari. Mir übergab er sie — zur Vergiftung. Ich wußte, daß sie durch andere Hand umkommen würden, wenn ich mich weigerte, darum gab ich ihnen einen Schlaftrunk, daß sie todt schienen. Heimlich aber ließ ich sie auf-

erziehen. Ich kann meine Behauptung beweiſen. Zuerſt mögt Ihr die beiden kleinen Särge in der Familiengruft der Foscari öffnen; ſie ſind leer. Keine Spur von menſchlichem Gebein findet ſich darin, wohl aber in jedem eine Haarlocke von dem Haupte der Kinder. Dann befragt den heiligen Pater Benedetto, dem ich die That in der Beichte geſtanden. Ich entbinde ihn von dem Eide, der ſeine Zunge feſſelt; er mag zeugen. Endlich lebt noch die Wehmutter, die der Gräfin bei der Geburt beider Kinder beiſtand, und die alte Wärterin derſelben. Beide werden ſie die Kinder an den Malen, die ich angeben kann, erkennen!

Es herrſchte Grabesſtille ringsumher. Foscari ſtampfte dumpf mit dem Fuße auf.

Jetzt trat auch Roſaura wieder vor. Ihr wißt nun, Richter Venedigs, daß ich die Schweſter des Angeklagten, die Tochter des Anklägers bin. Warum ich jenen Jüngling Eurer Rache überliefern wollte, das bleibt mein Geheimniß. Es ſtirbt mit mir in wenigen Stunden. Den unnatürlichen Vater aber mußte ich jetzt anklagen, um den edlen, unſchuldigen Bruder zu retten! Nun richtet!

Der älteſte der Richter ſtand wiederum auf und ſprach: Löſet Ludovico Terno's Feſſeln. Feſſelt Foscari. Er iſt den drei Staatsinquiſitoren zum Gericht übergeben.

Dem Teufel, aber nicht Euch, — schnaubte Foscari, und in demselben Augenblicke zuckte ein Dolch in seiner Hand, mit dem er sich das Herz durchstieß. Ohne einen Laut sank er entseelt zu Boden.

Ein Schauer zitterte in jeder Brust bei dem Falle des Frevlers. Auf einen Wink des Aeltesten wurde er hinausgetragen. Richter des Raths der Zehn, — begann er — werft Eure Kugeln in die Schale, ob dieser Angeklagte freizusprechen ist.

Es geschah. Man fand keine schwarze Kugel in der Urne.

Fort, Unglücklicher! Du hast hier nichts zu thun! rief der Aelteste Ludovico finster an. Zittere, wenn Dich unser Auge je wieder hier erblickt!

In den Gemächern des Dogen fanden sich wenige Augenblicke nachher Ludovico, Biondina, Rosaura, Priscilla und Lucie beisammen. Rosaura war die letzte, die bleich und schwankend, auf Lucie und Priscilla gestützt, eintrat.

Stumm sank sie an Ludovico's Herz, der sich aus den Armen Biondina's zu ihr wandte. Bruder, kannst Du mir vergeben? — sprach sie endlich mit hinsterben-

der Stimme: — Ich gehe hinüber! Laß mich nicht mit Deinem Zürnen belastet vor den Ewigen treten.

Dir vergeben? Nur vergeben? Vergissest Du denn, Schwester, wie schwer ich gegen Dich gefehlt? Du, vergib mir! — Doch sprich, wie deute ich Deine Worte? Was hast Du Fürchterliches gethan? O, rede, Schwester!

Das Gift, — sprach sie schwach aber entschieden, — welches Dich verderben sollte, richtet meine Schuld. Ich hatte getheilt. Es reichte hin für zwei. Um Mitternacht trete ich vor den Richter jenseit der Gestirne!

Gnadenreicher Gott! So soll ich denn Vater und Schwester nur gefunden haben, um Beide hier und dort ewig zu verlieren?

Hier — ja. Dort? — Gott wird barmherzig seyn!

Nicht gegen die Selbstmörderin! — rief Ludovico und rang die Hände.

Jetzt trat Priscilla, die bisher aufmerksam gehorcht hatte, näher und sprach: Signora! Habt Ihr von dem Gifte getrunken, das ich Euch verkaufte?

Sie nickte stumm.

Dank allen Heiligen! — rief die Alte aus, — so seyd Ihr gerettet! Es ist nur ein starker Schlaftrunk. Da ich schon vermuthete, mit wem ich zu thun hatte, wollte ich Euch nicht die Mittel in die Hand geben, die Euch vielleicht gereut hätten, wenn Ihr das Geheimniß

Eurer Geburt erfuhret. O, die alte Priscilla ist schlau und vorsichtig!

Mit einem Ausrufe der Freude drückte Ludovico die gerettete Schwester an seine Brust; sie zerfloß in Thränen, die schmerzlich süßesten, die ihr Auge je geweint. Allgütiger, — sprach sie endlich, indem sie, in Ludovico's Arm ruhend, das Auge andächtig gen Himmel erhob, — Deine Wege sind unerforschlich, Deine Gnade unerschöpflich! Also auch noch Zeit zu Reue und Buße willst Du mir geben? — Nun wohl denn, Du sollst eine zerknirschte Büßerin finden. — Ich wollte aus dieser irdischen Welt scheiden. Ich will es noch. Aber nicht der Schleier des Todes, sondern der klösterliche verhülle mir die Erde! Dich, — so wandte sie sich zu Biondinen und nahm sie in ihre Arme, — Dich, Du holde, reine Tochter der Natur, will ich noch mit dem Brautschleier für den Bruder schmücken: dann decke der Nonnenschleier mein Antlitz auf ewig, und verberge meine schwere Schuld, bis ich sie reuig in Thränen und Gebeten abgebüßt!

Und sie erfüllte ihren Vorsatz. Dem Feste, das Biondina und Ludovico vereinte, wohnte sie noch bei, und war die Brautführerin für den Bruder. — Dann nahm

ſie Abſchied von Beiden, und barg den Glanz ihrer Schönheit, ihren reichen hohen Geiſt in die dunkle Stille klöſterlicher Mauern.

Doch ſchon, als der nächſte Lenz keimte, und alle Blüthen zum himmliſchen Lichte drängten, brach auch die Sehnſucht ihrer Seele durch die Feſſeln des Körpers. Der ewige Vater ſandte ihr den ſanften Engel der Erlöſung; ſie entſchlief; und der Friede des Jenſeits, der ſchon in ihrer Bruſt wohnte, lächelte auf den Lippen und in dem verklärten Auge der Sterbenden.

Digitized by Google

Drei Tage an den Ufern des Orinoko.

(Skizzirte Erzählung, frei nach dem Engliſchen)

Digitized by Google

Das weltgeschichtliche Schauspiel, welches sich im Jahre 1789 in Paris zu entwickeln begann, sich aber bald ganz Europa zur Schaubühne machte, hatte einen jungen Schotten, Namens William, nach den Ufern der Seine gelockt. Er war reich, ohne Verwandte oder Freunde zu haben, denn er stammte nicht aus einer gesetzlichen Ehe, sondern war der Sohn eines englischen Lords und eines armen, verführten schottischen Mädchens, das sich nach ihrem Fehltritt mit tiefster Reue und Beschämung in ländliche Einsamkeit zurückzog, wo sie von einem spärlichen Jahrgehalte lebte, den ihr der Verführer ihrer Jugend ausgesetzt hatte. Hier beschäftigte sie sich nur mit der Erziehung ihres Sohnes, wobei ihr ein alter Geistlicher treu und hülfreich zur Seite stand, der früher als Missionär in Ost- und Westindien gewesen war, und daher trotz seines friedlichen

Standes und seiner stillen religiösen Richtung, die Welt auch in ihrem äußerlichen Treiben vielfach kennen gelernt, und sich in Thaten versucht hatte. Auf eine solche Weise war William eben so zu einem innerlich tiefen, als äußerlich thatkräftigen und gewandten Jüngling herangereift. Ein glücklicher Zufall verschaffte ihm in seinem zwanzigsten Jahre einen kleinen Dienst als Forstaufseher, der ihn in den Stand setzte, seine nunmehr alternde Mutter zu unterstützen. Allein er sollte diese nicht lange genießen, denn sie starb einige Jahre später, und sein alter Freund, der Geistliche, folgte ihr wenige Monden darauf nach. Jetzo mußte sich William durchaus verlassen fühlen, und des sonst so heitern, lebenskräftigen Jünglings fing eine düstere Schwermuth an sich zu bemächtigen. Gewiß waren es auch noch andere Triebe, die sich in seinem Herzen regten; er fühlte, daß er nicht allein bleiben solle auf der Welt, aber seine dürftigen Umgebungen boten nichts dar, was in dieser Hinsicht auch nur entfernt den Träumen und Hoffnungen seiner Seele hätte entsprechen können. Da ereignete sich ein Fall, der ihm plötzlich den Weg zu tausend neuen Hoffnungen und Versuchen öffnete. Sein Vater starb und hatte in einem Anfall von Reue die schwere Schuld gegen den Sohn, welchen er das ganze Leben hindurch verlassen hatte, gut zu machen gesucht, indem er ihm einen beträchtlichen Theil seines Vermögens vermachte.

Dies setzte William in den Stand, seinen Dienst aufzugeben und sich aufzumachen in die Welt, die er nur durch Erzählungen seines Lehrers kannte, und die so wenig sie ihm ein trügerisches Bild von dem Glücke, welches er daselbst zu finden hoffen dürfte, vorgespiegelt hatten, doch wenigstens seiner Neu- und Wißbegier und manchen andern äußerlichen Wünschen Befriedigung versprachen. Er ging zuerst nach London, wo ihn jedoch trotz allen Wundern dieser Weltstadt die gänzliche Sittenverderbniß der männlichen Jugend, mit der er als Einzelner, Unabhängiger in Berührung kam, so anwiderte, daß er nach sechs Monaten diese Stadt wieder verließ, und eine Reise durch Frankreich und Italien machte, Länder, die ihn schon in seiner Jugend lebhaft anzogen und deren Sprache er auch von seinem Lehrer erlernt hatte. In Rom machte er die Bekanntschaft eines jungen französischen Vicomte, Alfred, der sich vor den meisten seines Standes in jener Zeit sehr vortheilhaft auszeichnete. Eben hatten die Bewegungen des Jahres 1789 begonnen, und der junge Alfred ergriff diese neue Richtung seines Vaterlandes mit dem glühendsten Enthusiasmus. So wurde auch William lebhaft dafür in Anspruch genommen, und da mit jedem Posttage das Interesse der Kämpfe wuchs, da Mirabeau's Wort mit jedem Tage mächtiger erschallte, da der Boden des entferntesten Europa's zu zittern begann,

wenn seine Stimme auf der Rednerbühne ertönte: konnten es die beiden Jünglinge nicht mehr ertragen, so entfernte Zuschauer dieser gewaltigen Ereignisse zu sein. Sie eilten nach Paris, Alfred um thätigen Antheil an den Angelegenheiten seines Vaterlandes zu nehmen, William um sich mitten in das brausende Treiben dieses großartigen Schauspiels zu werfen. — Wir haben hier nicht die Absicht, auf dasjenige näher einzugehn, womit die Ereignisse dieser Tage, deren Wendungen sich jeder anders vorstellte, so viele Hoffnungen und Erwartungen täuschten oder überflügelten. Genug, die Monden, die Jahre verschwanden, und mit Ihnen in Williams Brust täglich mehr die Hoffnung, daß er hier ein Zeuge erhebender und veredelnder Begebenheiten werden könne. Die Sonne des Lichts war in einen Blutstrom untergetaucht, und leuchtete bald als die Fackel der Furien. Die hohe Gestalt der Freiheit wurde von dem Ungeheuer der Willkühr verschlungen, das sich mit tausend Krallen in den Busen der Menschheit einwühlte und die Rachen des tausendfachen Hauptes gegen alles Große und Würdige öffnete, um es mit seinem blutigen Giftschaum zu besudeln. — Schon längst wäre William in seine heimathlichen Berge zurückgekehrt, wenn ihn nicht ein anderes Band mit süßschmerzlicher Fessel gehemmt hätte; es war die Liebe zu Alfreds Schwester Estelle, einem reizenden

jungen Weſen, welche erſt ſeit einem Jahre aus dem Kloſter, wo ſie erzogen worden, in das elterliche Haus zurückgekehrt war. Auch ſie theilte dieſe Neigung, obgleich ſie ſie mit jungfräulicher Scheu in der Tiefe ihres Herzens verborgen hielt, wie eine Lilie die köſtliche Thauperle im innerſten Kelch bewahrt. William hatte ſeine Leidenſchaft nur ſeinem Freunde Alfred vertraut; der dieſes Verhältniß von ganzer Seele begünſtigte; allein ſo wenig die Zeit geeignet war, Vorurtheile geltend zu machen, die zehn Jahre früher ganz unüberwindlich erſchienen ſein würden, ſo hatte Alfred's Vater gerade in der Auflehnung gegen die Richtung der Zeit eine Stellung zu nehmen geſucht, und er, der ſonſt milde, verſöhnend, Vorurtheile gegen Wahrheiten aufopfernd geweſen war, und dieſe Grundſätze ſeinen Kindern eingeflößt hatte, verhärtete ſich jetzt im ſtarren Widerſtande, weil die Zeit jede billige Forderung weit überſchritt. So hatte er denn auch mit Beziehung auf William mehrfach geäußert, er werde jetzt, wo man alles Ehrwürdige und Alte beſudle, nie in eine andere Verbindung ſeiner Tochter willigen, als in die mit einem Manne vom reinſten, unbefleckteſten Adel. Indeſſen wuchſen die Ereigniſſe der Revolution mit jedem Tage gewaltiger empor; zwar ſahen Millionen mit Schaudern, wohin ſie führten, indeſſen ſchöpfte William doch für ſein eigenes Glück Hoffnungen daraus. Endlich war das

Haupt des Königs gefallen. Bis dahin hatte der Vicomte, wie viele Gefahren ihn auch, obwohl er sich von jeder thätigen Theilnahme an den Welthändeln zurückhielt, bedrohten, durchaus Frankreich nicht verlassen wollen, obgleich William in ihn drang, eine Zuflucht in England aufzusuchen. Jetzt wollte er auswandern, denn es gab keinen König mehr, dem er seine Treue widmen konnte. Allein es war zu spät, die Gefahren zu groß. Dennoch wollte er versuchen, in einer Verkleidung zu entkommen, da es ihm gelungen war, durch einen Freund einen großen Theil seines Vermögens nach Amerika zu schaffen. William wußte durch Alfred um die Flucht. Er war in der höchsten Angst, denn in dieser Nacht mußte es sich entscheiden, ob Estella die Seinige werden könne. Er beschloß mit ihr und dann mit dem Vater zu sprechen. Alfred veranstaltete die Zusammenkunft. Estelle war schon in der Verkleidung als Savoyardin, in welcher sie flüchten sollte. „Ach, daß sie wäre was sie scheint, ein armes, hülfloses Kind der Berge," dachte William, als er das reizende Mädchen sah. „Sie kommen um Abschied zu nehmen?" fragte sie mit beklemmter Stimme, und eine Thräne glänzte in ihrem Auge. William ergriff ihre Hand, preßte sie an die Lippen und sprach mit einem entschiedenen Wort: „Nein, nicht ein Verhältniß zu trennen komme ich, sondern eins für ewig zu knüpfen,

wenn Estelle sich entschließen kann, mir diese Hand zu lassen." — Sie zitterte und schwieg, aber ließ ihm die Hand; er drückte sie, sie erwiederte den Druck schüchtern aber innig. Er wollte sie an sein Herz ziehen, da neigte sie sich hinweg und sprach unter Thränen: „nur wenn mein Vater es gestattet!" In diesem Augenblick trat der Vicomte ein; ein Blick sagte ihm was geschehen sei, er kam William's Worten zuvor: „Ich achte Sie, ja ich liebe Sie," sprach er; „allein höher achte ich das Heiligthum ererbter Ehre, würdiger Gesetze. Vielleicht hätte mein freier Wille sich ein Abweichen erlaubt. Jetzt, da man uns alles abtrotzen will, kann ich den schimpflichen Verdacht, unwürdiger Gewalt zu weichen, nicht auf mich laden. Leben Sie wohl, und hegen Sie Freundschaft für uns, so bitten Sie den Himmel, daß er unsere Flucht beschirme." Der Vicomte sprach diese Worte so ohne Leidenschaft, so als das bestimmte Resultat des reiflichsten Beschlusses, daß die Hoffnung, seinen Sinn zu wenden, vergeblich erschien. Estelle war an das Herz ihres Bruders gesunken und verbarg ihr bleiches, in Thränen überströmendes Antlitz an seiner Brust. Der erschütterte Vicomte verließ das Gemach; William blickte finster zur Erde, als starre er allen schönen Bildern der Hoffnung nach, welche plötzlich ein unermeßlicher Abgrund vor ihm verschlungen hatte. „Lebe wohl, Estelle," sprach er endlich und ergriff ihre

herabhängende Hand; und jetzt wandte sich die Liebende zu ihm und sank an sein Herz, und ihr erster Kuß war der des ewigen Abschieds. Die Thränen der Liebe und der Freundschaft mischten sich unnennbar schmerzlich und süß, doch der eherne, brausende Strom des Schicksals wälzte sich zwischen die liebenden Herzen hindurch, und riß sie auseinander.

Viele Tage ging William wie im Traum umher. Selbst die Blut ausspeienden Vulkane und Erdbeben der Revolution rings um ihn her weckten ihn nicht aus seinem düstern Brüten. Erst die langsame aber beharrliche Zeit that es. Er öffnete die Augen und sah mit Schaudern, wie das Unkraut der Drachenzähne, das man unter die edle Saat der Freiheit gestreut hatte, zu einem unabsehbaren Walde grauenhafter Giftgewächse emporgeschossen war, die alles ringsum mit ihrem tödtlichen Hauch verpesteten. Er sah, wie die heiligen Gestalten des Rechts, der Treue, der Unschuld in den Wellen eines Blut-Oceans vergeblich nach Hülfe und Rettung rangen. Da ergriff ihn ein tiefer Widerwille, und er beschloß Paris zu verlassen. Es war hohe Zeit, denn bereits war auch er verdächtig geworden, und hätte er nicht eine schnelle Warnung erhalten, so würde

er, wie so viele andere Fremde, den Tod auf dem Schaffot gefunden haben. Indessen gelang es ihm, nach dem Havre zu entkommen und dort auf ein spanisches Fahrzeug zu gelangen, welches nach Vera-Cruz segelte. Der Capitain, Perez mit Namen, der seinen tiefen Trübsinn sahe, suchte ihn auf alle Weise zu erheitern. „Ihr werdet viele Landsleute in Vera-Cruz finden," sprach er zu ihm; „ein Landsmann, der mir vor sechs Wochen auf der Höhe von Teneriffa begegnete, hatte dreizehn Franzosen am Bord, die er dahin führte." — „Ich bin kein Franzose, ich bin ein Schotte," erwiederte William düster. — „Ja, da wird Euer Weg nach Hause freilich ein Umweg seyn, denn in England kann ich nicht landen, weil meine Geschäfte eilig sind und der Wind mir günstig steht. Indessen seyd gutes Muths, Amerika ist ein merkwürdiges Land, und Ihr werdet es nicht bereuen, dort gewesen zu seyn. Ich habe jetzt Geschäfte auf dem Deck, wenn Ihr Euch aber zerstreuen wollt, so geht in meine Cajütte, und nehmt Euch ein Buch, oder die neuesten Zeitungen, die wir aus Frankreich mitgenommen haben."

William ging hinab, und nahm, da er in der letzten Zeit gar keine Zeitungen gelesen hatte, einige Blätter des Moniteur zur Hand. Plötzlich erblaßte er, denn er las in der in dem neuesten Moniteur enthaltenen Liste der zur Guillotine Verurtheilten die Namen des

Vicomte, Alfreds und Estelle's. Es wurde ihm finster vor den Augen; er starrte noch einmal hin, in der zitternden Hoffnung, sich getäuscht zu haben; allein vergeblich, sein Auge hatte nicht geirrt, was er sah, war entsetzliche Wahrheit. So hatte er denn in einem fürchterlichen Schlage den Freund und die Geliebte verloren, welche er dereinst zu besitzen noch immer die stille Hoffnung genährt, und durch diese schwache Flamme seinem dunklen Daseyn Licht gegeben hatte. Es war erloschen, und das Leben lag vor ihm wie eine nachtbedeckte Wüste.

Die drei Monden der einförmigsten Fahrt, die er jetzt zu überdauern hatte, würden vielleicht die Festigkeit seines Geistes erschüttert haben, wenn der wackere Perez sich ihm nicht mit so biederer Herzlichkeit genähert hätte, daß er in ihm einen wahrhaften, wenn gleich älteren, mehr väterlichen Freund erwarb. Auf alle Weise suchte er ihn zu zerstreuen, und da er bemerkt hatte, daß William Interesse für die Naturwunder des südlichen Amerika's zeigte, hörte er nicht auf, ihm von diesen und namentlich von den erhabenen Wildnissen am Orinoko, die er genau kannte, zu erzählen. So setzte sich nach und nach in Williams Seele der Gedanke fest, seine Zeit und seine Geldmittel dazu zu verwenden, diese Gegenden genauer zu durchforschen. „Wer ist dazu geeigneter als Du," dachte er, „dem alles das zu Gebot steht, was andere sich mühsam zu erringen haben?

Dein früherer Beruf hat die Kräfte Deines Körpers ausgebildet und zu jeder Art der Anstrengung geschickt gemacht. Du bist des Feuergewehrs als sicherer Schütze Herr. Unter der Leitung Deines alten, würdigen Lehrers hast Du Dir Kenntnisse in der Pflanzenkunde gesammelt, die Du durch spätere Studien und Beobachtungen auf Deinen Reisen erweitert hast, Du bist also auch wenigstens in einem Theile der Wissenschaft nicht ganz unvorbereitet. Endlich, die Gefahren, die ein anderer Reisender scheut, fürchtest Du nicht, denn das Leben ist Dir nicht so theuer, um es nicht an jedes Unternehmen zu setzen, das einige Ausbeute gewähren kann." — Diese Gedanken befestigten sich mehr und mehr in seiner Seele, und er fand einen kräftig heilenden Trost darin, sein Leben zu einem Beruf, der auch andern fruchten könnte, erhalten zu sehn. — —

Eines Morgens weckte Perez seinen Freund mit den Worten: „Wir sehn Land! Dauert der günstige Wind so fort, so sind wir um Mittag im Hafen von Vera-Cruz!" William eilte auf's Verdeck. Er grüßte die blauen Gebirgshöhen von Vera-Cruz mit freudiger Rührung. „Jetzt, Perez," rief er, „jetzt soll ein Leben der That beginnen. Aus einem Seefahrer wirst Du ein Landwanderer, der mich begleitet! Morgen schon verkaufst Du Dein Schiff und nimmst künftig Deinen Capitainsgehalt von mir." — Perez hatte dies

auf ein Jahr versprochen; doch erinnerte er William, nicht zu hastig zu seyn, sondern sich erst das Klima und an die Lebensweise der Südamerikaner zu gewöhnen, sich in die Nationaltracht zu kleiden, und sowohl das Spanische noch genauer zu erlernen, als auch sich wenigstens nothdürftig mit der Sprache der Eingebornen an den Theilen des Orinoko, die sie zuerst durchwandern wollten, bekannt zu machen. — William ging alles ein. —

Man landete. Perez besorgte seine Geschäfte mit den Kaufleuten, für die er geladen hatte, und verkaufte dann sein Schiff. William trieb unterdessen das Spanische, welches er schon unter Weges halb erlernt hatte, und nahm sogleich zwei sogenannte Zambos, Männer aus einem der wilden am Orinoko wohnenden Stämme, zu Dienern, theils um die Sprache von ihnen zu erlernen, theils um sie als Begleiter und Dollmetscher mitzunehmen. Mitten in diesen Studien wurde er jedoch durch ein Fieber, wie es in jenen Gegenden herrscht und Fremde zumal befällt, unterbrochen, das seinen Körper gewaltig erschütterte. — Der getreue Perez verließ in dieser Zeit sein Lager nicht, und wurde so sein Lebensretter. Drei Monate waren nun vergangen, Williams Kräfte hatten sich wieder eingefunden, seine Vorbereitungen waren geschehen, und so machte er sich denn auf den Weg. Mit Perez und seinen beiden Zambos

begab er sich zuerst nach einem Landhause, welches auf einem der Plateaux der Cordilleren reizend gelegen war, und das er für einige Wochen gemiethet hatte, um seine Gesundheit in der reinen Bergluft völlig wiederherzustellen. Er würde vielleicht noch länger in diesem schönen Aufenthalt zugebracht haben, allein das Haus war für die heiße Jahreszeit von einer französischen Familie gemiethet, der er weichen mußte. Da ihm jede Berührung mit geflüchteten Franzosen schmerzliche Erinnerungen erwecken mußte, beeilte er seine Abreise und verließ diesen Aufenthalt wieder, einige Tage bevor die neuen Bewohner eintrafen. Nach dem Reiseplan, welchen Perez gemacht hatte, schifften sie sich nach Cumana ein, dort nahmen sie noch einige zuverlässige Leute und Führer an, und traten dann mit einer Karawane von funfzehn Maulthieren den Weg über die Gebirge an, die sie noch von den Llanos von Cumana trennten. Als sie den einsamen Pfad über den Rücken dieser Felsenkette zurückgelegt hatten, und den Rand derselben an der andern Seite erreichten, lagen die unermeßlichen Sawanen vor ihnen, die durch ihre völlige Gleichförmigkeit und unbegrenzte Ausdehnung den Anblick einer traurig monotonen Erhabenheit gewähren. Man befand sich mitten in der heißen Jahreszeit. Alle Vegetation war erstorben; kleine Aschenhäufchen zeigten die Stelle an, wo vorher üppige Pflanzen der heißen Zone

geblüht hatten. Der Wind regte sich nicht; nur von Zeit zu Zeit zog ein heißer leichter Luftstrom über den Boden dahin und regte den Staub der zerfallenen Pflanzen auf, so daß er sich in einer graulichen Wolke erhob und die Reisenden überschüttete; nur einzelne Palmen ragten hie und da hervor und bezeichneten das ehemalige Bett eines jetzt versiegten Baches. Die Hitze drückte auf die Augen; der Pflanzenstaub, mit scharfen und beißenden Theilen erfüllt, fiel ätzend auf die Haut und verursachte einen empfindlichen Schmerz. — Mit einem inneren Schauer aber doch von erhabenen Gefühlen bewegt, betrachtete William diese todte Oede der Natur, welche ein grauendes Bild von den ausgestorbenen Freuden seines Lebens darbot. Perez näherte sich ihm und sprach: „Nur Muth, Freund! Wir werden nicht ewig in dieser Wüste von glühender Asche wandern; um so reizender wird Dir die Kühle des Abends in dem Grün der von den Flüssen erquickten Landschaften erscheinen.“ Indessen erschöpfte der Weg, den man zurücklegte, die ausdauerndsten Kräfte; ohne die mit Erfrischungen beladenen Maulthiere wäre es unmöglich gewesen, ihn zu vollbringen, zumal da die Seele oft durch vergebliche Hoffnungen niedergeschlagen wurde. Denn der Boden ist dort überall mit einer harten Rinde überdeckt, die nicht selten so fest und glänzend wird, daß sie angelaufenem Stahl gleicht, und in dem glühenden

Sonnenstrahl wirkliche Zurückspiegelung erzeugt. Auf diese Art bilden sich vor dem getäuschten Auge, dem eine sehnsüchtige Einbildungskraft zu Hülfe kommt, aus den Wolkengestalten des gekräuselten Staubes in den Blendlichtern des senkrecht auffallenden Sonnenstrahles und in der halbspiegelnden Fläche des Bodens Erscheinungen, die der Fata Morgana gleichen. Man glaubt flüssige Springsäulen kühler Wasser vor sich aufsteigen zu sehn; hohe Bäume wölben ihre schattigen Kronen, ganze Haine wachsen aus der Ebene auf. Der Wanderer eilt angestrengteren Schrittes diesen ersehnten Punkten der Rast und der Erquickung zu, doch wehe, es erhebt sich ein glühender Windzug, und alle jene Herrlichkeiten sind plötzlich verschwunden! — Die Strahlen der Sonne prallen mit verdoppelter Kraft von dem glänzenden Boden zurück; die Lüfte werden so durchglüht, daß sie dem Strom, der aus der Mündung eines Hochofens dringt, gleichen; jetzt ist auch nicht ein dürftiger Palmenstamm mehr zu ersehn, auf der unterschiedslosen Ebene.

Da endlich erblickt man am Horizont einen dunklen Streifen, der seine Gestalt nicht verändert. Die matten Blicke der Eingebornen glänzen voll Hoffnung und Freude, denn sie erkennen, daß es ein Gebüsch ist, wo sie ein kühles Nachtlager zu finden hoffen dürfen. Die erschöpften Kräfte beleben sich wieder an dieser Aus-

ſicht; ſelbſt die Maulthiere erkennen durch ihren Inſtinkt die nahende Erlöſung, denn ſie ſtrecken die Köpfe weit vor und ſaugen mit geöffneten Nüſtern die Lüfte ein, welche von dort her herüberwehen, und mit feuchten Dünſten erfüllt ſind, die den verdorrenden Gaumen wohlthuend berühren. — — Nach einer halben Stunde erhoben die Zambos einen Freudenruf. William fragte was es gebe; ſie zeigten ihm ein einzelnes grünes Hälmchen, welches ſo kümmerlich war, daß ohne die ſchärfſte Beobachtung kein Auge es entdeckt haben würde; dennoch war es ein ſicheres Zeichen, daß der Boden wieder nährende Kräfte habe. Bald ſproßten auch der Halme mehr; nach wenigen tauſend Schritten ſchimmerte es ſchon leicht grünlich an manchen Stellen des Bodens; ein kleiner Strauch wurde ſichtbar; jetzt ſah man einen wieſenähnlichen Streifen; nun ſproßten auch ſchon andere würzige Kräuter; endlich nach zwei Stunden erreichte man ein dunkles, halbkreisförmiges Gebüſch, daſſelbe was man ſchon lange am fernen Horizont entdeckt hatte.

William war zwar nicht völlig erſchöpft, aber ſo durchglüht, daß ihm die Haut von dem Sonnenbrande geſprungen war; während daher Perez mit den Zambos und andern Begleitern die Maulthiere befeſtigten und die nöthigen Vorkehrungen zur Nachtlagerſtatt trafen, ging er von der innern Gluth getrieben inſtinkt-

artig dem dichtern Schatten des Gebüſches nach. Plötzlich entdeckte er, und wurde dabei wie von einem elektriſchen Freudenſchlage durchzuckt, hinter dunklem Gebüſch einen kleinen Teich, deſſen Grund aus hellem Kies beſtand. Die reizendſten Marmorbäder des Orients hätten ihn nicht ſo locken können, wie der Anblick dieſes kühlen Weihers; mit wilder Haſt drängte er ſich durch die Gebüſche, warf die Kleider ab und tauchte ſich in die Wellen. Einige Augenblicke genoß er einer unbeſchreiblichen Erquickung. Plötzlich aber fühlte er einen Schlag, der ihm von den Ferſen die Knie herauf über den Rücken durch alle Gelenke und Muskeln zuckte. Unwillkührlich that er einen lauten Schrei und taumelte zurück. Ein zweiter ſtärkerer Schlag traf ſein Knie, als ob eine matte Kugel dagegen ſchlüge. — Er ruft laut um Hülfe, von dem Schauder unbekannter Schreckniſſe erfüllt will er flüchten, doch die zuckenden Schläge wiederholen ſich und betäuben und lähmen ihn. Da fühlt er ſich wie von feuchten Schlingen umſtrickt und wirklich ſieht er mit erſtarrendem Grauſen eine ſchwarzblaue Schlange ſich um ſeine Glieder winden.

Ein Entſetzen ergreift ihn bei dieſem Anblick; ſein Auge verdunkelt ſich, er glaubt ſich von einer Rieſenſchlange umringelt, von der er nur den Kopf und die oberen Theile des Leibes ſieht, während ſich der Ueberreſt noch in der Tiefe des Gewäſſers verbirgt. Bei

den zuckenden Schlägen, die er empfindet, wähnt er, es sei die Gewalt der Umschlingungen, welche seine Gebeine zermalme. Mehr dunkler Naturtrieb und Angst der Verzweiflung als eigne Willenskraft treiben ihn an, mit äußerster letzter Anstrengung dem Ufer zuzueilen und nach Hülfe zu rufen. Sein stöhnender Angstruf dringt durch das Gebüsch, in welchem Perez und die Diener beim Gepäck beschäftigt sind. Vertraut mit den mancherlei Gefahren, welche dem Neuling in diesen Landschaften begegnen können, greifen alle sogleich nach den nächsten Waffen, und springen, ohne sich zu besinnen, durch das Dickigt der Stimme Williams nach. Sie erblicken ihn mit Nacken und Armen aus dem Wasser hervorragend, aber eben im Begriff, bewußtlos niederzusinken. Schnell wirft einer der Zambos seinen Lasso, eine Art von Fangschlinge, deren sich diese Völker zur Jagd, und um sich einander auf den steilen Gebirgshöhen von Fels zu Fels zu helfen, bedienen, nach William aus, und so glücklich, daß man ihn sogleich ans Ufer ziehen kann. Bei dieser Bewegung und dem Anblick so vieler Menschen läßt das Thier, gescheucht, seine Beute los, ringelt sich ab, und schießt in einem Bogensprung in den See zurück.

Als William erwachte (denn das Grausen hatte ihm auf einige Augenblicke die Besinnung geraubt) fand er sich auf dem schattigen Rasen liegen, umgeben von

Perez und seinen getreuen Zambos. Obwohl seine Besinnung zurückgekehrt war, so empfand er doch einen heftigen Schmerz und eine solche Lähmung in seinen Gliedern, zumal in den Füßen, daß ihm kein Zweifel bleiben konnte, ob dieser Zustand des Schreckens, in dem er sich befunden hatte, auf einen wirklichen Vorfall gegründet sey oder nicht. „Du warst in einer großen Gefahr," sprach Perez mit dem Tone der Theilnahme und des sanften Vorwurfs; „aber weshalb entferntest Du Dich auch von Deinen Freunden? Ein Zitteraal, und zwar einer der größten und stärksten die ich jemals gesehen, hatte Dich umstrickt; und wären wir nicht zum Glück noch so zeitig gekommen, daß wir ihn hinderten die Ringe um Deine Brust zu schlagen, so hättest Du Deine Unvorsichtigkeit mit dem Leben büßen müssen."

Indessen waren Schreck und Folgen bedeutend genug gewesen, denn außer dem Entsetzen, welches William empfunden, waren auch seine Glieder so gelähmt und sein Körper so erschöpft, daß er weder gehen noch stehen, ja selbst sich nicht auf einem Maulthier erhalten konnte. Man mußte daher in diesem kühlen Gebüsch zwei volle Tage rasten; da erst fand William seine Kräfte wieder, und fühlte sich im Stande, den Weg fortzusetzen. Es war jetzt nicht mehr jene schreckenvolle Wanderung durch eine Aschenwüste, sondern die Land-

schaft wurde grün und zeigte sich bald hügeligt, bald von Gebüschen und klaren Bächen durchschnitten. Hie und da gewahrte man einzelne Gehöfte, welche den Besitzern der großen Lama-Heerden zugehörten; sie wären meist an hohe Palmenstämme gelehnt, und neben Quellen erbaut, welche aus dem Dunkel reich tragender Brombeersträucher hervorsprudelten, sich aber dann wieder bald im Sande verloren. Die Karawane näherte sich jetzt den grünen Höhen, welche den Rio-Pao begleiten, und sich an seinen Ufern hin bis zum Orinoko erstrekken. Von hier an war die Landschaft stets mit einem sammetnen Teppich des schönsten Wiesengrüns, mit schattigen Gebüschen und hohen Bäumen bedeckt. — In Williams Brust kehrte das Gefühl einer Glückseligkeit ein, wie nur der reine Genuß der Natur sie zu gewähren vermag; daß seine Gedanken dabei den Charakter einer sanften Schwermuth annahmen, darf niemand verwundern, aber es war jene Wehmuth, die gern bei dem Gegenstand ihres Schmerzes weilt, und sich in der Beschäftigung mit demselben täglich mehr der inneren Genesung entgegenführt.

Jetzt hatte man den Orinoko selbst erreicht. Die Maulthiere waren nicht mehr zu gebrauchen, weil man die Fahrt nun zu Wasser machen mußte. In einem Nachen ließ man sich nach Muitaca übersetzen, und dort miethete Perez ein größeres Fahrzeug, um den

Strom eine Strecke weiter aufwärts zu fahren, wo seine Ufer weniger bewohnt sind, und daher die Wildheit der Natur dem Reisenden eine reichere Ausbeute giebt. Noch war dies möglich, obwohl die äußerste Zeit, wo es geschehen konnte, denn die heiße Periode des Jahres nahete ihrem Ende, und man erwartete daher die Regenzeit, wo der Strom so anschwillt, daß es unmöglich ist, gegen seinen Andrang zu kämpfen. Diese Fahrt dauerte mehrere Wochen, und William lernte dabei Sitten und Sprache der Eingebornen genauer kennen, indem man, um die großen Unkosten des Unternehmens zum Theil zu decken, einen Vorrath von Fabrikwaaren eingekauft hatte, die man an den verschiedenen bewohnten Punkten des Ufers gegen andere Bedürfnisse, deren man selbst benöthigt war, und zum Theil auch gegen baares Geld austauschte. Die Naturschauspiele auf dieser Fahrt waren äußerst mannigfaltig. Obwohl jetzt am Schluß der heißen Jahreszeit die Wasser am seichtesten waren, so bildete der Strom doch oft einen unermeßlichen See, der nur durch blinkende Felsenplatten, von denen der glühende Strahl der Sonne zurückprallte, hie und da unterbrochen wurde. Dichte Waldungen zogen sich am Ufer hin, oft mit so verwachsenem Gestrüpp, daß es nur mit der Axt in der Hand möglich gewesen wäre, sich eine Bahn zu brechen. Von Zeit zu Zeit erblickte man jedoch durchgebrochene Stellen

und eine Art von Fußsteigen; dies waren die Punkte, welche den größern Raubthieren dieser Wälder zu Ausgängen gegen den Strom dienten, um ihren Durst zu löschen, oder ihn zu durchschwimmen, um der Beute am jenseitigen Ufer nachzugehen. An beiden Ufern lagerten ungeheure Krokodille, oft in unübersehlicher Anzahl, unbeweglich im Ufersande ausgestreckt. William fragte, ob sie den Eingebornen sehr gefährlich seien. „Allerdings," erwiederte Perez, „und sobald sie einmal Menschenfleich gekostet haben, wird ihnen dies der liebste Fraß, dem sie mit fürchterlicher Begierde nachgehen. Am meisten haben daher die Dörfer davon zu leiden, welche in der Regenzeit den Ueberschwemmungen des Stroms ausgesetzt sind. In diese brechen die Ungeheuer alsdann in ganzen Schaaren ein, reißen oft die leichtgebauten Häuser nieder, indem sie die Pfosten mit ihrem gewaltigen Gebiß durchnagen, und suchen dann unter den Trümmern die Bewohner auf, und verschlingen sie in wenigen ungeschlachten Bissen. Die Gewalt der Kiefern der Krokodille ist so stark, daß sie einem Büffel oder einem Maulthiere mit eins den Schenkel abzureißen vermögen, wobei sie den starken Röhrknochen gleich einem dünnen Stäbchen zermalmen. Indessen sind Menschen doch nur ihre seltnere Beute, und so ernähren sie sich denn auch von den Fischen und den Thieren des Waldes. Von diesen fürchten sie kei-

nes, selbst nicht die reißende Tigerart den Jaguar, der oft fürchterliche aber vergebliche Kämpfe mit ihnen zu bestehen hat." — —

Eines Tages erblickte man am späteren Nachmittag mitten im Strom einen hervorragenden Granitfelsen, auf welchem ein ungeheurer Baum von der Gattung, welche die Eingebornen Manguar nennen, stand, dessen breite zahllose Zweige in horizontaler Richtung vom Stamm abwärts getrieben den ganzen Felsen beschatteten und sie an einigen Stellen noch über denselben hinaus gegen den Wasserspiegel zu senkten. William hatte Lust, diesen Fels zu besteigen. Er hatte, von den Insekten gequält, die letzte Nacht fast gar nicht geschlafen. In den Zweigen dieses Baumes ließ sich die lederne Hangematte, der sogenannte Hamac, vortrefflich befestigen, und so hoch, daß die Musquito's und andere Insekten, die sich immer nur bis zu einer gewissen Höhe über den Boden erheben, sie nicht erreichen konnten. Dort wollte er in der kühlen grünen Laube beim sanften Murmeln des Stromes eine köstliche Nacht zubringen. Perez billigte seinen Plan, setzte ihn mit dem Fahrzeuge auf den Felsen aus, ließ ihm den Hamac durch zwei Zambos, die schnell in den Gipfel des Baumes kletterten, befestigen, und schiffte dann zurück an das fünf-

hundert Schritt entfernte Ufer, um dort Anker zu werfen, und dann auf die Jagd nach wildem Geflügel zu gehn, dessen man bedurfte, da die Vorräthe, die man besaß, auszugehen anfingen.

William stand betrachtend und mehr und mehr erstaunend unter dem grünen Laubgewölbe, das sich so wunderbar über ihm ausbreitete. Er gewahrte, daß der Stamm bis zu den untersten Zweigen, die er trieb, gegen dreißig Fuß hoch glatt emporstieg, er würde daher sein Lager in den grünen Wipfeln gar nicht haben erreichen können, wenn die aufmerksamen Zambos nicht ein Seil um den untersten Ast gebunden hätten, mit dessen Hülfe er sich leicht hinaufarbeiten konnte. Er that es, und besichtigte, von Ast zu Ast weiter steigend, sein neues Schlafgemach. Es war so schattig und kühl, daß es ein indischer Fürst nicht besser hätte wünschen können; wenige Zweigstufen höher hinauf hatte William die schönste Aussicht, denn hier war eine breite Oeffnung im Laube, und er konnte auf einem weit hervorragenden Zweige Platz nehmen, der ihm den freien Ueberblick des Stroms und seiner Ufer verschaffte. Nach dem südlichen Ufer hin streifte das Auge über ein wogendes Meer von Wäldern und Gebüschen, die sich unabsehbar weit erstreckten, und nur durch eine Hügelreihe, die sich am Horizont erhob, begränzt wurden; auf der andern Seite sah man die prächtige Mündung des Rio

Capanaparo, eines Nebenflusses des Orinoko, der sich hier mit diesem vereinigte. An dieser Stelle erhob sich eine quaderartig gethürmte Granitmasse, auf deren Gipfel, gleich einem prächtigen Helmbusch, ein Dom der stolzesten Palmen und Manguars die schwankenden Wölbungen wiegte. Dem Strich des Meeres folgend sah das Auge über die endlose Wasserfläche, und die zahllosen Granitklippen hin, die der, auf welcher William seinen Ruhesitz genommen hatte, oft ganz ähnlich waren, indem die üppige Natur überall wo sie Raum fand, einen so reichen Baumwuchs emportrieb. Unter ihm murmelte der Strom und brach seine Wellen gegen den granitnen Felsendamm, so daß sie breit schäumend weiter zogen. Dieses großartige Gemählde war fortwährend belebt. Nah über der Erde wirbelten dichte Schwärme von tropischen Insekten, deren Gesumse sich mit dem eintönigen Rauschen der Wellen vermischte; hoch in den Lüften wiegten sich Schaaren großer Vögel, Papagaien, Reiher, wilde Schwäne, die theils in breiten, dunkeln Geschwadern quer über den Strom zogen, theils in weiten Ringen einzeln kreisten, um ihre Beute im Wasser zu erspähen, oder ihre Nester zu suchen. — Die Sonne senkte sich jetzt allmählig tiefer gegen den Horizont, und die Atmosphäre verhüllte sich mit grauen, nebelartigen Dünsten, die die Vorboten der Regenzeit sind. Im schrägen Strahl der Sonne nahmen diese aber einen

purpurnen oder violetten Schimmer an, und verbreiteten einen zauberiſchen Duft über die Landſchaft. Das großartige Schauſpiel ließ William ſogar ſeine Müdigkeit vergeſſen, und entfernte den Schlaf von ſeinem entkräfteten Körper. In eine ſüß ſchwermüthige Wolluſt verſenkt ſaß er auf den leicht wiegenden Zweigen, und ſeine Seele vertiefte ſich in den Bildern der Vergangenheit. Die Sonne ſank hinter die Wälder; die Atmoſphäre wurde dunſtiger, es ſchwebte wie leichte graue Schleier durch die Lüfte. Von Zeit zu Zeit hörte er in der Ferne ein dumpfes Murmeln, das aus der Tiefe der ringsum verbreiteten Urwälder zu dringen ſchien. Er horchte auf. Bald wurde das ſchauerliche Gemurmel lauter, und lief, wie das Echo des Donners im Gebirg, rings am Horizont um. Plötzlich zuckt ein Blitz durch die Lüfte, und einen Augenblick lang iſt die ganze Landſchaft wie mit ſchwefligem Licht überſtrahlt. Ein Gewitter! Ein Gewitter, die majeſtätiſchſte Erſcheinung der Natur ſchon in unſern Gegenden, vollends aber zwiſchen den Wendekreiſen, wo alle Naturkräfte ins gigantiſche wachſen, und ihr Ringen dem Kampf der alten Titanen, dem gährenden Brauſen und Arbeiten des Chaos gleicht! Wenige Sekunden nach dem Blitz tönte es vom ſüdlichen Horizont her wie ein dumpfer Kanonenſchuß, ein, zwei, drei Mal! Dann erwachten alle Echoſtimmen der Wälder und Hügel, und rings über die weite Fläche

hin lief ein schauerliches Rollen, das von Sekunde zu Sekunde wuchs. Der Strom wogte finster zu Williams Füßen hin, die Nebeldünste brauten sich zu dichten Wolken zusammen; von Süden her zog es schwefelgrau, wetterschwer heran, wie ein langsam heraufwachsendes, sich über die Erde hinwälzendes Gebirg. William war im höchsten Grade aufgeregt; er konnte sich nicht bergen, daß, so großartig das sich vor ihm bereitende Schauspiel auch war, und ihn mit Staunen erfüllte, doch auch zugleich ein unheimlicher Schauer sich in seine Brust schlich, und er sich wie verloren in dieser Einsamkeit mitten in dem Kampf der Elemente, der sich zu entwickeln begann, fühlte. Das Rollen des Donners verstummte von Zeit zu Zeit, und begann dann nach einigen Minuten wieder und jedesmal stärker. In den Zwischenräumen herrschte jene beklemmende Stille, die allen Gewittern vorangeht, und hier nur durch einzelne Laute, wie das gellende Aufschreien einer Affenschaar oder das weitschallende Gebrüll eines Jaguars aus den Urwältern herüber unterbrochen wurde. Die Vögel zogen mit gesenktem Flug still über die Wasserfläche hin; Fische schnellten sich empor; hier und da erhoben einzelne Krokodille den scheußlichen Kopf aus der Fluth und sperrten den Rachen gähnend auf, um Luft zu schöpfen. So wie aber der Donner sich von neuem hören ließ, tauchten sie erschreckt rasch wieder unter.

Die Abenddämmerung vereinigte sich mit dem Dunkel des Gewitters, und bald hüllte sich alles ringsumher in Nacht. William verzehrte die Abendkost, die er sich mit auf sein Lager genommen hatte, aber ließ zur Vorsicht noch einen Theil übrig, der ihm zum Frühstück dienen sollte, falls die Gefährten ihn morgen nicht zeitig genug abholen sollten. Einige große Regentropfen fielen, doch schien das Gewitter in dieser Beziehung nicht recht zum Ausbruch zu kommen, sondern begnügte sich mit dem unaufhörlichen Getöse des Donners und einzelnen gewaltigen Blitzen, die auf Augenblicke alles erhellten. Doch hatten sich schwere, erstickende Dünste so dicht über der Wasserfläche gelagert, daß man selbst dann nicht mehr die Ufer wahrnahm, sondern nur in ein ziehendes, nebliges Gewoge hineinblickte, das vom Blitz erleuchtet, einen über Feuer hinwegziehenden, glänzenden Rauch glich. —

Allmählig fühlte William jetzt seine Ermüdung, und stieg daher von seinem freien Sitze in die dunkle Laubwölbung zurück, wo sein Hamac hing. In diesen streckte er sich nieder, bedeckte sich mit seinem Mantel, und sah nun der Erquickung des Schlafes entgegen. Der Strom rauschte unter ihm hin, der Donner murmelte bald ferner bald näher; die Blätter in den Zweigen flüsterten vom leichten Luftzuge bewegt. Durch diese eintönige Musik eingewiegt, sank er bald in Schlaf, und vergaß

so der Besorgnisse, die seine Lage ihm allerdings machen konnte, falls das Gewitter anhielt. —

Wie lange er geschlafen haben mochte, wußte er nicht. Plötzlich aber schreckte er von einem furchtbaren Getöse geweckt empor, und wollte, da er nicht sogleich das Bewußtseyn seiner Lage hatte, rasch aufspringen. Er stieß mit dem Kopf gegen den starken Ast, an welchen das obere Ende des Hamacs geknüpft war, und taumelte mit einem schmerzlichen Zucken und indem er die Hand gegen die getroffene Stelle der Stirn legte, zurück. Durch diesen schmerzenden Schlag war er indessen völlig aus seinem tiefen Schlafe geweckt, und entsann sich nun wo er sey. Das Getöse, das ihn aus dem Schlaf geschreckt hatte, war ein gewaltiger Donnerschlag gewesen, der dicht über seinem Haupt krachte. Gleich darauf hörte er es zischen und sausen um sich her, als ob sich ein Wasserfall von oben herab durch den Baum stürze, und ehe eine Minute verging, drangen die Ströme des Gewitterregens mit vollster Heftigkeit durch das dichte Laubdach über ihm und rieselten auf ihn herab. Fast so rasch als hätte er sich in einen Bach gestürzt, war William bis auf die Haut durchnäßt, und sein lederner Hamac weichte so auf und dehnte sich so, daß er sich fast ganz über ihm zusammenzog, und William wie in einen nassen Schlauch eingenäht war. Das Peinliche dieser Lage konnte er

nicht länger ertragen; er arbeitete sich daher aus seinem Gefängniß empor, ergriff den Zweig über ihm, und schwang sich hinauf. Es war so finster um ihn her, daß er nicht die nächsten Gegenstände unterscheiden konnte, sondern sich nur durch Fühlen zurecht fand. Indessen boden ihm die breiten Aeste einen leidlichen Sitz; er schlang den Arm um einen Ast, und um nicht herab zu stürzen, band er sich mit seinem Schnupftuch daran fest. — Es war eine wüste, schauerliche Lage, in der er sich befand. Auf Tagereisen weit keine Wohnstätte; die einzigen menschlichen ihm befreundeten Wesen durch einen breiten Strom von ihm getrennt, der bei einem solchen Unwetter mit ihrem gebrechlichen Fahrzeuge gar nicht zu beschiffen war. Sonst nur die öde Wildniß um ihn her, zwar bevölkert mit tausend von Geschöpfen, unter denen sich aber so viele beutegierige, blutdürstige befanden, daß das Bewußtseyn ihrer Nähe das Grausen der völligsten Einsamkeit nur erhöhen mußte. Und nur zu oft wurde William an diese unheimlichen Nachbarn erinnert durch den schauerlichen Laut eines aufbrüllenden Jaguars oder das rauschende Auftauchen eines Krokodills, das sich mitten in dem Gebrause des Regens und des Stromes vernehmen ließ. Seine Besorgnisse wuchsen mit jeder Minute, weil ihm mit jedem Augenblick des fortdauernden Ungewitters die Unmöglichkeit klarer wurde, daß seine Freunde ihn aus sei-

nem Felsengefängniß zu erlösen vermöchten. Allmählig fing auch die Nässe an ihm beschwerlich zu fallen, denn der Regen hatte sich endlich auch durch die dichtesten Stellen des Laubgewölbes Bahn gemacht und schoß nun in gewaltigen Strömen herab. Bald war es kaum noch ein Unterschied, ob William in seinem aufgeweichten, halb mit Wasser gefüllten Hamac, oder in dem nassen Bette des Stromes selbst lag. Er zitterte vor Kälte wie im Fieberfrost; seine Stimmung war nicht geeignet, diese körperliche Empfindung zu besiegen. So hatte die Nacht eine endlose Dauer für ihn, und er sehnte mit steigender Angst den Morgen heran. Endlich begann es ein wenig zu dämmern, so daß er zwischen den Lauböffnungen des Baumes das Durchschimmern der Luft, wenn auch nur noch unbestimmt und unsicher, zu erkennen vermochte. In diesem schauerlichen Halbdunkel, wo ihm alle Formen verschwimmend und riesig erschienen, sah er zwei leuchtende Punkte, die sich hin und her bewegten. Bald erkannte er, daß es die blitzenden Augen irgend eines Thieres waren, welches auf einem der benachbarten Zweige saß. Er schreckte zusammen über diesen grabesstillen unheimlichen Nachbar, denn er wußte nicht war es ein Vogel, vielleicht ein Geier, oder irgend ein anderes Raubthier, das mit der Gewandtheit des Katzengeschlechts an dem glatten Stamm hinauf geklimmt war. Da rauschte es plötzlich unter ihm, und

zugleich hörte er das Aufbrüllen eines Tiegers oder Jaguars, der durch den Strom geschwommen war, sich unten auf der Felsplatte schnaubend das nasse Fell abschüttelte, und bald brüllend bald heulend den Baum umkreiste, auf welchem seine raubgierige Witterung ihn eine Beute entdecken ließ. William erstarrte fast in plötzlicher Lähmung des Schreckens, als er diese neue Gefahr erkannte; auch das unsichtbare Thier in seiner Nachbarschaft mußte den Feind zu fürchten haben. Denn an dem plötzlichen Verschwinden der beiden hellen Augensterne, die wie erlöschende Funken in der Dunkelheit verflogen, konnte man wahrnehmen, daß es eiligst in einen sicherern Versteck entschlüpft war. Indessen that der Tiger unten einige gewaltsame Sprünge, durch die er endlich einen der überhängenden Zweige erreicht haben mußte, denn sie beugten sich knickend und rauschend unter seiner Last, und man hörte wie er sich in das Laub hinaufschwang und sich hierauf von Ast zu Ast weiter kämpfte. Sehen konnte William das Unthier, welches ihm Verderben drohte, nicht, doch hatte er es zu deutlich an dem Gebrüll als einen Jaguar erkannt, um auch nur einen Augenblick daran zweifeln zu können. So sah er denn seinen gräßlichen Tod in tiefer Einsamkeit der Wüste, fern von seinen Freunden, die vielleicht nie wieder eine Spur von ihm auffanden, unerreichbar weit von den gesitteten bewohnten Zonen

der Erde, vor Augen. Dieser Gedanke hatte etwas tödtlich lähmendes für die Kraft seines Geistes; das Leben hatte zwar wenig Reize für ihn, allein er fühlte doch, daß es zu Thaten bestimmt sey und daß der letzte Werth desselben in unwürdiger Spurlosigkeit verschwinde, wenn er es so unter der zermalmenden Hand des rohesten Zufalls aushauchen sollte. Doch es schien unwiderruflich beschlossen; denn immer näher kämpfte sich das Ungethüm durch rauschendes Laub und knickende und brechende Zweige heran; da plötzlich krachte ein stärkerer Ast, die Blätter rauschten laut auf, und man hörte einen Körper dumpf fallen, und plötzlich war alles todtenstill. William lauschte vorgebeugt in banger Beklemmung; die Stille, welche nur durch den rauschenden Regen unterbrochen wurde, erhöhte das Grauen noch, weil er nun nicht mehr wußte ob die Gefahr vorüber sey, oder das Verderben nur dicht an seiner Seite schlummere, um unvermuthet neu auf ihn einzubrechen. — In dieser, jede Secunde, jeden Pulsschlag zählenden Spannung brachte er jetzt den Ueberrest der Nacht hin.

Endlich wich sie, und mit ihr ließ auch die Heftigkeit des Regens nach. Etwa eine Stunde war vergangen da wurde es so hell, daß William sich wieder in seinem Aufenthalte zu orientiren vermochte. Er fühlte wie sehr Näße und Angst der Nacht seine Kräfte erschöpft hatten. Nur mit großer Mühe vermochte er

es, sich auf den freien Sitz im Gipfel des Baumes hinaufzuarbeiten, von welchem er eine Uebersicht der Gegend hatte. Doch welch ein entmuthigendes Schauspiel bot sich seinen Augen dar! So weit er spähte waren keine Ufer zu erkennen; er erblickte nichts als ein wolkiges wogiges Nebelmeer, und selbst den Strom, den er zu seinen Füßen rauschen hörte, konnte er nicht sehen. Wie sollten jetzt seine Freunde ihn auf dem einzelnen Punkte aufzufinden vermögen, selbst wenn sie es möglich machten, der Gewalt des Stromes und des Ungewitters zu trotzen? Jede Hoffnung entsank ihm; er sah, daß er das Maaß der Schrecken noch nicht erschöpft hatte, daß es sich auf eine Weise steigern konnte, die er sich nicht näher auszumalen wagte. Diese Muthlosigkeit mußte sich durch seinen erschöpften Körperzustand steigern; er fühlte heftigen Hunger, und eilte daher den Vorrath der Speisen aufzusuchen, die er von seiner gestrigen Abendkost durch ein dunkles Vorgefühl geleitet, für heute aufbewahrt hatte. Allein das Maisbrod welches er bei sich führte, war durch den heftigen Regen so aufgeweicht, daß man es fast aufgelöst nennen mußte, und das Fleisch, ein Stück wilden Geflügels fast faulig geworden. Nur die Flasche mit Arrac hatte sich unverdorben erhalten, und wurde jetzt zu einem unschätzbaren Mittel der Stärkung für William; er warf jedoch auch die Speisen nicht leichtsinnig weg,

sondern genoß einige Bissen davon und hob das Uebrige sorgfältig auf.

Seine erste Sorge war jetzt, sich einen bequemeren Sitz aufzusuchen, denn in den Hamac konnte er unmöglich zurück. Zum Glück fand er noch einen trocken gebliebenen Raum, nahe an den ersten Zweigen, welche der Stamm trieb, indem sich hier zwei Aeste von der Stärke eines Mannes so abzweigten, daß ihr unteres Ende ein dichtes Dach bildete. Durch die genossene Speise und die mehr und mehr zurückkehrende Helle des Tages einigermaßen ermuthigt, dachte William darauf, sich auch ein Vertheidigungsmittel, womit er einen Feind wenn nicht besiegen, doch wenigstens verscheuchen konnte, zu verschaffen. Er hatte ein ziemlich großes Taschenmesser bei sich, mit welchem er einen jungen Zweig abschnitt, den er an dem einen Ende scharf zuspitzte, am andren einen etwa eine halbe Faust starken Kopf stehen ließ, so daß er die Waffe als Speer und als Keule zugleich gebrauchen konnte. Ueber diese Beschäftigung war einige Zeit vergangen, und schon das war ein großer Gewinn für ihn, denn in dem tödtenden Einerlei der Erwartung schlichen ihm die Stunden unerträglich langsam dahin. Dazu kam, daß draußen der Regen noch immer fortdauerte und die wehenden Schleier der Nebel den Baum so dicht umzogen, daß er nicht im Stande war, den äußersten Rand der Zweige zu erken-

nen. Der naſſe Froſt ſchüttelte ihn unangenehm, es war ihm, als kehrten ſeine alten Fieberanfälle jetzo zurück; und wahrlich wäre es unter dieſen Umſtänden nicht zu verwundern geweſen. Um ſich zu erwärmen, kletterte er den Baum wieder etwas aufwärts; auch hatte er die ſchwache Hoffnung daß er von dem Gipfel aus, wenn die Nebeldünſte vielleicht durch einen Windſtoß getheilt würden, das Ufer erblicken und ſeinen Freunden ein Zeichen geben könnte.

Mit ſeinen ſchon erſchöpften Kräften, machte es ihm indeſſen große Mühe den Gipfel wieder zu erreichen und vergeblich ſaß er eine Stunde droben; es war dort nicht mehr zu ſehen als hier. Endlich wollte er ſich wieder abwärts wenden, als ihm ein neuer Schrecken bereitet wurde. Er war nämlich, auf einem breiten Zweige reitend, weit hinausgerückt und drehte ſich jetzt um, um den Weg zurück zu machen. Da ſah er auf dem Aſt vor ſich unter dem dichten verſchlungenen Grün zwei funkelnde Sterne, die wie ein paar Topaſe unter den Blättern blitzten. Sogleich erkannte er, daß dies die Augen deſſelben Thieres ſeyn müßten, welches ihn in der Nacht erſchreckt hatte, doch ſah er jetzt nichts als die beiden funkelnden Augenſterne. Der Schreck welcher ihn überfiel mußte ſich dadurch verdoppeln, daß er gar keine Waffe zur Hand hatte, denn ſeinen zugeſpitzten Stab hatte er, weil er ihn am klettern hinderte,

für den Augenblick in den Hamac gelegt. Ohne sich zu regen, nur daß er zitterte, blieb er auf dem Ast sitzen; da raschelte es im Laub, die beiden goldgrünen Augen rückten näher und der halbe Leib eines Iguana einer Eidechsenart von ungeheurer Größe wurde sichtbar. Von Jugend auf war die Eidechse dasjenige Thier, vor welchem William einen unüberwindlichen Schauder gehabt hatte. Man kann begreifen wie sich dieser vermehren mußte beim Anblick eines, gegen die Mauereidechse seiner Heimath so colossalen Thieres, dessen Kopf dem eines mittleren Hundes an Größe glich. Es schien sich vorsichtig umzublicken, dann kam es mit rasch trippelnden Schritten näher, und stand dann wieder still. Als das glatte, schlüpfrige von eigenem Schleim und dem Regen glänzende, halb grün halb blau schimmernde Thier sich auf diese Weise näherte, und vor der Gegenwart eines Menschen gar nicht zu erschrecken schien, hätte William vor innerem Schauder und Grausen fast die Besinnung verloren, und wäre von seinem Sitz hinabgestürzt. Nur ein Gefühl der Schaam, daß er, der hier durch wirkliche Gefahren auf die Probe gestellt wurde, nicht vor eingebildeten zittern dürfe, hielt ihn aufrecht; denn daß die Iguana's unschädliche Thiere seyen, wußte er. So saß er denn diesem durch seine Einbildung stärkeren Feinde als der Jaguar, der ihn in der Nacht bedroht hatte, regungslos gegenüber, und

wagte es nicht, weiter auf dem Zweige vorzurücken, aus Besorgniß daß das Thier doch nicht flüchten, sondern gereizt und keck, ihm vielleicht anspringen, mit dem kalten schlammigen Körper über ihn hinwegschlüpfen werde. Er fühlte, daß seine Nerven diesem Schauder nicht gewachsen waren; die Besinnung würde ihn verlassen haben, und er hinabgestürzt seyn. Er kam daher auf den Gedanken, noch weiter nach der Spitze des Zweiges hinzurücken, ihn herabzudrücken, und so einen untern Zweig zu erreichen, auf dem er seine Flucht bewerkstelligen könnte. Allein wer mahlt sein Entsetzen, als er, da er sich vorsichtig umdrehen wollte, dicht hinter seinem Rücken einen zweiten Iguana, noch größer und widerwärtiger als den ersten, entdeckte, der ihn mit seinen grellen, metallenen Augen verwundert ansah, und mit dem schillernden grüngelben Schweif schlängelnde Ringe schlug. Erstarrt vor Grauen, im Fieberfrost, saß William da, und war wie gebannt durch die beiden Feinde, die ihn von vorn und im Rücken belagerten. Durch Mattigkeit, Krankheit, das Gefühl der tiefsten Einsamkeit und Verlassenheit ganz niedergedrückt, vermochte er es nicht, einen muthigen Entschluß zu fassen, sondern saß, das Aeußerste erwartend, unbeweglich, und beobachtete mit starren Augen jede Bewegung, welche die Thiere machten. Da er sie aber nicht beide zugleich sehen konnte, wurde er, wenn er sich nach dem einen

hingewendet hatte, von dem leiſeſten Raſcheln der Blätter ſo erſchreckt, daß der kalte Schauder ihm das innerſte Mark durchrieſelte, weil er wähnte, das Thier hinter ihm ſchnelle ſich jetzt heran, und werde ihm ſogleich auf dem Nacken ſitzen. — In dieſer alle Fibern und Nerven auf's Aeußerſte aufregenden Pein brachte er über eine Stunde zu.

Indeſſen war der Tag immer höher hinaufgekommen, und die Sonne fing an ſelbſt auf die Nebel zu wirken und ſie ein wenig zu lichten. Der Baum war nunmehr ganz ſichtbar; auch der Strom unter ihm und zunächſt. Mit Erſtaunen ſahe William, wie ungemein derſelbe gewachſen war, denn der Granitblock, der geſtern noch weit aus den Wellen hervorragte, wurde jetzt ſchon an einigen Stellen vom Waſſer bedeckt, das reißend und ſchäumend an beiden Seiten hinſchoß. Es war ein hoffnungsloſer Anblick; denn gegen dieſe fluthende Strömung, das ſahe William wohl ein, vermochten ſeine Begleiter nicht anzukämpfen, und ſo verſchwand ihm denn die Ausſicht zur Rettung mehr und mehr. Allein, es iſt eine oft wiederholte, wenn gleich nicht erklärte Erſcheinung, je tiefer die Glückesſchaale des Menſchen ſinkt, je mächtiger ſteigt die ſeiner Hoffnungen, und läßt ihn Zuſtände ertragen, denen er ohne dieſe wachſende Kraft, ſchon bei der Hälfte des Maßes und der Dauer erlegen ſein würde. So wuchs auch in

Williams Brust die Sehnsucht, dieser grausenvollen Lage entrissen zu werden, und mit ihr wuchs die Kraft, sie bis auf den äußersten Grad zu ertragen. Die Nebel waren jetzt in dem Grade lichter geworden, daß die dunklen Umrisse der Ufer am Horizont sichtbar wurden; doch dauerte der Regen, wenn gleich nicht in so heftigen Strömen, fort. — Es wurde Mittag; ein leichter Luftzug erhob sich, und verwehte die Nebelgewölke so, daß William einen großen Theil der Landschaft erblikken konnte. Dies war der erste Strahl der Freude, der ihm seit seinem Erwachen in der verwichenen Nacht lächelte. Aber es knüpfte sich auch sogleich ein neuer Schrecken daran. Denn die ganze Gegend glich einem ungeheuren See; alle Felsblöcke, die gestern aus dem Strom hervorragten, waren überschwemmt; der Vereinigungspunkt des Rio Capanaparo mit dem Orinoko war verschwunden; die graue Fluth bedeckte die Landspitze zwischen beiden so weit bis sie sich im Nebel verlor. Die Stelle wo Perez das Schiff vor Anker gelegt hatte, war, so wie das Fahrzeug selbst, nicht mehr zu entdecken. Der brausende Strom, der angeschwollen aus den Gebirgen, wo die Regenzeit schon begonnen haben mußte, herabgekommen war, hatte das leichte Boot hinwegreißen müssen. Wie sollten die wenigen Männer jetzt gegen diese Fluth anzukämpfen vermögen, um den verlassenen Freund zu retten, zumal da sie schon eine

ſtarke Strecke unterhalb des Baumes, auf dem William ſaß, geankert hatten, weil der Strom ſie bereits geſtern bei der Rückfahrt um ſo viel ſtromabwärts trieb? — Die Hoffnung auf Rettung war alſo dahin; nur ein Wunder konnte ſie erfüllen. — Aber weshalb ſollte ein ſolches Wunder ſich nicht erfüllen, da ihm ſo eben ein Ereigniß begegnete, das ganz den Charakter des Wunders an ſich trug? Er ſaß nämlich noch immer mit zitterndem Grauen zwiſchen den beiden Iguana's, obgleich die lange Dauer dieſer Pein den erſten heftigſten Schauder abgeſtumpft, und ihm ſchon wieder Raum zu anderen Betrachtungen gelaſſen hatte. Da rauſchte es plötzlich über ihm in den höchſten Zweigen, und ein Fiſchadler von ungemeiner Größe ſchoß herab und ſtieß auf den einen der Iguana's, den er als Beute fortzuſchleppen gedachte. Wie ein Blitzſtrahl ſchoß der andere davon, und der ergriffene wurde von dem Vogel in die Lüfte geführt. Er ſträubte ſich indeſſen ſo mit Macht gegen den Schnabel und die Fänge des Raubvogels, daß dieſer ihn fallen laſſen mußte. Dicht an William ſtürzte das blutende Thier herab, und er ſah wie es unten in das ſeichte Waſſer auf dem Granitfelſen fiel, und dann pfeilgeſchwind in den Wellen verſchwand.

Jetzt wurde die Scene auch dort unten belebter. Eine Menge von Reihern, Flamingos und anderen Waſſervögeln ſpielten in dem ſeichten Waſſer unter dem

Baume; ganze Heerden von Schildkröten schwammen auf dem Orinoko, und man sah ihre schwarzen Rücken über die Fluth hervorragen. Selbst das düstere Wetter, bei dem in andern Gegenden des Erdkreises die lebendigen Wesen zu verschwinden pflegen, lockte in dieser gigantischen und übersprudelnd reich schaffenden Natur immer neue Geschöpfe hervor. So schwebten denn auch schattige Wolken von Geiern in den Lüften hin, und Fledermäuse umschwirrten mit widerlichem Geschrei den Gipfel des Baumes. Ganze Heerden von Lamas und anderm schlanken Wild warfen sich von dem grünen Ufer her badend in den Strom, und zogen schwimmend nach dem andern hinüber. Sie weckten die schlafenden Krokodille, die rasch emporschossen, und dann ihrer Beute in der Fluth nachjagten. Aber sie selbst wurden von raubgierigen Jaguars angefallen, und dann entspann sich zwischen den an Kräften und Grimm gleichen Gegnern ein furchtbarer Kampf, in dem bald der eine bald der andere unterlag. Allein beide wurden oft durch das schwarze Ungethüm einer Phoka, verjagt, die zwischen den Felsen im Fluß auftauchte und sich gegen sie hinwälzte.

Trotz der gefährlichen, ja verzweiflungsvollen Lage, in welcher sich William befand, spannte ihn doch der eigenthümlich schauerliche Anblick dieses tausendfältig bewegten Naturlebens auf eine solche Weise, daß er, auf

Augenblicke wenigstens, seinen Zustand darüber vergaß. So weit ihm Perez von den Erscheinungen und dem Verkehr der Thierwelt in diesen Gegenden erzählt, so viel er darüber gelesen hatte, so übertraf diese Wirklichkeit doch noch jede Vorstellung. Doch um so grauenhafter fühlte sich die Einsamkeit der menschlichen Brust in diesem chaotischen Gewimmel lebendiger aber unbeseelter Gestalten; das Alleinsein des Geistes stand zu dieser überfüllten Welt lebender Körper im schroffsten Gegensatz, und mußte daher doppelt schauerlich werden. Es war ein Aufenthalt unter scheußlichen Gespenstern und Kobolden, die das Leben der menschlichen Natur in der äußersten Verzerrung nachzuahmen, und mit gräßlichem Hohn zu verspotten schienen. — Bald hatte sich daher der Reiz der Neuheit, der diesem Schauspiele inwohnte, verloren, und es blieb nur sein schaurig widerwärtiger Eindruck zurück, der sich in der monotonen Wiederholung aller Erscheinungen noch steigerte. So versank denn auch William wieder in sein düsteres melancholisches Sinnen, in jene tiefe Niedergeschlagenheit, die unter solchen Umständen selbst den stärksten Geist entmannt.

Plötzlich riß ihn ein dumpfes Gebrüll aus seiner Versunkenheit empor; der Ton kam ganz aus der Nähe, dicht unter ihm her. Spähend blickte er hinab, und entdeckte zu seinem Schrecken einen Jaguar, der aus

dem Strom auftauchend, am Fuße des Baumes festen Boden suchte. Noch war ein Theil des Granitblockes von den noch immer wachsenden Wellen unbedeckt. Hier nahm das beutehungrige Thier seinen Platz, streckte die Vordertatzen weit aus, legte sich, die Brust herabdrückend, auf dieselben, erhob den Rücken, schlug gewaltige Ringe mit dem schön getigerten Schweif, und reckte das Haupt spähend und brüllend gegen den Baum hinauf. Es war augenscheinlich, der scharfe Geruch des Tigers hatte die Beute auf dem Baume gewittert, und er suchte jetzt nur zu erlauern, wie er ihr am besten beikommen könne. Gleichsam als sinne er einen Angriffsplan aus, beschaute er mit seinen funkelnden Blicken den Baum von unten nach oben, ging in scheuen Kreisen mit seltsam eingekrümmtem Rücken herum, setzte sich dann auf den Schweif und die Hintertatzen, und steifte sich trotzig auf die vordern, als wolle er seinen Gegner zum Kampfe aufmuntern. Er erhob sich wieder, that einige Sätze, wälzte sich zweimal um und um, als mache er sich recht kampfwollüstig, und blieb endlich mit gierig funkelndem Blick, wild schlagender Brust und lechzender Zunge vor dem Stamme stehn. William erblickte diesen neuen Feind zwar mit Schrecken, doch erregte er ihm nicht jenen nervenquälenden Schauder, welchen er den Iguana's gegenüber empfunden hatte. Er fühlte, daß dieser zwar ein ge-

fährlicher Gegner, doch aber einer sei, mit dem er den Kampf unternehmen und bis auf's äußerste zu treiben Muth hatte; ja, wäre er bei Kräften gewesen, er würde sich vielleicht darauf gefreut haben. Indessen hielt er sich still, griff nur nach seinem keulenartigen Stabe, und ersah sich einen vortheilhaften Sitz, um den Gegner verschanzt und doch mit freiem Arm zu Stoß und Hieb empfangen zu können. Daher nahm er seinen Platz auf einer breiten Verästung, von welcher aus er bequem den glatten Pfeiler des Stammes erreichen konnte, und doch selbst einigermaßen durch das dichte Geflecht der Zweige gegen die plötzlich zupackenden Tatzen des Unthiers gedeckt war. Unverwandt hing sein Auge nunmehr an dem von Beutegier sichtlich mehr und mehr entflammten Gegner, dessen smaragdgrüne Augenteller sich blitzend in ihren Kreisen hin und her rollten; William konnte nicht zweifeln, daß ihn der Tiger schon erblicke, nur die Unentschlossenheit, wie er die Beute angreifen solle, da sie ihm nicht sprunggerecht war und er sie doch nicht durch einen verfehlten Angriff verscheuchen wollte, hielt ihn noch zurück; jetzt aber krümmte und reckte er den schlanken Leib gewaltig, er stemmte sich auf die Vordertatzen, zog die hintern eng ein, peitschte mit dem Schweif den Boden und that dann plötzlich einen ungeheuren Satz gegen den Stamm hinan. Unwillkührlich zuckte William doch zusammen,

denn die gelenkige Kraft des Jaguars erschien bei diesem Sprunge so gewaltig, daß er im ersten Augenblick wähnte, das Thier werde ihn in einem Satz erreichen. Doch nur etwa bis zu einem Drittheil der Stammhöhe hatte der Sprung es getragen; hier hatte es die scharfen Klauen fest in die Rinde geschlagen, und kletterte nun langsam, listig, lauernd, nach der Beute lechzend und schnaubend, näher und näher an William's Sitz hinan.

William sah das Verderben auf diese Weise Schritt vor Schritt näher kommen. Indessen schöpfte er noch einige Hoffnung aus dem Vortheil, den seine Stellung ihm gegen den andringenden Gegner gab. Dieser setzte die Tatzen leise, gewissermaßen prüfend vorwärts, schlug aber die Klauen tief in die glatte Rinde des Baumes ein, und zog sich daran in die Höhe; jetzt war er so nahe, daß William deutlich das mit dem Zucken und Fliegen seiner Brust verbundene Geräusch des kurzen, gierigen Athemschöpfens vernahm. Ein warmer Dampf stieg aus dem geöffneten Rachen auf und verflog wie eine leichte Wolke. Vorsichtig bog William einen Zweig zurück, damit er frei zu einem Hiebe ausholen könne; sein Taschenmesser, dessen er sich als äußerste Hülfswaffe wie eines Dolches zu bedienen dachte, hatte er schon zuvor mit der Spitze in die Rinde des Baumes eingesteckt, um den Gebrauch beider Hände frei zu ha-

ben. Jetzt war der Jaguar so nahe, daß er ihn erreichen konnte. Aus aller Kraft holte er mit dem keulenartigen Stock aus, und schlug das Thier grade über den Schädel. Er traf es mit voller Gewalt, kräftiger und sicherer als er es irgend gehofft hätte. Es war ein Schlag, der einen Stier hätte betäuben können, denn das mächtige Gebot der äußersten Nothwendigkeit ersetzte an Williams Kräften, was ihnen durch die Anstrengungen und die wiederholten Zustände der Angst geraubt war. Der Tiger zuckte zurück, und krümmte sich mit dem gelenkigen Körper seitwärts um den Baum herum; doch wich er keinen Zoll breit abwärts, und verrieth seinen Schmerz nur durch ein dumpfes schauriges Aufheulen. William holte zu einem zweiten, schmetternden Schlage aus, doch sein gewandter Gegner war schon durch eine geschickte Biegung ausgewichen, und saß an der entgegengesetzten Seite des Baumes, wo er ihn nicht erreichen konnte, ohne erst selbst eine andere Stellung einzunehmen. Diese Zeit hatte das listige, beutehungrige Thier benutzt, sich einen vortheilhafteren Angriffspunkt auszusuchen. Es hatte seine dampfende Schnauze unter einen Ast geschmiegt, so daß William es nicht auf den Kopf treffen konnte, und reckte eine Tatze weit hinaus, um einen höheren, dünneren Zweig zu erlangen, durch den es sich in das Gezweig des Baumes überhaupt hinein schwingen könnte.

Durch Keulenschläge war dem Feinde nicht mehr beizukommen; die andere Art des Angriffs forderte eine andere Art der Vertheidigung. William kehrte daher seinen Stab um, nahm das zugespitzte Ende vorn, und versuchte ihn als Lanze zu gebrauchen. Er bemerkte, daß er zwischen dem Gegitter der Zweige, die ihm gewissermaßen zum Schilde dienten, hindurch, den Kopf des Thiers durch einen Stoß treffen könnte; vorsichtig, um ja nicht zu fehlen, und sich dann etwa die Waffe von den Tatzen des Jaguars entwinden zu lassen, ersah er den günstigen Augenblick, wo das Thier sich eben dicht heranzog, um sich auf die Zweige zu schwingen, und stieß ihm das scharf zugespitzte Ende des Stabes in den Schlund. Er hatte glücklich getroffen, denn er fühlte, wie der Stab sich in das Fleisch einbohrte, und der Tiger stieß ein furchtbares Gebrüll aus. Einen Augenblick versuchte er den Widerstand, den ihm das spitze Werkzeug leistete, durch Andringen zu überwinden, da es jedoch auf diese Weise tiefer eindrang, indem William, der seinen Vortheil nicht unbenutzt lassen durfte, sich jetzt mit aller Kraft darauf stützte, wich er um einige Fuß den Stamm abwärts. So wie er sich aber von dem schmerzenden Stachel in dem Schlunde frei fühlte, sann er auch wieder auf neue Angriffe, und die Gier nach der Beute überwog seine Scheu vor den Waffen des Gegners. Er reckte den Kopf weit rück-

wärts, und verlängerte den Hals durch krampfhafte Windungen und Zuckungen, bei denen er ein wiederholtes Geheul ausstieß, gleichsam als wolle er, wie es auch der Mensch pflegt, den stechenden Schmerz durch Bewegung der getroffenen Muskeln und durch ausgestoßenes Geschrei lindern. Dann aber ruckte er plötzlich seinen ganzen Körper zusammen, zog sich in einander, wie er es vor dem Sprunge zu thun pflegte, und schnellte sich mit gewaltiger Kraft aufwärts, indem er mit der rechten Tatze einen Ast packte, und sich daran vollends aufwärts zog. Auf einen so plötzlichen und so nahen Angriff war William nicht gefaßt gewesen. Hier nutzte ihm sein Stab nichts mehr; zum Glück verlor er die Geistesgegenwart nicht, und dachte schnell auf ein Mittel sich zu vertheidigen. Jetzt kam ihm die Gewohnheit und Uebung seines früheren Berufs als Jäger, wo er oft mit erbitterten Thieren, es mochten bissige Hunde oder ein angeschossener Eber oder Wolf gewesen sein, zu kämpfen Gelegenheit gehabt hatte, trefflich zu statten. Er riß rasch das Messer aus dem Stamm, und mit diesem griff er den Gegner an. Der Tiger hatte seine rechte Tatze einwärts um den Ast geschlungen, den Kopf drückte er ebenfalls an der innern Seite desselben Zweiges dicht neben der Klaue empor, um sich so mit dem ganzen gelenkigen Körper durch die schmale Oeffnung hinaufzuschwingen. Doch dieselbe war so

eng, daß er es nicht im raſchen Schwunge, ſondern nur allmählig vermochte. Dieſen Augenblick ſeiner beengten Lage nutzte William, bohrte ihm das Meſſer mit raſchem, feſtem Stich in das linke Auge ein, und drängte es mit aller Kraft bis ans Heft nach. Der entſetzliche Schmerz preßte dem Thier ein fürchterliches Gebrüll aus; es riß die Tatze zurück und ſchlug wild zuckend und ingrimmig mit derſelben von außen um den Zweig herum, um ſeinen Gegner zu packen. William aber wich gewandt aus, und das ohnmächtig wüthende Thier taumelte rückwärts. Mit Mühe hielt es ſich an dem glatten Stamm feſt und wand ſich um denſelben herum, um abermals einen neuen Angriffspunkt zu ſuchen. Von Schmerz, Wuth und Hunger geſtachelt, kehrte es zum drittenmale zurück. Doch der Grimm ließ es ſchon die, dieſer Gattung ſonſt ſo eigenthümliche, Vorſicht und Klugheit vergeſſen, und es verſuchte gewaltſam zwiſchen zwei Aeſten durchzubrechen, wo die dichtverwachſenen kleinen Querzweige ein raſches Emporſchwingen unmöglich machten, ſo daß es ſich gewiſſermaßen im Garn derſelben gefangen ſah. Hier hatte William den ganzen Vortheil für ſich; er nahm ſeinen Stab, drückte die Spitze deſſelben in den blutenden Augenteller des Thiers, und lehnte ſich mit der ganzen Kraft ſeines Körpers auf, um es zurückzudrücken. Es brüllte fürchterlich auf, peiſchte in der Angſt des

Schmerzes den Stamm mit ſeinem Schweif, und ſchlug wild mit den Tatzen um ſich. Ein Schlag ſtreifte Williams Arm, und glitt auf dem Knie ab; ein Glück für ihn, daß es nur ganz leicht geſchah, dennoch aber hatte das Thier ihn blutig und einen Theil ſeines Aermels herabgeriſſen. Der Schlag durfte um ein Geringes anders treffen, ſo faßten die ſcharfen Klauen tief ins Fleiſch, und hätten ihm daſſelbe bis auf den Knochen herabgeriſſen, und er würde trotz ſeiner tapfern und geſchickten Vertheidigung dem Thier zur Beute geworden, wenigſtens unter den Schmerzen und Verblutungen umgekommen ſein. — Zum drittenmale mußte der Jaguar der kühnen Gewandtheit und entſchloſſenen Kraft Williams weichen. Er taumelte betäubt zurück, und fiel auf den Boden des Felſen hinab; hier umkreiſte er den Baum in wilden Sprüngen, mit entſetzlichem Gebrüll. Seine Wuth ſchien auf's Aeußerſte geſteigert; er reckte ſich oft auf den Hinterfüßen empor, gleichſam als verſuche er ſo den Feind, der ihm ſolche Qualen zugefügt hatte; zu erreichen. Nicht mehr der Hunger, die Gier nach Beute allein war es, ſondern eine Art Rache, die ihn ſtachelte. Sein Geheul hatte alle ſchwächern, waffenloſen Thiere rings umher erſchreckt und verſcheucht, und der kurz zuvor noch von Waſſervögeln und anderm Geflügel rings umkreiſte Fels war ganz verödet. Nur einige Krokodile, dieſe

mächtigen Feinde des Jaguars, reckten die weitgähnenden Rachen mit den scharfen Zahnreihen aus der Fluth und schienen darauf zu lauern, daß sich der Tiger in die Wellen stürzen solle, um alsdann in dem ihnen vortheilhafteren Element den Kampf mit ihm zu beginnen. Doch der Jaguar bemerkte in seinem Grimm die Nähe dieser Feinde nicht; er hatte sein ganzes Bestreben nur auf den einen Feind, die eine Beute gerichtet, die ihm unerreichbar schien. Da gerieth er unter einen überhängenden Zweig, den er im Sprunge erreichen konnte; er krümmte sich wie eine Kugel ineinander, und schnellte dann mit der Kraft des Blitzes die Glieder auseinander und zum ungeheuren Sprunge empor. Es gelang! Er erreichte den Baumzweig und schwang sich hinauf! Jetzt wäre William verloren gewesen, denn einem Angriff von dieser Seite vermochte er nichts entgegen zu setzen; doch der Zweig bog sich von der Schwere des Thiers herabgezogen, so tief mit der Last nieder, daß er in den Strom hinabtauchte. Diesen Augenblick nutzten zwei lauernde Krokodile, welche längst auf den Ausgang des Kampfes gewartet zu haben schienen. Das eine der beiden Ungeheuer schnellte sich aus der Fluth empor, und packte mit den Zähnen Schweif und Hinterfüße des Tigers, der sich nicht schnell genug an dem Zweige hatte festhalten können, um ihn katzenartig hinaufzulaufen, und riß ihn so vollends in die Fluth

hinab. Zu gleicher Zeit schoß auch das zweite Krokodil auf die Beute zu, und begrub den Kopf des Jaguars in seinem Rachen. In einem Augenblick waren beide Ungeheuer mit dem Tiger unter der Fluth verschwunden, und William sah sich, mit einem Gefühl das aus Schauder und Freude gemischt war, von dem furchtbaren Feinde befreit. Nur ein unruhiges Aufwogen des Stromes verrieth, daß der Kampf noch einige Minuten fortdauerte; doch bald wurde er still, und eine trübe, blutige Wolke, die die grauen Wellen färbte, war die einzige schauerliche Spur, die sich von den Ungeheuern wahrnehmen ließ.

William holte Athem! So lange die Anspannung seiner Kräfte gedauert hatte, fühlte er nicht, bis zu welchem Grade sie angestrengt worden waren; jetzt da die Ursach, die alle seine Willensthätigkeit aufforderte, vorüber war, empfand er das Maaß der Erschöpfung. Matt sanken ihm die Glieder herab, ein kalter Angstschweiß brach ihm im Nacken und auf der Stirn aus; er fühlte, daß die ganze Gewalt des Fiebers ihn wieder anpacke und schüttle. In wenigen Minuten ging er aus dem Zustande des energischen Gefühls seiner Manneskraft und Ehre in den der völligsten Erschlaffung und Fühllosigkeit über. Nur Ruhe war es, was er jetzt noch suchte, und er klimmte daher mühsam nach seinem Hamac hinauf, um sich in diesem den

Armen des betäubenden Schlafs zu übergeben, und sich so denen des Todes allmählig zu überliefern. — Der Baumbast, mit welchem die Hangematte angeknüpft war, hatte sich gelöst; sie hing auf der einen Seite ganz herab, auf der anderen nur noch an lockeren Schlingen. William zog sie daher vollends herab, und befestigte sie weiter unten im Baum, da wo dessen erste Zweige begannen, weil er hier besser vor dem Regen gedeckt war. — Auf den Tod ermattet legte er sich in die nasse Lagerstätte hinein, und versank bald in einen dumpfen Zustand halber Betäubung, der durch die große Erschöpfung und das wirklich rückkehrende Fieber erzeugt wurde. Er hatte nicht mehr die Kraft zu hoffen, sondern ergab sich darin, hier einsam, fern von allen menschlichen Wesen, sein Ende zu finden. — Die Nebelwolken zogen grau und kalt um den Baum; die eintönig schauerlichen, näheren oder ferneren Stimmen wilder Thiere, das hohle Brausen des Stromes, der einschläfernd rauschende Regen unterbrachen allein die öde Stille; zwei Geier mit kahlem, aschfarbigem Hals und Kopf, setzten sich wie Todtenvögel ihm gegenüber auf einen Zweig und ließen dann und wann einen heiseren Ruf hören, der wie der Ausbruch der Ungeduld klang, daß ihnen ihre Beute so lange vorenthalten werde. Das Ganze glich den Vorbereitungen zu einer düstern Todtenfeier, wie sie der im Starrkrampf liegende mit anhört; er wünscht nur, daß

die Qual bald vollendet sein möge, denn einen Rettungsweg sieht er nicht mehr. — So William. — Zu seinen geistigen Leiden gesellten sich körperliche; ein schmerzliches gichterisches Ziehen in allen Gliedern, welches die Feuchtigkeit verursachte, und der immer heftiger werdende Hunger, zu dessen Besänftigung er nur noch einige Brocken aufgeweichten Brotes besaß, die er mit Arrack anfeuchtete; doch genügte dies nicht seine Qual zu stillen, und er verschlang daher Baumblätter, um wenigstens den Schmerz in den Eingeweiden zu lindern. — So kam die zweite Nacht heran. — Sie schien ihm endlos. Wilde Träume jagten sich durch sein fieberhaft aufgeregtes Gehirn. Er sah bald seine Mutter, bald seine Geliebte; doch sie standen auf einem andern Ufer, und winkten ihm vergebens, zu ihnen herüberzukommen, denn der Strom tobte brausend zwischen ihm und ihnen hin. Waren es schon die Gestalten des Jenseit, die seine ahnende Seele erblickte? — Von Zeit zu Zeit erwachte er durch den Hunger und die immer heftiger werdenden Schmerzen seiner Glieder gepeinigt, und dann kehrte ihm das Bewußtsein seines Zustandes zurück. Oft kam ihm halb der Entschluß, demselben plötzlich ein Ende zu machen, indem er sich von dem Baume herabstürzte; doch die, jedem Bessern tief inwohnende Scheu vor dem Selbstmorde, und der immer neu erwachende Gedanke an die Möglichkeit

einer Rettung, die in der nächsten Minute erfolgen konnte, hielten ihn zurück. — So schlich die Nacht mit bleierner Langsamkeit dahin, und jede Minute wog ihm ihr volles Maaß der Leiden zu.

Endlich, gegen Morgen, sank er in Schlummer; er hoffte, es werde die Ermattung des Todes sein, und er so die Bürde seiner Qualen unvermerkt abwälzen. In seine dumpfe Betäubung hinein glaubte er mehrmals fernes Schießen zu hören, doch wenn er erwachend auffuhr, merkte er, daß ihn einzelne Donnerschläge neuer, heraufziehender Gewitter getäuscht haben mußten. — Der Tag brach an, ein frischerer Wind hatte die Nebel wieder verjagt; man sahe ziemlich weite Strecken den Strom hinauf. William erhob das müde, betäubte Haupt; sein trostloser Zustand kam ihm bald wieder zum Bewußtsein. Er richtete sich mit Mühe in dem Hamac auf, und blickte, da er die Luft heitrer sah, umher. Als er sich über den Hamac hinausbeugte und nach dem Strom hinunter sah, fuhr er entsetzt zurück, und that unwillkührlich einen lauten Schrei, denn von allen Schrecken der Natur war ihm der entsetzlichste bis jetzt aufgespart worden. Er sah eine große Schlange um den Baum geringelt, die den schlanken Hals empor reckte, und fast schon mit dem Haupt zum ihm hinauf reichte. So matt und gelähmt er war, gab der eisige Schauder vor diesem Scheusal ihm doch die Kräfte

wieder, und er riß sich empor, um irgend wohin, denn die Besinnungslosigkeit ließ ihm keine Wahl, zu fliehen, oder sich hinab, in den offenbaren Tod zu stürzen, damit er nur dem gräßlicheren in den Umstrickungen der Schlange entginge. Doch nur zu einem unwillkührlichen Aufschwunge, zu keiner fortgesetzten Anstrengung reichten seine Kräfte hin; er taumelte zurück; da hörte er einen krachenden Donnerschlag wie dicht neben sich; gleich darauf einen zweiten, einen dritten! Rauchwolken zogen an ihm vorüber, mitten in ihren Wirbeln sah er plötzlich das Haupt der Schlange mit zischendem und züngelndem Rachen dicht neben sich. Dann verschwand es wieder; aber mit demselben zugleich verließen William seine Sinne, und er sank bewußtlos in den Hamac zurück.

— * —

Wie lange er in dieser Betäubung gelegen haben mochte, wußte er nicht; doch erwachte er dadurch, daß er einen stärkenden, gewürzigen Duft einathmete, und sich die Lippen von einer erquickenden Flüssigkeit benetzt fühlte. Das Bewußtsein kehrte ihm nach und nach zurück, doch konnte er sich dem Halbschlummer noch immer nicht entringen, sondern fühlte sich sanft aber unwiderstehlich von den Armen desselben umfangen. In sein Ohr drangen namenlos süße Laute, menschliche Stimmen,

aber wohllautender als er sie jemals gehört. Jetzt unterschied er deutlich seinen Namen. „William, erwache," rief es ihm aus männlicher Brust mit mildem Klange an, und „William" tönte es wie ein holdes Echo von weiblichen Lippen nach. Endlich kehrte die Kraft des Lebens wieder, und er schlug das Auge auf.

„O, so bin ich erlöst, und unter den Verklärten," rief er, und heftete das Auge in seliger Verzückung auf die Gestalten um ihn her. Denn er sah Perez, den treuen Freund vor sich knieen, und ihm zur Seite noch zwei holdere Gestalten. — „Leben sie oder sind es Vollendete! — Lebe ich, oder bin ich im Jenseit erwacht! — Alfred! Estella!"

— — Er lag in ihren Armen! —

Bald war William ganz wieder zu Kräften gekommen. Die Freude heilte schnell was Angst und Grauen zerstört und erschüttert hatten. — Perez erzählte:

„Ich war mit unsren Zambos auf der Jagd nach wildem Geflügel, und vertiefte mich zu weit in die Berge. So hatte ich das heraufkommende Gewitter, den Vorboten der Regenzeit, nicht früh genug bemerkt. Erst der rollende Donner benachrichtigte mich. Es war zu spät unsere Schaluppe noch zu sichern. Der schnell wachsende Strom hatte sie hinweggerissen, es war uns unmöglich Dich von Deinem Baum zu erretten. Eiligst

gingen wir am Strom abwärts, um unser Fahrzeug oder ein anderes aufzufinden. Nachdem wir die ganze Nacht gewandert, fanden wir am nächsten Morgen diese." Er zeigte auf Alfred und Estella. — Alfred nahm das Wort: „Wir folgten Deiner Spur seit mehreren Wochen;" — „Wie?" rief William, „und woher wußtet Ihr von mir? Wie ist es möglich, daß Ihr selbst lebt, da ich mit diesen meinen Augen im Moniteur Eure Hinrichtung durch die Guillotine gelesen?" — „Die Nachricht war falsch! Durch große Summen, die vereinigte Freunde unsres Hauses aufbrachten, wurden die Aufseher im Kerker bestochen. Es gelang ihnen, die Beamten, die uns zur Hinrichtung führten, zu täuschen, und uns im Augenblick, wo wir schon den Karren besteigen sollten, einen Weg zur Flucht zu öffnen. So galten wir für Todte, während wir aus Paris flüchteten." — „Und Dein Vater?" rief William. — „Ihm — mißlang die Flucht, — wir erfuhren seinen Tod in unserm Versteck."

Ein feierliches Schweigen unterbrach die Erzählung. Estella vergoß, an den Bruder gelehnt, sanfte Thränen.

„Im Gefängniß," fuhr Alfred fort, „hatte sich sein Sinn gewendet. Oftmals sprach er gegen mich seine Trauer aus, Deine Anerbietungen zurückgewiesen zu haben!" —

Estella blickte erröthend zur Erde; William sah sie

mit dem Blick der Liebe an; er ergriff ihre Hand, zog sie zu sich, sie sank an seine Brust. —

„Doch vollendet, vollendet, theure Freunde, die Geschichte meiner Rettung; denn noch weiß ich nicht, wie ich dem tausendfachen Schlunde des Todes der sich mir geöffnet hatte entronnen bin.“

„Wir hörten,“ nahm Alfred das Wort wieder, „daß Du geflüchtet warst und folgten Deiner Spur. Unsere Forschungen brachten uns Dir zwar näher, doch blieben sie lange vergeblich. Da führte uns der Zufall in das Landhaus, das Du bewohnt hattest. Wir ahnten nicht, wer vor unserer Ankunft das Haus verlassen hatte. Doch eines Morgens, da Estella das Schubfach eines Schreibtisches aufzieht, thut sie einen lauten Schrei, springt auf, stürzt zu mir ins Zimmer und bringt mir Dein Taschenbuch. — Jetzt wußten wir, wo wir Dich suchen sollten. Unermüdlich folgten wir Deiner Spur, und so führten uns Freundschaft und — warum soll ich es verschweigen — und Liebe hier in diese Einöde.“

„Und es war ein Glück,“ fiel Perez ein, „denn sonst wärst Du verloren gewesen, Freund. Unsere Schaluppe mag vielleicht schon auf dem atlantischen Meere treiben! Doch das Schiff dieser Freunde brachte Dir Rettung. Mit größter Anstrengung arbeiteten wir es vom Ufer bis hieher herauf. Es kostete einen Tag und

eine Nacht. Aber obgleich wir schon einen Augenblick glaubten, es sei zu spät, weil Du unsre Signalschüsse durch nichts beantwortetest, so landeten wir doch noch eben im glücklichsten Augenblick auf dem Felsen, denn die Boa —"

„Die Boa!" rief William, und ein Gefühl des Schauders kehrte in seine Brust zurück. —

„Die Boa," unterbrach ihn Perez, „erlegten ich und meine Zambos durch drei glückliche Schüsse, auf die Weite von zehn Schritten, und dann holten wir Dich herunter!"

„O meine Freunde!" rief William, und umarmte sie mit rückkehrendem Lebensfeuer und erfrischter Kraft; „wie nahe grenzen Entsetzen und Seligkeit zusammen. Beides gaben mir die drei Tage an den Ufern des Orinoko im überströmenden Maaße! Und beim Himmel, so viel ich duldete, ich kaufte diesen Augenblick nicht zu theuer." — Und die seligen Thränen, welche ihm entströmten, als er Estella an sein Herz schloß, bezeugten daß er wahr gesprochen.

Der Pflegesohn.

(Frei nach dem Französischen)

An einem Winterabende ritt Claude Ratinel den Weg von Chateau-Thierry nach seiner Wohnung. Er trieb sein Pferd an wie Jemand der Eil hat; nicht, daß er etwa noch einen weiten Weg gehabt hätte, allein der Wind war rauh und er sehnte sich danach, sich am Kaminfeuer in der Meierei von Lagoneterie, die er von den ehrwürdigen Vätern von Valsecret zur Pacht hatte, niederzusetzen und behaglich auszuruhen. Ueberdies wußte er, daß es nicht gut sey, sich zur Nachtzeit außerm Hause zu befinden; denn der unglückliche Krieg, welcher Frankreich in die Partheien von Burgund und Armagnac gespalten hielt, führte unter andern Uebeln auch das herbei, daß sich das liederliche

Gesindel auf den Straßen sehr vermehrt hatte und einzelne Häuser häufig räuberisch anfiel. Ueberdies brachte der Pächter das Geld für das Getraide, welches er auf dem Markte von Oulchi le Chateau verkauft hatte, mit, und eine Geldkatze um den Leib zu haben, war auch gerade kein Schild gegen raubsüchtiges Gesindel. — Obwohl er im Trabe dahin ritt, hatte er doch Muße genug, seine Einnahmen und die Verwendung derselben im Kopf zu überschlagen. Was er von seinem Hühnerhofe gelöst hatte, war beinahe genug, um die Pacht zu bezahlen; der Verkauf der Wolle von seiner Heerde deckte recht gut die Kosten, welche er auf die Verbesserung seines Gütchens gewandt hatte; der Erlös für das Getraide blieb ihm, um einen Nothpfennig davon zu sammeln, den er dereinst zur Ausstattung seines Töchterchens, der sanften freundlichen Louison zu verwenden gedachte. Froh über den kleinen Schatz, dachte er schon darauf, wie er ihn übers Jahr noch mehren wolle, dadurch, daß er seine Meierei verbesserte und noch höhere Einkünfte daraus zog.

Man darf wegen solcher Gedanken nicht glauben, daß Claude Ratinel ein Geizhals war, sondern im Gegentheil, er hatte das beste Herz und war mitleidig und wohlthätig wie irgend einer. Kein Unglücklicher verließ seine Thür, ohne irgend eine Unterstützung erhalten zu haben; nur, wie sich in alle menschlichen

Handlungen auch in die löblichſten ein leiſer Gedanke der Selbſtliebe einſchleicht, ſo dachte auch Claude wohl dabei: „Die Wohlthat bringt dir Segen," und gab dann doppelt. So erwartete er ſtets einen kleinen Nutzen von ſeiner Güte, und wußte ſich alles, was ihm Erfreuliches aufſtieß, durch irgend eine gute Handlung zu erklären, die er kurz zuvor begangen hatte. Daher kam es denn aber auch, daß er nicht ſelten einem, der es nicht verdiente, ſelbſt wiederholt gab, denn er kam immer auf ſeine Lieblingsphraſe zurück: „Eine gute Handlung bleibt nicht unbelohnt, die Wohlthat wird Dir Segen bringen."

Indem er ſo ſein Pferd austraben ließ, hörte er plötzlich am Wege eine klägliche Stimme. Er ſah einen Knaben am Fuße eines Baumes ſitzen, welcher die Hände rang und weinend rief: „O mein Gott, mein Gott! Es wird ſich Niemand meiner erbarmen!" — „Was haſt Du?" fragte Ratinel, und hielt ſein Pferd an. — „Ach lieber Herr, erwiederte der Knabe, „ich bin ohne Eltern und ohne Obdach, und weiß nicht, wo ich dieſen Abend etwas zu eſſen hernehmen, noch wo ich ſchlafen ſoll." — „Wie, Du haſt keine Eltern? — „Jetzt habe ich keine mehr," erwiederte der Knabe und weinte fort, „und mich friert und hungert." — „Armer Schelm!" erwiederte der Pachter, „nun ſteh nur auf und folge mir, aber ſpute Dich.

Ich habe keine Zeit mich aufzuhalten; Du kannst mir Dein Unglück unterweges erzählen; Du magst die Nacht in meinem Hause bleiben. Wie heißt Du denn?" — „Ich heiße Jacques," erwiederte der Knabe, indem er neben dem Pferde herging, „und bin der Sohn des Pachters Jacques zu la Fourbetterie. Gestern sind die Schurken die Armagnacs durch den Monsieur Etienne de Vignolles auf unsern Hof gekommen, haben alles ausgeplündert und das Haus angezündet. Meinen armen Vater haben sie gehangen, meine Mutter ist in den Flammen umgekommen. Ich weiß nun nicht, wo ich hin soll." — „Also war Dein Vater," erwiederte Ratinel, indem er die Stirn runzelte, „einer von den verfluchten Bourguignons, welche die Fremden nach Frankreich gerufen und ihnen die gute Stadt Chateau-Thierry überliefert haben?" Indessen wurde ihm dieses rasche Wort gleich wieder leid, und er setzte gutmüthig hinzu: „Nun, Du kannst nicht dafür, armer Schelm, wenn Deine Eltern auch sehr schlecht gehandelt haben; Du bist unglücklich, ich will mich Deiner annehmen. Ueberdies," setzte er bei sich selbst hinzu, indem er seinen Lieblingsgrundsatz still wiederholte: „Eine gute Handlung bleibt nicht unbelohnt, die Wohlthat wird mir Segen bringen."

„Aber Herr," schrie der Knabe, der ein wenig zurückgeblieben war, außer Athem, „wenn Ihr so schnell

reitet, kann ich nicht mitkommen." — „Du hast Recht antwortete der Pachter, „setze Dich auf die Kruppe meines Pferdes." — Der Knabe schwang sich auf, aber so rasch und keck, daß das Pferd sich erschreckte, einige Sprünge machte und sich bäumte. Um sich zu halten schlug Jacques daher beide Arme um den Pächter, dieser verlor das Gleichgewicht und beide Reiter fielen herab. Ratinel hatte sich die Hand verstaucht; Jacques kam mit einer leichten Quetschung davon, aber er schrie laut auf. „Hm!" sagte der Pachter, indem er sich aufraffte, „das ist ein schlechter Anfang zu einer belohnten Wohlthat; Du hättest leiser aufsteigen sollen." Indessen da Jacques weinte, war er ihm nicht weiter böse, sondern half ihm auf's Pferd, stieg dann selbst auf und beide kamen ohne weiteres Unglück in der Pachterwohnung an.

An einem guten Feuer von lockerem Reisig, welches im Kamin loderte, wärmte sich Jacques die erstarrten Hände; hierauf aß er mit der Familie des Pachters zu Nacht, und dankte nach dem Abendessen so geschickt und artig für die Wohlthat, die er empfangen hatte, daß der Pachter geneigt war, mehr für ihn zu thun. Am andern Morgen konnte er es nicht über sich gewinnen, den armen verwaisten Knaben wegzuschicken, sondern beschloß kurz und gut, ihn bei sich zu behalten. Anfangs zeigte sich Jacques sanft und ru-

hig, allein je mehr er sich im Hause einnistete und merkte, daß der wackere Ratinel der gutmüthigste Mann in der Welt sey, der ihn doch so leicht nicht wieder verstoßen werde, je mehr kam sein trotziger und innerlich boshafter Charakter zum Vorschein. Kein Tag verging, daß er nicht aus bloßer Lust am Bösen irgend einen Streich ausübte. Bald schlug er einer brütenden Henne die Eier entzwei; bald stieß er in der Milchkammer wo möglich den größten Topf mit Sahne um, daß der ganze Gewinn auf die Erde floß. Doch meist immer wußte er seine boshaften Streiche auf das geschickteste zu verbergen. Nie war er froher, als wenn er es so anlegen konnte, daß ein Knecht oder eine Magd gescholten wurde, oder wenn seine Zwischenträgereien und sein Ausschwatzen einen Streit zwischen den Dienstboten erregte.

Nach und nach trieb er es so arg, daß es selbst dem gutmüthigen Ratinel bisweilen leid wurde, wohlthätig gegen ihn gewesen zu seyn; indessen tröstete er sich und dachte, indem er seinen Lieblingsgrundsatz im Sinne hatte: Irgend etwas Gutes wird mir doch noch daraus erwachsen, denn man sagt ja immer: Thue recht, und Du wirst die guten Folgen sehen. Ueberdies ist Jacques ja noch jung, seine Fehler sind nur Schalksstreiche; einen klugen Kopf hat er, das kann

ihm niemand abſprechen, mit der Zeit wird er ſich beſſern.

Indeſſen wurde Jacques groß und beſſerte ſich nicht. Nur immer geſchickter wurde er, ſeine Streiche zu verbergen und ſein bösartiges Gemüth zu verſtellen. Eines Tages daher, als er eben wieder einen recht tückiſchen Streich ausgeübt hatte, nahm ihn der bekümmerte Ratinel, der ſich über ſeine ſchlechte Aufführung wie ein Vater härmte, vor, und ſprach zu ihm: „Was ſoll aus Dir werden, Jacques? Du biſt zu nichts gut, Du willſt nichts thun, Deine Aufführung wird mit jedem Tage ſchlechter. Dennoch weißt Du, daß Du auf alles das, was ich beſitze und ſammle, keine Anſprüche zu machen haſt, ſondern es, wenn ich ſterbe, allein meiner Louiſon bleibt, die gerade ſo fleißig und gut iſt, wie Du träge und tückiſch, was willſt Du alſo anfangen in dieſer Welt?“ — Jacques ſtand ſchweigend vor dem Pflegevater und ſchien in ſich zu gehen. Nach einigem Beſinnen fing er an: „Vater, zum Landmann habe ich kein Geſchick, das ſehe ich wohl ſelbſt, und wozu man kein Geſchick hat, dazu hat man auch keine Luſt. Aber laßt mich ſtudieren, und Ihr werdet Eure Freude an mir erleben. In kurzer Zeit will ich der beſte Schreiber in der ganzen Gegend ſeyn, und niemand ſoll ein Heiligenbuch beſſer ausmalen können als ich. Jacques hatte nicht Unrecht;

zu dergleichen Arbeiten besaß er Geschick genug und hatte es schon zu Zeiten gezeigt, wenn einer der würdigen Väter aus Valsecret auf den Pachthof kam, oder gar der Vater ihn mit einer Bestellung auf das Kloster gesendet hatte. Ratinel dachte: Hast Du so viel an ihm gethan, so willst Du auch das noch thun, und es wird sich gewiß endlich belohnen. Zwar Geld genug wird es kosten, allein ich darf ihn doch auch nicht auf der Landstraße aufgerafft haben, ohne ihn in den Stand zu setzen, dereinst sein Brod selbst zu verdienen. Am andern Morgen gingen sie daher zusammen nach der Stadt, wo sie den besten Lehrer im Schreiben aufsuchten, der es übernehmen wollte, Jacques in der Kunst zu unterrichten, Meß- und Heiligenbücher abzuschreiben, Vignetten dazu zu zeichnen, und sie mit dem schönen Blau, Roth und Gold auszumalen, welches für ewige Zeiten Glanz und Farbe behält. Sie fanden einen Meister auf, der vortreffliche Bücher abgeschrieben hatte; allein der Preis, welchen er für seinen Unterricht forderte, war hoch. Dennoch entschloß sich Ratinel, das Geld daran zu wenden, und wurde mit dem Meister Handels eins. Jacques ging nun alle Morgen nach der Stadt, um zu lernen, und Abends kam er nach der Pächterei zurück, um daselbst zu schlafen. So kurze Zeit er im ganzen hier zubrachte, so fand er doch noch immer Zeit genug, um boshafte Streiche in Menge

auszuüben. Indeſſen waren die Berichte ſeines Lehrers ſehr günſtig; er machte reißende Fortſchritte; ſo war denn Ratinel weniger ſtreng gegen ihn, und tröſtete ſich damit, daß er einen gelehrten Pflegeſohn haben werde. Nach und nach, da Jacques immer eifriger und geſchickter wurde, fing dieſer Gedanke an ſeinem Stolz zu ſchmeicheln; er baute Luftſchlöſſer darauf. „Ich merke doch," dachte er für ſich, wenn er bei der Arbeit auf dem Felde war, „eine gute Handlung bleibt nicht unbelohnt, die Wohlthat wird mir Segen bringen! Jetzt fängt meine Mühe und Sorge um Jacques an ihre Früchte zu tragen. Er wird ein großer Gelehrter werden! Noch etliche Jahre und er kann meine Louiſon heirathen, und ſie braucht nicht die Frau eines einfachen Landmanns zu werden. Sie ſind faſt gleichen Alters. Zuſammen erzogen, werden Sie einander lieben. Und wer ſollte denn meine Louiſon nicht lieben? Sie, die ſo hübſch iſt, deren große ſchwarze Augen von ſo langen Wimpern beſchattet werden, ſie mit ihren friſchen Lippen und Wangen, ihren weißen weichen Armen! O gewiß werden ſie ſich lieben! Und ich, — nun ich bin ein Mann, der etwas erſpart hat! Und ich werde noch mehr ſparen, alles für ſie, für meine Kinder! Wenn ſie mir dann dereinſt die Augen ſchließen, werde ich ihnen Vermögen und Glück zum Erbtheil laſſen, und ſie werden mein Andenken ſeg-

nen!“ Solche Träume machten Ratinel's Glück aus, wenn man bitter getäuschte Hoffnungen Glück nennen kann!

Es verging fast ein Jahr. Da brach zu Chateau Thierry die giftige Seuche der Blattern aus, und richtete große Verheerungen an. Vielleicht wäre Ratinel in seiner einsam gelegenen Wohnung von dem Uebel nicht heimgesucht worden, wenn Jacques nicht täglich in die Stadt gegangen wäre. Allein um seine Lehrzeit bald zu beendigen, ging er nach wie vor zu seinem Lehrer nach Chateau Thierry. Es dauerte auch nicht lange, so erkrankte er und theilte der Tochter seines Wohlthäters das gefährliche Gift mit. Dies veranlaßte große Unruhen und Wehklagen in der stillen Pächterei, denn in jenen Zeiten der Rohheit und Unsicherheit war ein Arzt gar eine seltne Sache. Und was vermochte auch die Wissenschaft der damaligen Aerzte gegen die Macht einer solchen Krankheit? Ratinel zog alles zu Rathe, was sich nur in der Nachbarschaft auf die Heilkunde verstand, mit der zu jener Zeit die Astrologie fast immer verbunden war. Allein alle gaben sie Mittel, die nichts fruchteten, die einander widersprachen, oder beantworteten die ihnen vorgelegten Fragen auf so dunkle Weise, daß der Sinn der Antwort durchaus nicht zu enträthseln war. Nur in einem Punkt waren sie alle derselben Meinung, indem sie nämlich, falls ihre

eigenen Mittel die Krankheit nicht bezwingen sollten, sämmtlich eine und dieselbe Frau bezeichneten, die ihnen an Erfahrung und Kunst weit überlegen sey. Dies war eine Alte, welche man die Gytana, das heißt die Aegypterin oder Zigeunerin nannte. Allgemein im Volk galt sie für eine Frau, die mit den tiefsten Geheimnissen der Natur vertraut sey; von der Unfehlbarkeit ihrer Prophezeihungen wußte man viel zu rühmen. Sie hatte eine olivenbraune Gesichtsfarbe, dunkel flammende Augen, langes schwarzes Haar. Wenn sie ihre Künste begann, ihre Sprüche ertheilte, gerieth sie in eine Art von prophetischer Begeisterung. Es erhöhte ihren Ruf, daß niemand ihre Herkunft, ihren Namen kannte. Man wußte nur so viel, daß sie lange Zeit in den Pyrenäen umhergestreift, und dann mit dem Heer des Connetable nach dem Innern Frankreichs gezogen war. In der letzten Zeit hatte sie sich dem Glücksstern des berühmten Ritters La Hire zugesellt, der im Namen des Dauphins Gouverneur von La Ferté Milon war, und heilte in seinem Lager die Krieger, welche Wunden vor dem Feinde erhalten hatten. Man wußte merkwürdige Geschichten davon zu erzählen, welche Kraft ihre Worte hatten; ein Blick reichte hin, das Blut zu stillen, und wenn sie die schwerste Wunde nur mit ihren Händen drückte und strich, so heilte sie in

wenig Tagen zu, so daß keine Spur mehr davon zu sehen war. —

Zu ihr begab sich Ratinel mit klopfendem Herzen, denn er fürchtete die Zaubermutter ein wenig, und glaubte fast seinen christlichen Pflichten Eintrag zu thun, wenn er ihre Hülfe nachsuchte, die vielleicht selbst vom Teufel Beistand empfing. Er fand sie in einer Höhle am Ufer der Loire, wo sie unter allerlei seltsamen Zeichen und Geberden in einem Kessel, der auf Kohlen stand, einen Trank bereitete. Ratinel wollte eintreten. Doch sie erhob die Hand drohend gegen ihn, und wies ihn zurück; er wollte gehn, allein sie winkte ihm zu bleiben. Er wollte sprechen, sie hieß ihn schweigen.— So stand er unentschlossen und wußte nicht, was er thun sollte. Die Gytana aber kümmerte sich nicht darum, sondern setzte ihre Beschäftigung fort. Nach etwa einer halben Stunde stand sie vom Feuer auf, trat vor die Höhle und sprach: „Was willst Du, Ratinel!" Er erstaunte, daß sie ihn kenne; doch trug er ihr sein Anliegen vor. „Dazu habe ich eben den Trank gekocht," sprach sie im gleichgültigsten Tone, und Ratinel trat vor Staunen einen Schritt zurück. Sie aber fuhr fort: „Ich weiß nicht, ob ich Deinen Kindern helfen kann; aber ich weiß noch weniger, ob Du es willst, denn ich fordere bisweilen seltsamen und hohen Lohn." — „Ich gebe Dir was ich vermag," antwortete Ratinel, und

zog seine mit Silberstücken wohlgefüllte Börse hervor. Doch die Alte lachte und sprach: „Dein Geld behalte, ich kann's nicht brauchen; das mache ich mir selbst so viel ich davon haben will. Laß uns zusammen gehn; erst wenn ich Deine Kinder sehe, sage ich Dir, was ich verlange." — — Ratinel war erfreut, sie so bereitwillig zu finden. „Doch," setzte er scheu hinzu, „werdet Ihr mir folgen wollen, weise Gytana, da ich nahe an einer Stadt wohne, die die Engländer besetzt halten? Und man weiß doch, daß ihr des Messire La Hire's Leuten gute Dienste leistet." — Sie Alte erwiederte nichts darauf, sondern nahm ihren Stab zur Hand und sprach: „Kömm." — Sie gingen. Es wurde dunkel ehe sie die Wohnung Ratinels erreichten, doch war der Himmel sternenhell. Die Gytana trat an Louisons Lager, betrachtete sie lange, und sprach dann: „Arme Chipi! Arme Chipi!" — „Was wollt Ihr damit sagen?" fragte Ratinel, und heftete seine Blicke bang auf die gefurchte Stirn der Alten. „Mein Freund," sagte diese, „Chipi heißt so viel als ein Kind in der Sprache, wie wir sie in den Bergen mit den Basken reden. Aber es wundert mich nicht, daß Du das nicht verstehst. Denn Du weißt doch, der Teufel selbst ist sieben Jahre in Biscaya gewesen, aber hat die Sprache nicht lernen können. — Arme Chipi! Es wäre besser sie stürbe! Aber sie wird nicht sterben, Vater! Arme

Chipi, sie ist recht unglücklich!" — Ratinel führte sie jetzt zu Jacques Bett. Als sie ihn erblickte, schauderte sie zurück und rief aus: „Du Rabe! Es! Es! (Nein! Nein!) Den heile ich nicht! Es bringt Unheil, einem Bösen Gutes zu thun! Er hat ein schlechtes Herz! Es! Es! Du Rabe!"

Ratinel bat! Er bot seinen ganzen Beutel mit Silberstücken! Die Gytana blieb unerbittlich. Endlich sagte sie: „Gut, Du bittest mich um Dein Unheil! Ich will Dir willfahren! Aber höre was ich von Dir fordere. Du mußt der heiligen Sache der Armagnacs, der Du im Herzen längst zugethan bist, dienen. Jedesmal wo die Engländer Chateau Thierry verlassen, mußt Du die Truppen an der Loire davon benachrichtigen, daß dieselben nicht unvermuthet überfallen werden. Gehst Du die Bedingung ein?" — Ratinel zögerte. Es ging an sein Leben! Rings umher lagerten Engländer und wohnten engländisch Gesinnte. Kam es heraus, daß er den Feind warnte, so hing man ihn auf. Indessen er betrachtete Jacques, der von schwarzen Blattern bedeckt, entstellt, ächzend und wimmernd vor ihm lag. Die Gytana schwur, ihm nicht einen Tropfen Wasser zu reichen, als unter der gestellten Bedingung, — so gab er nach und gelobte mit einem feierlichen Eide auf's Krucifix, was die Alte von ihm verlangt hatte. Sie reichte jetzt beiden Kranken den bereiteten Trank und

ging. Schon am andern Tage, als sie wieder kam, befanden sie sich viel besser. Die Gytana betrachtete Louison stets freundlich und wiederholte ihr: „Arme Chipi!" Jacques aber gewährte sie ihre Hülfe nur mit Widerwillen, trotz dem was ihr Ratinel versprochen hatte, und oftmals murmelte sie ein baskisches Sprichwort vor sich hin, welches lautete:

Erroya has eçac
Beguiac dedezac!

Ratinel hörte es so oft, daß er es endlich auswendig behielt. Er sprach es absichtlich in Gegenwart der Gytana laut aus. Sie sah ihn mit einem furchtbaren Blick an, und sprach: „Ich wollte Du verständest es! Aber auch wenn ich's Dir deutlich mache, wirst Du's nicht verstehn. Es heißt: „Fütt're einen Raben, so hackt er Dir die Augen aus!" — Damit verließ sie die Hütte und kehrte nicht mehr wieder, denn die Kranken waren nun so weit genesen, daß sie ihrer Hülfe nicht mehr bedurften. Allein welche Trauer überfiel den armen Ratinel, als er sah, daß seine liebe, sanfte, hübsche Louison völlig unkenntlich geworden war. Die Augenlider blieben roth, die Wimpern waren ausgefallen. Tiefe Furchen hatten ihr das freundliche Gesicht zerrissen; ihre Brust war durch die Gewalt des Uebels geschwächt, daß sie nur mühsam ging und Athem holte. Jacques dagegen zeigte fast keine Spur von der Krankheit auf seinem Ge-

ſicht. So ungleich war das Schickſal in ſeinem Urtheil! Die arme Louiſon hätte es vielleicht nie erfahren, wie häßlich ſie geworden war, denn zu jener Zeit waren die Spiegel ein noch unbekannter Luxus, zumal in einer Pachterwohnung. Allein Jacques fand eine Freude daran, es ihr täglich vorzuſagen, ſie immer wieder daran zu erinnern. Endlich ſchenkte er ihr ſogar einen Spiegel von Stahl, den er in der Stadt aufgetrieben hatte; dies war das einzige Geſchenk, welches er ſeiner Schweſter jemals gemacht hatte. Louiſon blickte hinein und trat erblaſſend und vor ſich ſelbſt erſchreckend einen Schritt zurück; dann floſſen ihre Thränen leiſe, ſie ſeufzte auf, ſprach aber kein Wort. Jacques lachte höhniſch und fragte: „Nicht wahr, Du ſiehſt gut aus? Es iſt ein ſchönes Ding um einen Spiegel!“ — —

Von jener Zeit an, war Ratinel tief traurig. Zwar dachte er wohl noch zuweilen an ſeine Luftſchlöſſer, und wenn er ſein eigenes Herz fragte, ſo konnte das Unglück, welches ſeine Louiſon betroffen hatte, Jacques Liebe zu ihr nur vergrößern. Wenn er aber auf der andern Seite ſahe, wie ſein ſonſt ſo hübſches Kind oft einen unwillkührlichen Schrecken bei denen erregte, die ſie unvermuthet erblickten, wenn er ſahe, wie wenig Mitleiden Jacques mit ihr zu haben ſchien: dann ſtiegen doch düſtre Beſorgniſſe in ihm auf, daß die Zu-

kunft ſeiner Louiſon eine unglückliche werden könne. Heirathen, dachte er, wird er ſie wohl, wenn er dadurch der Erbe meines hübſchen Gütchens wird, allein ob er ſie liebhaben, ob er ſie ſanft und freundlich ſein Lebelang behandeln wird, wer will mir dafür ſtehn? — — Je nun, man muß abwarten was geſchieht, tröſtete ſich Ratinel weiter; wenn er die geſetzten Jahre erlangt haben wird, wo man heirathet, ſo denke ich wird er auch wohl ſo viel Vernunft und Liebe bekommen haben, daß er einſieht, er dürfe mein armes Kind ſein Unglück nicht entgelten laſſen, ſondern müſſe doppelt freundlich und wohlwollend zu ihm ſeyn, um es zu tröſten. Ich werde ihm immer mehr Gutes thun, und täglich freundlicher zu ihm werden, das wird er mir ſchon vergelten; was ich an ihm thue, thue ich meiner Louiſon. Ich will alſo weder Koſten noch Mühe ſparen, daß etwas Tüchtiges aus ihm werden ſoll. Der Faſtnachtsabend kommt heran, da halten die Schüler von Chateau-Thierry ihren Hahnen-Wettkampf. Mein Jacques ſoll auch dabei ſeyn, und er ſoll nicht den ſchlechteſten Hahn haben, dafür ſtehe ich! Ich will nur gleich meinen großen ſpaniſchen auf gute Fütterung ſetzen, damit ich Jacques überraſchen kann, wenn er zu mir kommt und mich bittet, denn das weiß ich gewiß wird er thun. — —

Die Faſtenzeit war herangekommen. Am Tage vor dem Faſtnachtsabend ging es beim Vater Guibal, der

zum burgundiſchen Kreuz in Chateau-Thierry einen Weinſchank hielt, ſo luſtig her, daß es ſelbſt dem Wirth faſt zu bunt wurde. Der Carneval mußte über die Gebühr durſtig gemacht haben, denn die Schüler von Chateau-Thierry, welche den Vorabend ihres Königsfeſtes feierten, ſaßen auf der einen Seite der großen Trinkſtube, engliſche Soldaten in einer andern Ecke, und den übrigen Raum erfüllten eine Menge anderer abentheuerlicher Masken. Man ſchrie, lachte, zankte und jubelte durch einander; die Kriegsknechte ſangen ein Lied, was ſchwerlich aus dem Geſangbuche genommen war, im Nebenſaal erſchallte der gellende Klang einer Schalmei und eines Dudelſacks, und die hübſcheſten Jungfern von Chateau-Thierry drehten ſich im Tanze mit den Soldaten. Vater Guibal ſchenkte den Wein in vollen Kannen aus, und konnte doch den Durſt ſeiner Gäſte nicht raſch genug ſtillen, denn bald hier bald dort klingte man mit dem zinnernen Becher an die Kannen, und rief: „Hier Wein her, Jungfer Roſette, Wein her,“ und das ſchmucke Schenkmädchen mit den ſchwarzen Locken und Augen mußte geſchwind wie ein Reh auf den Füßen ſeyn, um allen Gäſten ſchnell zu genügen, die da verlangten, daß ſie ihnen den Trunk mit ihren friſchen Lippen kredenzen ſollte. Der einzige in der ganzen Verſammlung, der nicht aufgeweckt ſchien, war Jacques, er ſaß an der Ecke des Tiſches in Nach-

denken verſunken da, und nur von Zeit zu Zeit wendete er ſich an ſeinen neben ihm ſitzenden Lehrer, und ſprach leiſe aber ſehr ernſthaft mit ihm.

„Beim heiligen Crispinus, dem Schutzpatron dieſer Stadt," rief ein Schüler, „ich verwette meine morgende Köngiskrone, oder wenn Einer lieber will, ein Maaß vom beſten Wein, den Vater Guibal im Keller hat, daß Jacques da unten auf irgend einen Teufelsſtreich denkt, ſo etwa wie neulich, wo er dem alten Hauswart ſo geſchickt eine Fallgrube gegraben hatte, daß der arme Schuft bis über den Hals hineinfiel und faſt die alten Gliedmaßen gebrochen hätte. Nun, wer will wetten?"

„Ha, ha, ha," entgegnete ein anderer Schüler, „Deine Königskrone von morgen früh iſt auch wohl des Wettens werth. Du denkſt doch wohl nicht daran, unſer Monarch zu werden?" — „Kein Streit" riefen andere dazwiſchen, laßt uns lieber unſer Königslied ſingen. Vielleicht ärgern wir ſogar die Schufte, die Engländer, damit."

Und ſofort ſtimmte der volle Chor der Schüler an:

Quand li roi fut couronné
A la sainct Jéhan d'été.
Vive! En France
La reigne Blanche!

„Was Teufel!" rief einer der Engländer aus, der ſich vom Wein etwas erhitzt hatte, „ich glaube, die Irrwi-

sche da wollen uns necken! Es giebt keine andere Königin in Frankreich, als Madame Isabeau! — Schweigt, ihr Zwerge, ihr Milchbärte, ihr Gelbschnäbel! Es lebe Madame Isabeau!" — Die Schüler, auch durch den Wein muthiger als gewöhnlich, sangen desto lauter:

Vive! En France
La reigne Blanche!

und hatten ihre Freude daran, zu sehen, wie die Engländer vor Zorn so roth wurden wie die rothen Hahnenbüsche auf ihren Helmen. „Was meint ihr," fing der erste wieder an, „soll ich einmal den Schulmeister der Burschen da machen? Die flache Klinge oder Karbatsche, das kommt auf eins heraus! Ich dächte wir zögen sie hier einzeln über die Schemel und ließen sie rathen, womit sie ihre funfzig bekommen!" Dabei stand er zugleich auf, zog seinen breiten Haudegen heraus, und wollte nach dem Tisch der Schüler gehn. Ein Theil seiner Kameraden wollte ihm nach, ein anderer hielt die Erbitterten zurück. Die Schüler dagegen ergriffen tüchtige Knittel und dachten darauf, die Schemel zu ihren Schilden zu machen, und zugleich rief der übermüthige junge Vorsitzer, ein Bursch von noch nicht sechszehn Jahren, herausfordernd aus: „Nur näher, Ihr langer englischer Trunkenbold, wir wollen Euch auf französische Art zum Ritter schlagen, daß Ihr in Eurem

Leben nicht wieder unsere Königin Blanche zu verunglimpfen wagt."

Auf die trotzig übermüthige Rede sprangen die sämmtlichen Engländer auf, und im gleichen Augenblicke auch sämmtliche Schüler, indem sie die Schemel, auf denen sie gesessen hatten, hoch in die Luft schwangen. Und jetzo wäre es zu einer vielleicht blutigen Fastnachts-Schlacht gekommen, wenn nicht auf der einen Seite Meister Laurentius, Jacques Lehrer und der Aufseher der ganzen Schule, und auf der andern der alte Vater Guibal mit einer mächtigen zinnernen Weinkanne in der Faust dazwischen gesprungen wäre, und den Frieden vermittelt hätte. „In nomine Dei, patris et filii! Quid agitis!" rief Meister Laurentius, und runzelte die schwarzen finstern Augenbraunen. „Holla, ho! Beim St. Crispin! Ruhig in meinem Hause, Ihr Herren!" rief Guibal und hielt die Kanne wie einen Bollwerksthurm der andringenden Schaar entgegen. „Wollt Ihr eine Schlacht liefern, so geht hinaus vor den Wall, oder marschirt nach Remont-Boisin, wo die Vorposten des Messire La Hire stehn, aber hier in meiner Trinkstube muß Ordnung seyn, oder ich rufe die Schaarwache herbei!" – „Pax vobiscum!" intonirte Meister Laurentius und machte das Zeichen des Segens, „Ihr ereifert Euch zur Unzeit, werthe Herren! Die Königin Blanche müßt Ihr wissen gehört zum Feste morgen;

wenn Ihr wollt werde ich Euch das mit Ruhe erklären! Aber gebt mir dazu erst ein Maaß Wein," wandte er sich zum Vater Guibal, ohne weiter zu fragen, ob man seine Erklärung anhören wollte, denn er war es gewohnt, sich ein gewichtiges Ansehn zu geben, wo es galt, eine Rede zu halten. Da seine Schüler ehrerbietig da saßen, so meinten die Kriegsknechte ihrerseits auch, es zieme sich für sie und werde ihnen Ansehn geben, wenn sie dem gelehrten Manne ehrerbietig zuhörten. Er setzte sich, that einen tiefen Trunk und hub an:

„Hier ist nur von einer Fastnachtskrone die Rede. Sehet, morgen wird hier der König der Neude, roy de la Neude nannten ihn unsere Voreltern schon seit undenklichen Zeiten, gekrönt. Was die Sache ist, wißt Ihr; nämlich jeder Schüler von Chateau-Thierry bringt am Fastnachtsdienstage einen Hahn herbei, und alle diese Hähne läßt man nacheinander zusammen kämpfen, und der Schüler, dessen Hahn siegreich bleibt, heißt der König der Neude. Aber der Name! Der Name ist schwer zu deuten! Einige wollen ihn ableiten von dem alten Wort neu, was so viel bedeutet als neuf oder nouveau, so daß es dann hieße, der König der Jugend, nämlich der jungen Leute; allein diese Herleitung bleibt zweifelhaft und eine andere kennt niemand, sogar ich selbst nicht. Eben so wenig kann man mit Gewißheit sagen,

wer den Gebrauch selbst eingesetzt hat. Einige meinen, es sey die Königin Bianca von Castilien gewesen, die Mutter des heiligen Ludwigs; aber der Rundreim, den die jungen Leute dabei singen, paßt keinesweges zu dieser Ableitung, obwohl er uns von unsern Urvätern her überliefert worden ist. Denn, hört einmal aufmerksam zu, wie heißt es in diesem Liede?

Quand li Roy fut couronné
A la sainct Jéhan d'été, etc. etc.

Dies paßt aber weder auf den Mann noch auf den Sohn der Königin Bianca von Castilien; denn bei Gelegenheit der Krönung Ludwigs des achten, wurden zwar die Schulen geschlossen, wie der berühmte Dichter Nicolas de Braïa, der die Thaten dieses Königs besungen hat, in folgenden Versen berichtet:

„Tunc labor et studium logicorum, lisque quiescit
Cessat Aristoteles, nec Plato problemata ponit."

allein von einer neuen Institution zu Gunsten der Schüler und Studenten erzählt kein Chronikant jener Zeit!"

Die Engländer saßen da und hörten mit halb offnem Munde und starren Augen der gelehrten Rede

zu, von der sie jedoch nichts verstanden; es stand ihnen aber, meinten sie, selbst höchst gelehrt, wenn sie mäuschenstill aufhorchten, und dann und wann beifällig nickten.

„Ueberdies," fuhr Laurentius fort, und warf sich in die Brust, da er sah, welchen Eindruck seine Gelehrsamkeit machte, „ist weder Ludwig der achte, noch Ludwig der neunte am St. Johannistage im Sommer gekrönt worden, sondern Ludwig der achte wurde im August am Tage des heiligen Sixtus gekrönt, und von Ludwig dem neunten weiß man es ganz genau, denn es heißt in der gelehrten Chronika von Wilhelm von Nangis: „„Der gebenedeite Herr Sanct Looys empfing die heilige Salbung am Sonntage Adventus unseres Herrn, durch die Hand des gnädigsten Monseigneur Jaques, Bischof von Soissons, weil zur Zeit der Sitz des Erzbischofen zur alten Stadt Rheims erlediget war."" Seht Ihr, so heißt es wörtlich. Andere sind daher der gelehrten Meinung, daß diese Einrichtung von Blanca von Artois herstamme, welche die Nichte des heiligen Ludwig war. Ich selbst, muß ich Euch sagen, glaube, daß diese Hahnenkämpfe eigentlich britannischen Ursprungs waren — —" „Ja, ja! So wird es seyn!" riefen die Engländer unterbrechend, und freuten sich, daß ihrer Nation die Ehre derselben zukommen sollte, — „denn" fuhr Laurentius fort, ohne sich stören zu lassen,

„Bianca von Artois heirathete in zweiter Ehe den Grafen Edmund von Lancaſter, und daher — —"

„So iſt's!" rief der Vorſitzer am engliſchen Tiſch. „Von den Engländern ſtammt der Hahnenkampf! Ihr ſeyd ein grundgelehrter Mann, Ihr ſollt leben! Hoch!" — Im Grunde hatten alle des Redens ſatt, und waren froh, daß es wieder ans Trinken ging. So verſöhnten ſich die Gemüther raſch, und ſtießen mit den großen Humpen wacker an. Laurentius aber, der noch gern eine Weile fortgeredet hätte, rief in den Lärmen hinein: „So ſeht Ihr wohl, Ihr Herren Engländer, daß unſere Lieder Euch keinen Anlaß zum Zorn zu geben brauchen. Wir feiern morgen ein Feſt, das Euren Ruhm ſo gut auf die Nachwelt bringt als unſern. Alſo ſtellt Euch hübſch bei dem Kampfe als Zuſchauer ein, und bewegt auch den Herrn Commandanten, daß er den Triumph des Siegers verherrlichen hilft! Alſo morgen, auf Wiederſehn!" Damit leerte er ſeinen Humpen und ging hinaus. Die Schüler folgten ihm, denn es war ſchon ſpät in der Nacht, und mancher hätte auch trotz der Finſterniß auf den Gaſſen von Chateau-Thierry Noth gehabt, ſeine Wohnung aufzufinden.

Am andern Morgen lange vor Tagesanbruch war Jacques ſchon auf und pochte an Ratinels Schlafkammerthür. „Wer iſt da? Was giebt's?" fragte dieſer; Jacques nannte ſeinen Namen und trat ein. „Guten

Morgen, mein Junge," redete ihn Ratinel, der einen sehr guten Traum gehabt hatte, an, „was bringst Du? Fast möchte ich wetten, ich weiß es schon vorher!" — „Ich hätte wohl eine Bitte an Euch, Vater Ratinel!" erwiederte Jener. „Siehst Du! Da habe ich Dich!" rief Ratinel, und sprang aus dem Bett. „Aber meinst Du, ich hätte nicht schon im Voraus an Dich gedacht? Meinst Du, ich würde es vergessen, daß Du heut gern König der Neude würdest? Aber sieh einmal her," — dabei schlug er ein über einen Käfig gebreitetes Tuch zurück, — „sieh her, ob Du auf zehn Lieues in der Umgegend solch einen Kampfhahn findest, wie hier in meinem hölzernen Guckkasten zu sehen ist. Sieh nur die breite Brust, die er hat, und wie er den Kopf trägt. Und da, das glänzende, feurige Auge, den harten Schnabel, und was er für festes Fleisch hat, und die scharfen Sporen! Ich sage Dir, das ist ein Kerl, der siegen muß! Seit drei Monaten habe ich mich aber auch auf allen Märkten umgesehn, damit Du einen tüchtigen Ritter im Hahnenturnier stellen könntest! Nun, was meinst Du?"

„Ich danke Euch, Vater Ratinel, ich danke Euch bestens," entgegnete Jacques; „ich glaube selbst, Ihr habt durch Eure Wahl meinen Sieg gesichert." —

„Ja mein Junge, ich verwette ein feistes Kalb dar-

auf, Du biſt morgen König der Neude. Ich höre ſie ſchon im Geiſte rufen: „Vive le roy de la Neude!"

„Ich glaube es auch," erwiederte Jacques, „und freue mich von ganzem Herzen dazu, allein —"

„Junge, was denkſt Du von mir?" fiel ihm Ratinel ins Wort; „glaubſt Du etwa, ich weiß nicht, was es heißen will, König ſeyn? Die Krone iſt und bleibt eine Laſt, ſelbſt im Scherz, das weiß niemand ſo gut als ich. Aber ich werde Dich nicht ohne Schatz laſſen; denn das war es doch, was Du noch auf dem Herzen haſt. Die Carnevals-Luſtbarkeiten werden Deinen Säckel auch geleert haben; ich weiß was Bänder und Näſchereien koſten, und daß der alte Graubart, der Guibal, ſeinen Wein nicht umſonſt ausſchenkt, ſondern einen Sous für das Maaß verlangt, der alte Wucherer! Aber ſein Wein iſt gut, und Du als König ſollſt vom beſten trinken und geben. Du mußt freigebig ſeyn, ich weiß es, darum bin ich es auch. Hier nimm!" Dabei drückte er ihm ſechs halbe Francs in die Hand, eine Summe, die zu jener Zeit ausreichte, um das luſtigſte Gelag zu beſtreiten.

„Wahrhaftig," rief Jacques, „Ihr ſeyd ſehr gut, Vater Ratinel! Dieſe Eure Güte giebt mir Muth, Euch eine Bitte vorzutragen, die ernſterer Art iſt, als jene Kindereien."

Ratinel horchte hoch auf; das Wort gefiel ihm nicht,

das Jacques gebrauchte, und überhaupt freute er sich nicht herzlich genug, und er selbst hatte sich doch schon so lange auf den Tag gefreut, wo er ihn mit diesen Geschenken erfreuen wollte, die seiner Meinung nach die Wünsche eines so jungen Menschen über alle Erwartung befriedigen mußten. „Indessen," dachte er, „jeder Mensch hat seine Weise, und Jacques ist nun einmal so. Du thust ihm Liebes an, und er wird dessen gedenken. Eine gute Handlung bleibt nicht unbelohnt; jedenfalls wird Dir die Wohlthat Segen bringen." — „Nun, was wäre denn das?" fragte er Jacques recht freundlich.

„Seht," entgegnete dieser, „die Bücher, die ich abschreibe, sind jetzt so gut und besser, wie die der geschicktesten Schreiber. Aber ich darf mich noch nicht Meister nennen; ich gelte nur für einen Lehrling, einen Schüler, und kann mein Brot nicht damit gewinnen, weil ich weder einen Laden noch eine Kundschaft habe. Nun habe ich gestern Abend mit meinem Lehrer, dem Meister Laurentius, beim Vater Guibal ausführlich gesprochen, und er ist bereit, mir seinen Meistertitel und die ganze Kundschaft abzutreten, wenn ich ihm zweihundert Livres bezahle. Der Preis ist freilich etwas hoch, aber er will einmal nicht anders, und läßt keinen Sous, keinen Heller davon ab. Nun habe ich darauf gerechnet, Vater, daß Ihr mir das Geld gebt!"

„Jacques, wo denkst Du hin," rief Ratinel erstaunt und that einen Schritt rückwärts; „das ist ja eine ungeheure Summe! Es ist mehr als ich für meine arme Louison aufgespart habe, um sie auszusteuern! Und sie braucht eine reiche Aussteuer, seit sie das Unglück mit der Krankheit gehabt hat. Ich kann ihr doch nicht Deinetwegen Alles nehmen?"

„So weiß ich nicht, was ich in der Welt anfangen soll," rief Jacques und drehte sich im Verdruß trotzig um. „Ich könnte Euch ja das Geld mit der Zeit zurückgeben," — fuhr er nach einigen Augenblicken sanfter fort. „Ich werde schon etwas damit gewinnen."

„Jacques, Du kennst mich, ich bin Dir gut, aber das ist zu viel für meine Kräfte. Mein leibliches Kind geht vor! Ueberdies habe ich so viel Geld gar nicht."

„Die ehrwürdigen Herren Patres von Valsecret schießen Euch gewiß vor," antwortete Jacques.

„Ja, nur, wenn ich ihnen die Meierei in Pfand gäbe, die sie mir gern wieder abnehmen möchten; aber das geht nicht. Ich könnte sterben, ehe ich sie ausgelöst hätte, und was würde dann aus Louison! Nein Jacques, nimm Vernunft an, so gern ich etwas für Dich thäte, — es geht nicht! Schlag Dir's aus dem Sinn! Vielleicht findet sich bald eine andre, wohlfeilere Gelegenheit!"

„Wenn sie nicht vom Himmel fällt," rief Jacques mit Thränen des Verdrusses im Auge, „so wüßte ich nicht, wo sie herkommen sollte! — Aber ich wußte es wohl voraus, daß Ihr mir nichts geben würdet," fuhr er fort, indem er sich mehr und mehr erhitzte, „denn Ihr geltet in der ganzen Gegend für einen Geizhals, und habt niemals etwas für mich thun wollen!"

„Jacques! Jacques! Bist Du es wirklich, der so zu mir spricht!" rief Ratinel aus, und schlug die Hände über dem Haupt zusammen; „ich habe Dich halb verhungert von der Landstraße aufgerafft und in mein Haus gebracht, ich habe Dich ernährt und gekleidet, und etwas lernen lassen, und Du wagst mir zu sagen, ich hätte nichts für Dich gethan? Schäme Dich, Du Undankbarer!"

„Ja, Ihr habt mich als Knaben ernährt, und wollt mich, da ich erwachsen bin, verhungern lassen! Das ist's, was Ihr für mich thut," erwiederte Jacques erbittert. „Aber seht zu was Ihr thut! Wollt Ihr mir das Geld nicht geben, so weiß ich was ich zu thun habe. Ich werde mir's schon auf andere Weise zu verschaffen wissen! Es giebt Dinge, die, wenn sie der englische Commandant in Chateau-Thierry hört, gut bezahlt werden! Ich weiß —"

„Unglücklicher, halt ein," rief Ratinel und drückte

ihm die Hand auf den Mund. „Was weißt Du! Was darfst Du wissen! Womit darfst Du mir drohen?“

„Ich weiß, wer auf die hohe Buche im Busch hinterm Hause allemal eine Stange mit einem weißen Tuch aufsteckt, wenn die Engländer aus Chateau-Thierry gegen die Leute des Messire La Hire ausrücken, und wer Nachts ein Bund Stroh anzündet, daß es die ersten Posten zu Remont-Voisin sehen können! Ich weiß, wer das thut, und kann es verrathen!“

Jetzt brach Ratinels Langmuth. „Nichtswürdiger! Elender!“ rief er, und packte Jacques bei den Schultern, „Du weißt aber auch, warum ich das thue! Du weißt, daß ich Dein Leben gerettet habe durch dieses gefährliche Versprechen! Weißt, daß die Gytana, die Dich heilte, dies zum Lohn verlangte! Längst begraben wärest Du, wenn ich das nicht gethan hätte. Und das willst Du verrathen! Wage es, Du Nichtswürdiger, das noch einmal zu sagen!“

„Es wäre mir lieber, Ihr hättet mich damals sterben lassen, als daß Ihr mich jetzt verhungern laßt,“ war Jacques trotzige Antwort, indem er sich losriß; „entweder thut, was ich verlange, oder ich sorge für mich, wie ich Euch gesagt habe. Wer weiß, wieviel Euch die Schurken, die Armagnacs, die mir mein Erbtheil genommen und meinen Vater gehangen haben, dafür bezahlen, daß Ihr ihr Spion seyd!“

„O hätten sie Dich mitgehangen, Du Drachenbrut!“ rief Ratinel, der sich vor Zorn nicht mehr kannte; und zugleich ergriff er in der Wuth die Feuerzange, die auf dem Kamin lag, packte Jacques ins Genick, schleuderte ihn mit überlegner Kraft zu Boden und schwang das glühende Eisen über dem Haupt des Undankbaren. Und jetzt hätte er ihm den verdienten Lohn gegeben, als plötzlich Louison, die den Lärmen der Streitenden gehört hatte, dazwischen sprang und ihrem Vater in den Arm fiel, und sich weinend und flehend so fest daran hing, daß Jacques Zeit gewann, aufzuspringen und sich bleich und bebend in eine Ecke des Gemachs zu drücken.

Ratinel ließ ermattet die Hand sinken. Er warf die Zange wieder in den Kamin und sprach seufzend, indem er seine Tochter ans Herz drückte, „Und Du rettest ihm noch das Leben, mein armes Kind! Sieh zu, was Dir für Unheil daraus erwachsen wird. Er ist ein Ungeheuer, ein Basilisk! Ja, ja, das Sprüchwort hat Recht: Brüte ein Hahnenei aus, so wird eine Schlange herauskriechen! Weißt Du, was er thun will? Brandschatzen will er mich wie einen Gefangenen! Mich überliefern, mich den Engländern verrathen!“

„O das wird er nicht thun, nimmermehr mein Vater!“ sprach Louison weinend und begütigend. —

Jacques stand in der Ecke und die Knie schlotterten

ihm vor Angſt; er wagte ſich nicht hervor, um aus der Stube zu flüchten, denn er war bange, Ratinel würde ihn packen und ihm den verdienten Lohn geben. Doch dieſer ſprach: „Fort, mir aus den Augen, Elender! Nimmermehr laß Dich hier wieder im Hauſe ſehen! Sonſt thue ich, was mich vergeblich reuen würde!“ Er winkte, Jacques ſchlich, noch an allen Gliedern vor Schrecken zitternd, hinaus.

Louiſon ging ihm nach. Vor der Thür holte ſie ihn ein und faßte ſeine Hand. „Lieber Jacques! Gieb nicht die Hoffnung auf! Der Vater wird ſich verſöhnen laſſen, Du wirſt wiederkommen dürfen. Bleib nur heute in der Stadt, morgen wird ſich Alles gut machen. — Aber Du haſt ja Deinen Hahn nicht mitgenommen? Wart nur einen Augenblick hier, ich werde ihn gleich holen.“ — Sie lief zurück und brachte ihm den Käfig mit dem Hahn. „Gewiß Du wirſt bald zurückkommen!“ rief ſie ihm noch einmal nach, indem er ging. „Ja bald, recht bald,“ antwortete er und ging haſtig der Stadt zu.

Er kam eben noch zur rechten Zeit in Chateau-Thierry an, um dem Kampfe beizuwohnen, den die Hähne der Schüler anſtellten. Ratinels Hahn bewährte ſich noch über Erwartung; er ſchlug alle, die ihm entgegentraten, in die Flucht oder zu Boden, und

nach wenigen Stunden wurde Jacques zum Könige ausgerufen. Er hielt an der Spitze seiner Mitkämpfer, die nun für diesen Tag seine Vasallen waren, einen Umzug unter den versammelten Zuschauern, und kam so auch zu dem englischen Commandanten, der ihn freundlich begrüßte. Jacques nahm die Gelegenheit wahr, ihm zu sagen, daß er ihm etwas Wichtiges zu vertrauen habe. Dieser zog ihn nach beendigtem Umzuge bei Seite, und sie hielten ein langes Gespräch miteinander. Mit vergnügten Augen kam Jacques von da in den Kreis seiner Mitschüler zurück, und ging sogleich zu seinem Lehrer, um ihm den Antrag zu machen, daß er sein Geschäft kaufen wolle. Er zeigte dabei eine Börse mit Gold vor, die den Kaufpreis wenigstens zwiefach enthielt! — —

Ratinel saß am Kamin und schnitzte zierliche Holzstäbe zurecht, die er auf dem Markt zu verkaufen pflegte; sein Zorn war halb verraucht. „Es ist ein Wort," dachte er, „das dem Gereizten in der Hitze entfahren ist; er wird so schändlich nicht handeln, das vermag kein Mensch!" Indem kam Louison ängstlich herein und berichtete, draußen stünden englische Soldaten in großer Menge und besetzten den Pachthof. Ratinel schreckte zusammen, seine Lippen erblaßten; er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, aus der ein kalter Angstschweiß plötzlich ausbrach. „Kind, wir sind verloren!" rief er

aus; „Jacques, die giftige Natter, hat uns verrathen! Komm, gleich zur Hinterthür hinaus, durch den Wald, wir wollen sehen, ob wir die Loire erreichen können.“ Er zog die bestürzte Tochter hastig mit sich fort, doch als sie in den Hof kamen, traten ihnen schon englische Lanzenknechte entgegen. „Da ist der Spion! Greift ihn! Ihn und seine Tochter!“ rief der Anführer, und auf der Stelle wurden sie beide gepackt und in das Gemach geschleppt. Ratinel wollte sich entschuldigen, wollte läugnen; doch vergeblich, Jacques hatte zu viel verrathen, die Beweise lagen offenkundig da. Louison vermochte nichts als zu weinen und sich an ihren Vater anzuklammern. Doch als jetzt der Offizier das Schreckenswort aussprach: „Schneidet dem Hunde die Ohren ab, reißt ihm die Zunge aus, blendet ihn, und hängt ihn dann an Händen und Füßen auf, bis er im Dampf seines brennenden Hauses erstickt“ — da that sie einen lauten Schrei der Angst, stürzte sich dem Offizier zu Füßen und rief: „Er ist unschuldig! Ich war es, die den Feind benachrichtigte! Bringt mich um!“ Doch der rohe Barbar stieß sie mit dem Fuß zurück und rief: „Fort, Du widerliches Scheusal! Du magst Dich dazu hängen, wenn Du Lust hast. Macht mit ihr was Ihr wollt, Leute! Plündert den Hof und steckt ihn in Brand!“ — So wand er sich von ihr los, riß ihr dabei mit dem Sporn in den Arm und ging hinaus! — —

Ratinel ballte krampfhaft die Fäuste, schlug um sich wie ein Rasender und schleuderte drei Kriegsknechte zu Boden. Doch bald hatte man ihn überwältigt, band ihm Hände und Füße über dem Rücken zusammen, und fing an die grausame Marter an ihm zu vollziehn, indem man ihm an einem Seil in die Höhe zog. Da sah er, während einer der Henkersknechte ihm das Ohr herunterschnitt, daß die andern über seine arme Tochter herfielen, und sie zu wildem Mißbrauch, ein Schicksal, vor dem selbst die grausame Krankheit, die ihre Schönheit zerstört hatte, sie jetzt nicht schützte, auf den Boden warfen. Bei diesem Anblick und dem Angstgeschrei Louisons schrie Ratinel laut auf wie ein Rasender: „Blendet mich gleich, daß ich's nicht sehe, habt Barmherzigkeit, blendet mich!" Doch ehe der Stahl in seine Augen drang, war das Aeußerste geschehn, und Ratinel rief jammernd und verzweifelnd aus: „Warum habe ich geglaubt, daß eine gute That sich belohnt, daß eine Wohlthat Segen bringen muß!" — Da schlugen schon die Flammen aus dem Dache auf und die Soldaten mußten flüchten. Höhnend und mit Peitschenhieben trieben sie die arme Louison vor sich her zum Gehöft hinaus, bis sie für todt auf den Boden niedersank. Dort ließen sie sie liegen, schwangen sich auf die Pferde und ritten nach Chateau-Thierry zurück.

Als Louison erwachte, wälzte sich eine dichte Rauch-

wolke über sie hin. Das Haus ihres Vaters war schon zusammengestürzt. Vergeblich rief sie händeringend seinen Namen in die Gluth hinein, vergeblich lief sie rings um das Haus und den Hof herum, von allen Seiten nur Rauch und Flammen. Er konnte nicht mehr am Leben seyn! —

Weinend setzte sie sich endlich vor dem dampfenden Gehöft auf den Boden, wo die Gluth sie wenigstens vor der Kälte schützte; denn sie war beinahe unbekleidet, da die, welche sie mißhandelten, ihre Kleidungsstücke fast ganz herabgerissen hatten. So brachte sie den Tag, brachte sie die Nacht zu. Am andern Morgen quälte sie der Hunger, sie ging in die nächste Hütte und bettelte um Brot. Doch alle Bewohner der Gegend waren Anhänger der Engländer, oder fürchteten sich, die Tochter des Spions aufzunehmen. Mitleidslos wurde sie zurückgewiesen; so ging es ihr an der zweiten, an der dritten Hütte, überall wo sie anklopfte. Endlich sank sie erschöpft unter einem Baum in den Schnee nieder. Es war derselbe, wo ihr Vater vor sieben Jahren Jacques am Wege gefunden hatte. — Da hörte sie von weitem fröhliches Geräusch, Gesang und Schallmeien. Es waren die Schüler von Chateau-Thierry, die, wie es Gebrauch ist, nach Valsecret zogen, um, ihren König an der Spitze, den frommen Vätern ihre Huldigung darzubringen, denen der

König eine Anrede halten mußte. Sie hatten ihre Hüte, wie es Sitte war, mit Stechpalmen geschmückt, und waren fröhlich und guter Dinge, denn es erwartete sie im Kloster eine reichliche Mahlzeit, und zum Abend hatte der König der Neude, Jacques, der plötzlich reich geworden war, ihnen beim Vater Guibal ein großes Trinkgelag versprochen. Es sollte zugleich zum Abschiedsschmaus seyn, denn er war ja nun nicht mehr Schüler, sondern konnte sich Meister Jacques nennen, ein Titel, unter dem er lange Zeit als der beste Copist der ganzen Gegend bekannt blieb. — Als sie an dem Baum vorüberkamen, unterbrach eine klagende Stimme ihren fröhlichen Gesang; sie hielten inne. Da rief Louison: „Jacques, Jacques! Was hast Du gethan! Erbarme Dich meiner, mich hungert und friert! Die Schüler wandten sich um; doch Jacques rief grinsend: „Laßt sie; das ist die Tochter des Spions, seht wie der Teufel ihr Gesicht gezeichnet hat!" Damit wandte er sich ab. Die Knaben in unwissender Rohheit, machten Schneebälle und warfen höhnend nach Louison damit. Sie wollte sich aufraffen und flüchten, doch ihre erstarrten, erschöpften Glieder versagten ihr den Dienst, und sie sank wieder in den Schnee zurück. — Der Zug ging vorüber. — „Ach," seufzte Louison matt, als sie allein war, „also das ist der Segen der Wohlthat! Wo soll denn der Gute seinen Lohn bekommen!" — „Dort

oben, arme Chipi," sprach eine Stimme neben ihr, und eine Hand deutete gen Himmel. Es war die Gytana, die eben des Weges kam. Sie beugte sich nieder, um der Armen zu helfen; doch es war zu spät; matt öffnete sie nur noch einmal die Augen, blickte nach dem Himmel, auf den die Zigeunerin zeigte, seufzte, und verschied. — „Arme Chipi," wiederholte die Zigeunerin, und betrachtete sie gerührt. „Aber ich wußte ja voraus, wie es kommen mußte."

Erroya has eçac
Beguiac dedezac.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

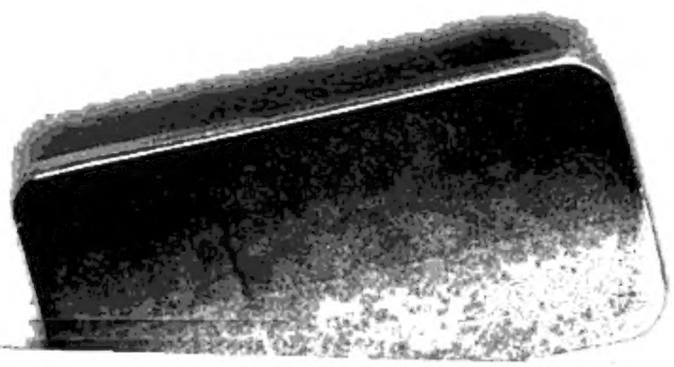
Date Due

PT
2153
.R6S6

Digitized by Google

Date Due

PT
2453
.R6S6



Digitized by Google